Versuch
einer
neuen Logik
oder
Theorie des Denkens.

Nebst
angehängten Briefen
des
Philaletes an Aenesidemus.

Von
Salomon Maimon.

Berlin, 1794.
Bei Ernst Felisch.

You know too that in this academick philoſophy, J am to preſent you with, there is a certain way of Queſtioning and Doubting which no-way ſuites the Genius of our Age. Man love to take party inſtantly. They can't bear being kept in ſuſpence, the Examination torment's em, they want to be rid of it upon the eaſieſt terms. 'Tis as if men fancy'd themſelves drowning whenever they dare truſt to the current of Reaſon. They ſeem hurryng away, they know not whither, and are ready to catch at the firſt twig. There they chuſe afterwards to hang, tho ever ſo inſecurly, rather than truſt their ſtrength to bear them above water. He who has got hold of an Hypthesis how ſlight is ſatisfy'd. He can preſently anſwer every Objection, and with a few Terms of Art give Account of every thing without trouble.

Schaftsburi's Characteriſtiks II. p. 124.

Den

Hochgelahrten Herren

Recenſenten

von Profeſſion *).

*) Ich hoffe, daß die andern Herren Recenſenten, die keine Recenſenten von Profeſſion ſind, es mir nicht übel nehmen werden, wenn ich ſie von der Ehre dieſer Zueignung ausſchließe. Ich habe meine guten Urſachen dazu.

Meine hochgelahrten Herren!

Ich glaube, daß wenn ich mein Buch Ihnen dedizire, ich nicht übler daran bin, als wenn ich es Sr. Majestät dem Kaiser von Marocco dedizirt hätte. Dieser wird es hoffentlich nicht lesen; Sie, meine Herren, werden es zwar Amtshalber lesen, aber — Sie werden, überhäufter Berufsgeschäfte wegen, es nicht so lesen können, wie es gelesen werden muß. Beides ist für mein Buch gleichviel. Doch wollte ich nicht ermangeln, Ihnen die Hochachtung zu bezeigen, die Ihrem schriftstellerischen Range und Ihren Verdiensten um die gelehrte Republik zukommt; und sollte auch die Art, wie ich es thue, nicht der Würde der Sache gemäß seyn, so werden Sie meinen guten Willen für die That selbst annehmen.

Ihnen, meine Herren, über die Art, wie Sie mein Buch rezensiren sollen, Regeln vorzuschreiben, würde eben so unschicklich seyn, als

das Verfahren desjenigen Pedanten, der sich unterstand, einem berühmten Feldherrn, (ich weiß nicht mehr welchem) Vorlesungen über die Kriegskunst zu halten. Doch da Ihr Amt Sie verpflichtet, mein Buch zu tadeln, und Niemand seine Schwächen besser wissen kann, als ich selbst, so kann ich Ihnen einige Winke hierüber geben, die Ihre Arbeit um vieles erleichtern werden.

Erstlich können Sie im Allgemeinen voraussetzen, daß mein Buch nichts Neues und Gutes zugleich enthalten kann, und daß das Neue darin nicht gut, und das Gute nicht neu seyn muß. Meine Theorie des Denkens ist entweder in den unsterblichen Schriften eines Leibnitz, eines Kant schon enthalten, oder muß, im entgegengesetzten Falle, nichts taugen; ein Dilemma, das olim von Sr. Muhomedanischen Majestät gebraucht worden ist, um die Bibliothek zu Alexandrien zum Scheiterhaufen zu verdammen.

Zweitens, da ich meinen Styl und Vortrag selbst tadle, so können Sie getrost die Schuld, warum Sie mein Buch nicht verstehen, darauf schieben. Ich darf doch nicht so unverschämt seyn, einen andern Grund davon an-

zugeben, und Ihnen eine gewisse Anekdote zu Gemüthe zu führen *).

Drittens, wenn Sie anders zu den Puristen gehören, die für die reine Lehre in der Philosophie besorgt sind (sollte sie auch so rein seyn, daß sie am Ende gar nichts enthält) so werden Sie mit Recht meine Verwebung der allgemeinen mit der transzendentalen Logik tadeln.

Viertens, werden Sie in der äußern Form meines Systems Lücken, und in der Eintheilung desselben in Abschnitte und Paragraphen kein Fundamentum divisionis finden. Nun könnte ich Sie zwar auf eine Stelle im Tristram Schandy **) verweisen, aber dies würde zu unbescheiden seyn.

*) Ein polnischer Edelmann kam einst nach Warschau, und da er nichts besseres zu verrichten hatte, ging er die Straßen auf und ab spatzieren. Er sahe allerhand Lebensmittel zum Verkauf ausgestellt; ihn hungert, er greift nach der Tasche; aber da war es wüst und leer! Nun fing er an auf diese Residenzstadt los zu schimpfen: co to so mjasto, sagte er, niemam saco pirogi kupicz! (Was zum H. ist dies für eine Stadt! Man hat nicht einmal, wofür man Semmel kaufen kann!)

**) — And how did *Garrick* speak the soliloquy last night? — O, against all rule, Mylord, — most ungrammatically! betwixt the substantive and the adjective, which should agree together in *number*, *case*

Fünftens. Die Lücken und Mängel, die ich in der kritischen Philosophie entdeckt,

case and *gender*, he made a breach thus, — stopping, as if the point wanted settling; — and betwixt the nominative case, which your Lordship knows should govern the verb, he suspended his voice in the epilogue a dozen times, three seconds and three fifths by a stop-watch, Mylord, each time. — Admirable grammarian! — But in suspending his voice — was the sense suspended likewise? Did no expression of attitude or countenance fill up the chasm? — Was the eye silent? Did you narrowly look? — I look'd only at the stop-watch, Mylord, — Excellent observer!

And what of this new book the whole world makes such a rout about? — Oh! 'tis out of all plumb, Mylord, — quite an irregular thing! — not one of the angles at the four corners was a right angle. — I had my rule and compasses, etc. Mylord, in my pocket. — Excellent critic!

— And for the epic poem your Lordship bid me look at; — upon taking the length, breath, height, and depth is it, and trying them at home upon an exact scale of *Bossu's* — 'tis out, Mylord, in every one of its dimensions. — Admirable connoisseur!

— And did you step in, to take a look at the grand picture in your way back? — 'Tis a melancholy daub! Mylord; not one principle of the *pyramid* in any one group! — and what a price! — for there of nothing of the colouring of *Titian* — the expression of *Rubens* — the grace of *Raphael* — the purity of *Dominichino* the — *corregiescity* of *Corregio* — the learning of *Poussin* — the airs of *Guido* — the taste of the *Carrachi's* — or the grand contour of *Angelo* — Grant me patience, just heaven! — Of all the cants which are canted in this canting world — though the cant of hypocrites may be the worst — the cant of criticism is the most tormenting! etc.

Great

deckt, und in meiner Theorie des Denkens ausgefüllt und verbessert zu haben glaube, werden Sie, wenn Sie anders als eifrige Anhänger dieser Philosophie, dieselbe im Gedächtniß eingeprägt haben, für Mißverständnisse erklären; sind Sie aber geschworne Feinde davon, so werden Sie behaupten, daß Sie diese Mängel schon längst bemerkt, und als unumstößliche Beweise Ihres eigenen Systems aufgestellt haben.

Sechstens. Ueber meinen Grundsatz der Bestimmbarkeit als Kriterium des reellen Denkens a priori und den darauf gegründeten Unterschied zwischen reellem, formellem und willkührlichem Denken, werden Sie, ich weiß selbst nicht was, anzumerken haben.

Siebentens. Wider einzelne Erklärungen und Bestimmungen werden Sie häufig Gelegenheit haben zu bemerken, daß sie wider den

 Sprach-

Great *Apollo!* if thou art in a giving humour — give me — I ask no more, but one stroke of native humour, with a single spark of thy own fire along with it — and send *Mercury*, with the *rules and compasses*, if he can be spared, with my compliments to — no matter.

Sprachgebrauch sind, sollte ich auch darthun können, daß die zu erklärenden Ausdrücke, wenn ihnen nicht die Bedeutung beigelegt wird, die ich ihnen beilege, gar keine Bedeutung haben können. Was hilfts! es ist doch immer Kontrebande, und kann den einheimischen Fabriken und Manufakturen schaden. Niemanden kommt es zu, den Werth einer Münze, sie mag von noch so geringem Gehalt und Gewicht seyn, herabzusetzen, wenn sie nur den Stempel der Republik oder des sie zur Zeit beherrschenden Tyrannen führt. Sie werden aber am besten thun, wenn Sie sonst gegen die Sachen selbst nichts einzuwenden haben, dergleichen Erklärungen aus ihrem Zusammenhange reißen, und so in ihrer Blöße, als Mißgeburten in einem Naturalienkabinet, dem Leser vor Augen stellen. Dies frapirt, und verfehlt gewiß seine Wirkung nicht.

Achtens. Besonders müssen Sie die grammatischen Schreib- und Druckfehler mit einer triumphirenden Miene rügen. Dies ist ein Opfer, das Ihnen der Verfasser, dem an Sachen mehr als an Worten gelegen ist,

ist, gern darbringt; ungefähr so wie der Ziegenbock, den die Juden am Versöhnungsfest sonst dem Teufel darzubringen pflegten, damit er sich nicht an etwas Besseres vergreifen, und sie nachher in Ruhe und Frieden ihrem Jehova opfern lassen möchte.

Dieser Winke, meine Herrn! können Sie sich als eines Leitfadens zu einer sonst mühseligen Arbeit bedienen; einer Arbeit, die ohnedem, (da Ihre Zunft immer zahlreicher wird,) ihren Mann nicht ernährt.

Sie dürfen auch nicht befürchten, daß Sie dem Verfasser mit einer solchen Recension viel Schaden zufügen werden. Mit der Philosophie ist ohnedem in der Welt kein Glück zu machen. Für Leser, die Ihnen auf Ihr Wort glauben, habe ich mein Buch nicht geschrieben. Der denkende Leser aber kann sich nach einer Recension dieser Art nicht richten. Denn obschon Sie, meine Herrn, Ihre Reise um die Welt incognito machen, sich, zum Schutz vor bösem Wetter, in eine Löwenhaut einhüllen, und anstatt daß andere große Herrn incognito reisen um weniger zu scheinen, bei ihnen gerade der umgekehrte Fall ist, daß sie näm-

nämlich mehr scheinen wollen als sie wirklich sind, so giebt es doch gewisse Kriterien, woran man sehen kann, was hinter der Haut steckt. Der Autor spielt mit Ihnen Blindekuh; Sie verbinden ihm die Augen; nicht selten weiß er Sie aber doch zu finden. Doch werde ich Sie, meine Herrn, hoffentlich mit einer Antikritik verschonen, weil eine Antikritik eine Kritik voraussetzt. — Und sollte auch zur Hebung einiger Mißverständnisse, eine Antikritik nöthig seyn, so werde ich doch gewiß damit Ihren Journalen nicht beschwerlich fallen.

Da übrigens, wie ich überzeugt bin, bei Ihnen die Bescheidenheit die größte Autortugend ist, (ob zwar ich nicht einsehen kann, warum sie nicht eben so gut Recensententugend seyn soll) so hoffe ich, wird ihnen schon diese Dedikation, sollten Sie auch weiter nichts lesen wollen, Stoff genug zum Recensiren darbieten. Sie werden also am besten thun, wenn Sie gleich nach Lesung derselben, sich über die Recension hermachen. Ich bin

Meiner Hochgelahrten Herren

ergebenster Diener,

der Verfasser.

Vor-

Vorrede.

Die Vertheilung der menschlichen Erkenntniß in verschiedene Fächer, die Absonderung ihrer Bestandtheile von einander, und die Bearbeitung eines jeden derselben als ein Ganzes an sich, ist so wie die Vertheilung der Geschäfte unter den Bürgern eines wohleingerichteten Staates, von der zunehmenden Kultur des Menschen und der Entwickelung seiner Kräfte unzertrennlich. Doch müssen hierin nicht gewisse Gränzen überschritten werden. Der Zweck der Vertheilung ist die Vervollkommnung eines jeden Theils; diese Vervollkommnung darf aber nicht weiter getrieben werden, als es die Vervollkommnung des Ganzen erfordert.

Die Entwicklung eines jeden Naturwesens besteht darin, daß die Anfangs in seinem Innern verborgenen und in einander verwickelten Bestandtheile sich nach und nach von einander absondern, aber nicht trennen, so daß jeder derselben an Wachsthum aber nicht zum Nachtheil des Ganzen, zunehmen soll.

Ein

Ein Baum wird nach und nach entwickelt, die in seinem Keime verborgenen Wurzeln, Aeste und Zweige erscheinen nach und nach von einander abgesondert. Dieses kann aber nur bis zu einem von der Natur festgesetzten Punkte gehen. Sollte es weiter getrieben werden, so würden diese Bestandtheile des Baumes nicht blos zur vollkommnen Ausbildung des Ganzen von einander abgesondert, sondern zum Nachtheil desselben völlig getrennt, und das Ganze müßte also ersterben.

Einheit im Mannigfaltigen macht die Vollkommenheit eines jeden Wesens aus. Die Absonderung seiner Bestandtheile muß selbst ein Mittel zu ihrer neuen Verbindung abgeben. Je genauer ein jeder Theil einer Maschine an sich dem Zwecke des Ganzen gemäß ausgearbeitet wird, desto genauer greifen die Theile in einander, und desto vollkommner ist das Ganze.

Ohne diese zweckmäßige Vertheilung der Geschäfte und Bedürfnisse unter den Mitgliedern der Gesellschaft, würden diese von einander unabhängig, und eine Gesellschaft überhaupt unmöglich seyn. Die genaue Vertheilung macht das größte mögliche Mannigfaltige, und die daher rührende Abhängigkeit die größte mögliche Einheit der menschlichen Gesellschaft aus.

Wenden wir dieses auf die menschliche Erkenntniß an, so ist aus der Geschichte derselben offenbar, daß

daß die mancherlei Zweige der menschlichen Erkenntniß, die sich in neuern Zeiten zu so vielen für sich bestehenden Wissenschaften ausgebildet haben, anfangs gleichsam in einem verworrenen Chaos unter einander verwickelt waren. Nach und nach wurden die von einander am meisten unterschiedenen und mit einander am meisten abstechenden abgesondert, und als für sich bestehende Wissenschaften behandelt. Nachher fing man an, sogar auf die kleinsten Verschiedenheiten Rücksicht zu nehmen, und dieselbe neuen Eintheilungen zum Grunde zu legen. Dies ging so weit, daß die sieben Wissenschaften der Alten bei den Neuern zu siebenmal sieben und vielleicht noch mehr angewachsen sind.

Hier drängen sich dem Denker folgende Fragen auf:

1) Wie weit kann diese Vertheilung der Wissenschaften getrieben werden, wenn sie zur Vervollkommnung der gesammten menschlichen Erkenntniß dienen soll?

2) Ist die bisherige Vertheilung nach einem in der richtigen Vorstellung des Ganzen gegründeten Prinzip vorgenommen worden, oder war sie bloß ein Werk des Zufalls?

3) Ist durch diese Vertheilung die genaue Verbindung der Wissenschaften mit einander und ihre Abhängigkeit von einander nicht aufgehoben worden? Sind nicht dadurch einige Wissenschaften von

von den übrigen ganz isolirt, andere vielleicht bloß in einer einseitigen Abhängigkeit von den übrigen gesetzt worden?

Daß ich diese Fragen nicht ohne Grund aufgeworfen habe, soll aus der folgenden Erörterung erhellen.

Keine Wissenschaft steht mit allen übrigen in einem solchen engen Verhältnisse, mit keiner andern Wissenschaft ist sowohl der Misbrauch der Vermengung von der einen, als auch der Trennung von der andern Seite so weit getrieben worden, als mit der Philosophie.

Die Logik wird sowohl in der Wolfisch-Leibnitzischen als der Kantischen Schule als eine nicht nur für sich bestehende, sondern auch selbstständige Wissenschaft behandelt. Alle andere Wissenschaften werden wenigstens negativ durch die Logik bestimmt. Die Logik hingegen ist eine in sich selbst gegründete Wissenschaft. Die Abhängigkeit zwischen der Logik und den andern Wissenschaften ist also einseitig. Philosophie und Mathematik als konstitutive Wissenschaften betrachtet, sind von einander ganz unabhängig. Jene legt einem bestimmten Objekte solche Eigenschaften bei, die aus dem Begriffe eines unbestimmten Objekts überhaupt folgen. Diese aber legt einem bestimmten Objekte solche Eigenschaften bei, welche so wenig aus dem Begriffe dieses

bestimmten Objekts, als aus dem Begriffe eines Objekts überhaupt, sondern aus der Konstruktion dieses Objekts selbst folgen. Auch ohne die Begriffe, Grund- und Lehrsätze der Mathematik vorauszusetzen, kann die Philosophie (als Objekt bestimmende Wissenschaft) in der Wolfisch-Leibnitzischen Schule, als die Wissenschaft der Dinge an sich, wie sie nach Begriffen a priori bestimmt werden, und in der kantischen Schule (die eine solche Wissenschaft nicht zugiebt) als diejenige Wissenschaft behandelt werden, die nach dem Begriffe eines möglichen Objekts der Erfahrung überhaupt gegebene Objekte der Erfahrung bestimmt.

Die Eintheilung der Philosophie selbst, und die Abhängigkeit ihrer Theile von einander ist in der Kantischen Philosophie von der in der Wolfisch-Leibnitzischen Philosophie sehr verschieden. Ein Theil dieser Philosophie, nämlich die Metaphysik (die Lehre der Dinge an sich) wird in jener ganz entbehrlich gemacht. Dahingegen enthält jene wiederum die transzendentale Logik, die diese nicht enthält. Die Lehre der Sinnlichkeit als Phänomen betrachtet, gehört in der Wolfisch-Leibnitzischen nicht zur rationellen, sondern zur empyrischen Psychologie, als Ding an sich betrachtet aber gehört sie allerdings zur rationellen Philosophie, aber sie ist alsdann von der Lehre des

 Ver-

Verstandes und der Vernunft nicht verschieden, und beruht auf eben denselben Gründen. In der kantischen Philosophie hingegen gehört die Lehre der Sinnlichkeit selbst, als Phänomen betrachtet, in so fern es a priori bestimmt wird, allerdings zur reinen Philosophie.

Die Abhängigkeit der Sinnlichkeit vom Verstande wird in der Wolfisch-Leibnitzischen Philosophie nicht bewiesen, sondern bloß vorausgesetzt, daß die Sinnlichkeit dasjenige blos verworren vorstellt, was der Verstand von den Dingen an sich entwickelt denken muß, dahingegen der Verstand von der Sinnlichkeit (in der Metaphysik) unabhängig gemacht wird. In der Kantischen Philosophie ist es umgekehrt. Die Sinnlichkeit ist vom Verstande unabhängig; der Verstand von der Sinnlichkeit (in Ansehung seines reellen Gebrauchs) abhängig u. dgl. mehr.

Metaphysik, Moral und Aesthetik scheinen auch in der Wolfisch-Leibnitzischen Philosophie genauer als in der Kantischen Philosophie zusammen zu hängen. Es ist aber hier der Ort nicht, mich näher darüber zu erklären, ich muß es also auf eine andere Gelegenheit versparen.

Die Philosophie überhaupt ist, nach dem Begriffe, den ich mir von ihr gemacht habe, die alles in der menschlichen Erkenntniß regierende Gottheit. Wie die Gottheit sich zum gesammten Universum verhält, so verhält sich die Philosophie zu allen übrigen Wissenschaften. Sie sind ihr nicht koordinirt, sondern subordinirt. Ohne die Gottheit kann keine Welt gedacht, ohne die Welt aber kann die Gottheit nicht erkannt werden. Ohne Philosophie ist keine Wissenschaft überhaupt möglich, weil sie die Form einer Wissenschaft überhaupt a priori bestimmt. Ohne irgend eine andere Wissenschaft vorauszusetzen, hat die Philosophie für uns gar keine Bedeutung.

Die synthetischen Sätze, welche die Philosophie als konstitutive Wissenschaft (nicht blos als Canon) aufstellt, beziehen sich entweder auf eine mögliche Darstellung a priori in der Mathematik, oder auf die der Naturwissenschaft zum Grunde liegende Möglichkeit der Erfahrung, ohne welche jene synthetischen Sätze und die ihnen zum Grunde liegenden Begriffe gar keine Bedeutung haben.

Man kann der Gottheit auf zweierlei einander entgegengesetzte Arten Abbruch thun; entweder dadurch, daß man sie zu sehr über die Natur erhebt, von derselben gänzlich trennt, oder dadurch, daß man sie mit der Natur vermengt. Lukrezens Vorstellung von der Gottheit ist erhaben; aber sie verliert bei ihm ihre Funktion als Gottheit (Erschaffung und Regierung der Welt) d. h. ihr Verhältniß zu der gesammten Natur:

Omnis enim per se Divum natura necesse'st.

Immortali aevo summa cum pace fruatur
Semota ab nostris rebus, sejunctaque longe.
Nam privata dolore omni, privata periclis,
Ipsa suis pollens opibus, nihil indiga nostri.
Nec bene promeritis capitur, nec tangitur ira.

In manchem neuern Religionssysteme ist umgekehrt hauptsächlich auf das Verhältniß der Gottheit zur gesammten Natur (als Schöpfer und Erhalter derselben) Rücksicht genommen, wobei aber die Reinheit der Vorstellung der Gottheit an sich Abbruch leiden müßte. —

Eben so ist es mit der Philosophie im Verhältniß zu andern Wissenschaften beschaffen. Man kann in der Vermengung derselben mit, als in der Absonderung derselben von andern Wissenschaften zu weit gehn. Man hat bisher die Logik nicht als eine bloße formelle Wissenschaft rein genug behandelt. Die Kantianer fingen erst an, sie rein von allem Fremdartigen abgesondert zu behandeln. Sollten sie aber hierin nicht zu weit gegangen seyn? Wir wollen sehen.

1) Die allgemeine Logik hat zwar blos die Gesetze und Formen des Denkens in Beziehung auf ein Objekt überhaupt zum Gegenstand. Sie abstrahirt also nicht nur von den innern Merkmalen auf eine bestimmte Art gegebener Objekte, sondern auch von den Bedingungen a priori, unter

welchen auf eine bestimmte Art gegebene Objekte gedacht werden können. Sie setzt aber nothwendig transzendentale Begriffe und Grundsätze voraus, ohne welche ihre Formen gar keine Bedeutung haben. Der Logiker braucht z. B. nicht zu bestimmen, was (für ein Prädikat) von was (für ein Subjekt) bejaht oder verneint werden soll? Von Bejahung und Verneinung selbst aber muß er doch einen bestimmten Begriff haben. Diesen aber muß er aus der Transzendentalphilosophie entlehnen. Die logische Bejahung und Verneinung setzen die transzendentalen Begriffe von Realität und Negation voraus. Jene sagen relativ aus, was durch diese absolut gedacht wird. Bejahung ist eine durchs Denken bestimmte Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat; Verneinung, Aufhebung einer gedachten Verbindung. Subjekt und Prädikat an sich sind unbestimmt; die zwischen ihnen gedachte Bejahung aber ist allerdings als absolute Realität, und die Verneinung als absolute Negation bestimmt, und so ist es auch mit allen andern logischen Formen beschaffen.

2) Diese Art, die logischen Formen so zu betrachten, als enthielten sie ihre genaue Bestimmung in sich, und wären hierin von transzendentalen Prinzipien ganz unabhängig, hatte zur Folge, daß manche dieser Formen keine bestimmte, von allen übri-

übrigen verschiedene, andere wiederum eine unrichtige Bedeutung erhalten haben. Die Form der unendlichen Urtheile z. B. hat keine von der Form der verneinenden Urtheile verschiedene Bedeutung. a ist nicht non a, und a ist — nicht non a, sind gleichgeltend. Durch beyde Formeln wird die objective Verbindung zwischen a und non a verneint. Es sind bloß verschiedene Bezeichnungsarten für eben denselben Gedanken. Durch die Form der hypothetischen Urtheile soll ein Verhältniß von Grund zu Folge bestimmt werden. Aber eben dieses wird auch durch die kathegorische Form bestimmt! Wenn a ist b, so ist es auch c, ist mit: a welches b ist, ist c, gleichgeltend u. d. gl. Die Formen der Quantität von einfachen Urtheilen gebraucht, ist unrichtig. Einfache Urtheile bestimmen bloß ein unmittelbares Verhältniß zwischen Subjekt und Prädikat, ohne alle Quantität, und nur Schlußsätze die ein mittelbares Verhältniß bestimmen, haben eine Quantität, indem die Quantität hier das Mittelglied bestimmt.

Das einfache Urtheil ab ist a, hat gar keine Quantität, dadurch wird bloß bestimmt, daß a in ab enthalten ist. Sage ich hingegen: alle ab sind a, so ist dieses in der That ein Schlußsatz; dessen einer Vordersatz ab ist a, und der andere: abx (alle ab) ist ab, ist. Durch dieses alles bekommt ab neue Be-

Bestimmungen, und durch den Schlußsatz, wird von ab ausgesagt, daß ungeachtet es jezt unter neuen Bestimmungen gedacht, und also durch keine dieser Prämissen völlig bestimmt wird, es dennoch durch ihre Verbindung, als a, bestimmt wird.

3) Dieses hatte auch zur Folge, daß die Logik nicht als ein zusammenhängendes Ganze systematisch behandelt werden konnte. Die Materialien der Logik unter gewisse Rubriken zu bringen, die Logik in die Lehre von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen einzutheilen; diese wiederum nach Kathegorien zu ordnen, macht so wenig die Logik zu einer systematischen Wissenschaft, als die Eintheilung eines Kompendiums in verhältnißmäßigen Kapiteln, Paragraphen u. s. w. In einem System müssen nicht bloß diese Theile neben einander gestellet seyn, sondern sie müssen in einander greifen, und sich einander (nach einem richtig gefaßten Princip) wechselseitig bestimmen. Das Princip aber, wonach ein System der Logik gedacht werden kann, muß aus der Transscendentalphilosophie hergenommen werden.

4) Diese Art die allgemeine Logik als eine selbstständige, von der transscendentalen Logik ganz unabhängige Wissenschaft zu betrachten, hatte auch dieses zur Folge, daß anstatt jene durch diese zu bestimmen, und die darinn eingeschlichenen Feh-

Fehler zu berichtigen, man vielmehr, die sich in jener eingeschlichenen Fehler in diese übertrug. Um nur ein einziges Beispiel anzuführen, so ist es bekannt, daß die Kritik der reinen Vernunft das transcendentale Princip der Kausalität aus der logischen Form der hypothetischen Urtheile deducirt. Nun habe ich aber gezeigt, daß diese Form keine von der kathegorischen Form verschiedene Bedeutung habe, und daß sie bloß aus einer Täuschung in Ansehung ihres Gebrauchs, in die Logik gerathen ist. Wie kann nun die Kritik der Vernunft aus dieser, von der kathegorischen nicht zu unterscheidenden Form das von dem, dieser entsprechenden Princip der Substantialität so sehr verschiedene Princip der Kausalität herleiten? Sie sollte gerade umgekehrt zu Werke gehen, sie sollte erstlich in der transscendentalen Logik die Realität des Princips der Kausalität an sich, untersuchen; sie würde alsdann gefunden haben, daß das Bewußtseyn seines Gebrauchs keinen Beweiß von seiner Realität abgeben kann, indem sich dieses Bewußtseyn aus einer Täuschung der Einbildungskraft erklären läßt. Dieses Princip bleibt also ein bloßer Gedanke ohne alle mögliche Darstellung, folglich kann auch die ihm entsprechende Form gar keine Bedeutung haben; u. d. gl.

Es geschieht nicht selten, daß man eben damit aufhört, womit man von Rechtswegen hätte anfangen sollen. Ein jeder Denker sollte, ehe er sich über besondere Gegenstände des Denkens macht, die er auf eine eigene, von andern abweichende Art bestimmt, erst der Welt seine eigene Theorie des Denkens überhaupt (in so fern jene Abweichung darinn gegründet ist), vorlegen. Ich habe zwar schon verschiedentlich meine Gedanken, nicht nur über verschiedene Gegenstände der Philosophie, sondern auch über Philosophie überhaupt, ihr Verhältniß zu andern Zweigen der menschlichen Erkenntniß, wie auch das Verhältniß ihrer Theile zu einander geäussert; bin aber zum Unglück nicht verstanden worden, und dies, ich muß es gestehen, nicht ganz ohne meine eigene Schuld. Denn erstlich konnte es seyn, daß ich als ein Ausländer, mit der Sprache, worinn ich schrieb, nicht in dem Grade bekannt war, als nöthig ist, um mich darinn verständlich zu machen. Ich konnte Ausdrücke in einer ganz andern Bedeutung gebraucht haben, als ihnen nach dem gemeinen so wohl, als dem philosophischen Sprachgebrauch zukömmt. Besonders konnte dieses in Ansehung meiner ersten Schriften der Fall seyn.

Zweitens, so muß ich mir zwar hierin selbst Gerechtigkeit wiederfahren lassen, welches mir auch, wie ich hoffe, jeder Denker zugestehen wird, daß ich

bestimmt und systematisch genug denke, doch drücke ich meine Gedanken nicht immer bestimmt und systematisch genug aus, lasse zuweilen Lücken im Vortrage, deren Ausfüllung ich nicht von jedem Leser erwarten kann.

Drittens, welches zwar die Verständlichkeit meiner Schriften erschwert, das ich aber dennoch an sich für keinen Fehler ansehen kann, so erörtere und entwickele ich meine Gedanken über eben dieselben Gegenstände bei verschiedenen Gelegenheiten und in verschiedenen Verbindungen auf ganz verschiedene Arten. Die Gedanken gewinnen dadurch, die Gegenstände werden von verschiedenen Seiten betrachtet; aber der im Denken ungeübte Leser findet keinen festen Punkt, woran er sich halten kann. So habe ich z. B. die Mängel und Lücken der kritischen Philosophie in meiner Propädeutik, in dieser Vorrede, im folgenden Werke selbst, und in den angehängten Briefen an Aenesidemus gezeigt; aber jedesmahl auf eine andere Art. Ursachen genug, um einen Recensenten so verdrießlich zu machen, daß er meine Schriften plattweg für unverständlich erklärt.

Diesem ungeachtet, durfte ich doch meinerseits nichts verabsäumen, was zur Verständlichkeit meiner Gedanken beitragen konnte. Mein Plan in dieser Theorie des Denkens ist, die angeführten Mängel und Lücken der kritischen Philosophie aufzudecken, und eine neue Theorie des Denkens, nach den Forderungen meiner eigenen Kritik aufzustellen. Ich werde darin die allgemeine Logik zwar von der transzendentalen abstrahirt, aber dennoch mit Rücksicht auf dieselbe behandeln. Ich werde, so weit als dieses angeht und meinem Plane nicht zuwider ist, die gewöhnliche äußere Eintheilung und Ordnung der Logik nach den sogenannten dreierlei Operationen des Denkens, wie auch die in der neuen Philosophie so beliebten Klassifikationen nach den Hauptmomenten der Urtheile, beibehalten, werde aber hauptsächlich die innere wesentliche Eintheilung und Ordnung nach einem Prinzip a priori (dem Begriff des Denkens überhaupt) zum Augenmerk haben, wodurch allein ich erst im Stande seyn werde, die Logik systematisch zu behandeln.

Ich habe auch eine eigene Bezeichnungsart gewählt, die mir weit natürlicher und dem dadurch Bezeichneten angemessener zu seyn scheint, als die bisher eingeführte. Ich weiß nicht, ob Jemand vor mir auf diese Bezeichnungsart gerathen ist? Lamberts Bezeichnungsart durch Linien ist von der meinigen ganz verschieden; was Plouquet hierin gethan haben mag, ist mir unbekannt. Doch kann mir dieses gleichviel seyn! Dies betrifft blos das Instrument, nicht aber die Operation des Denkens an sich. Ich

Ich habe nur die Idee zu dieser Bezeichnungsart entworfen, die völlige Ausführung davon aber verspare ich auf eine andere Gelegenheit.

Die angehängten Briefe des Philaletes an Aenesidemus zielen theils darauf ab, die Einwürfe des Aenesidemus wider die kritische Philosophie überhaupt zu heben, theils auch die Lücken und Mängel, die ich in der kritischen Philosophie entdeckt zu haben glaube, und die Art, wie ich in diesem Werke jene auszufüllen und diese zu verbessern gesucht habe, dem Wesentlichen nach im Kurzen darzustellen. Die zwei letzten Briefe vorzüglich können dem denkenden Leser zur vollständigen Uebersicht des ganzen Werkes dienen.

Beleuch-

Beleuchtung einer Recension meiner Streifereien im Gebiete der Philosophie, in der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek, 7 Bds. 2 Stück. 5 Heft.

In einer nicht übel durchgeführten Allegorie giebt die Vorrede zuerst eine kurze Uebersicht über den allmähligen Gang und die Entwickelung der Philosophie, von der Zeit an, wo noch keine festen Grundsätze in ihrem weitläuftigen Gebiete vorhanden waren, bis endlich eine allgemeine Gesetzgebung errichtet, und eine ordentliche Verfassung eingeführt wurde. In diesem großen Lande der Freyheit will der Verfasser nicht sowohl feindliche Streifereyen, als vielmehr friedliche Wanderungen vornehmen, die Mängel, die er hie und da entdeckt, bescheiden und ruhig anzeigen, und dadurch zur Verbesserung des Ganzen das Seinige beytragen. Die Absicht ist gut, wir wollen sehen, was er uns hier mittheilt. I. Ueber die Progressen der Philosophie, veranlaßt durch die Preisfrage der königl. Akademie zu Berlin für das Jahr 1792: Was hat die Metaphysik seit Leibniz und Wolf für Progressen gemacht? S. 1 — 58. Ein Freund forderte ihn auf, bey dieser Frage auch zu concurriren; als Kantianer konnte er nicht, weil es gar keine Metaphysik (Wissenschaft der Dinge an sich) giebt; um aber doch etwas, und zwar etwas noch Wichtigeres zu thun, verwandelte er sie in die allgemeinere: Was hat die Philosophie seit Leibnitz und Wolf gewonnen? und beantwortet sie nun hier so, daß er 1) zeigt, was und wie eine Wissenschaft überhaupt an Extension und Intension gewinnen könne; daß er 2) die Philosophie als die Wissenschaft von der Form aller Wissenschaft überhaupt erklärt, und sie in die reine, angewandte und praktische Philosophie eintheilt; daß er 3) den möglichen Gewinn für Philosophie überhaupt, die als reine Wissenschaft jetzt vollendet seye, als angewandte und praktische hingegen hauptsächlich an Extension zunehmen könne, bestimmt, und endlich 4) und 5) nachdem er das Eigenthümliche der Leibnitzischen Philosophie angegeben hat, in Beziehung auf die eigentliche Frage das Resultat herausbringt, daß durch diesen gro-

ßen

ßen Mann die Philosophie eine völlig systematische Form, und seit ihm einen beträchtlichen Zuwachs an neuen Wissenschaften, nämlich Moral, Naturrecht und Aesthetik, und endlich den Skepticismus und die Kritik bekommen habe. (Diese ganze Abhandlung enthält ohne Zweifel manche gute und tiefsinnige Gedanken, aber nicht sorgfältig genug entwickelt, nicht fest genug in einander gefügt, nicht mit gehöriger Deutlichkeit dargelegt. Daß die Philosophie die Wissenschaft der Form aller Wissenschaft überhaupt heißt, dies mag als bloße Exposition ihres Begriffs immerhin gelten, aber ihre Eintheilung in reine Philosophie, die ihren Gegenstand für sich und abgesondert von allem übrigen, in angewandte, die zwar einen vermischten Gegenstand, aber in der Qualität einen reinen, und in pratische, die einen empirischen Gegenstand als einen solchen betrachtet, wird schwerlich Beifall finden, denn außerdem, daß sie schon dem Sprachgebrauch zuwider ist, so scheint die reine und angewandte Philosophie völlig in eins zusammen zu fallen, indem die angewandte, wenn sie einen vermischten Gegenstand in der Qualität eines reinen betrachtet, eben so wie die reine alles übrige absondern, und den Gegenstand für sich betrachten muß. Die praktische hingegen, wenn sie einen empirischen Gegenstand bloß als einen solchen zu ihrem Objekt hat, kann, da es ihr an Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit fehlen muß, kaum mehr Philosophie heißen a). Wir können auch nicht einsehen, wie der Vf. bey diesen Erklärungen die Transscendentalphilosophie, die die Formen des Denkens in Be-

a) Also meine Eintheilung der Philosophie ist wider den Sprachgebrauch! Aber wider welchen Sprachgebrauch? Ueberhaupt kann eine Eintheilung einer andern zuwider, sie kann auch an sich unrichtig seyn; wie aber eine Eintheilung wider den Sprachgebrauch seyn kann, sehe ich nicht ein. Soll es aber so viel heißen, als: die Glieder der Eintheilung sind wider den Sprachgebrauch erklärt, so verfährt der Recensent hierin sehr gnädig mit mir, denn, wie es ihm nachher scheint, so ist die angewandte und praktische Philosophie nicht nur wider den Sprachgebrauch erklärt, sondern sie hat gar nichts zu bedeuten.

Aber diesem Scheinen ungeachtet, so behaupte ich dennoch, daß meine Eintheilung der Philosophie in eine reine, angewandte und praktische Wissenschaft auf einem sehr guten Fundamentum divisionis beruht.

Laßt uns erstlich sehen, was diese Eintheilung in der Mathematik bedeutet, und auf welchen Gründen sie beruht? Die reine Mathematik bestimmt ihre Objekte a priori; daß ein Dreieck z. B. möglich ist, und daß es diese und jene Eigenschaften hat, brauche ich nicht erst an empyrischen Objekten, die dreieckigt sind, zu erfahren, ja es ist gar möglich, daß ich nie genau solche Objekte in der Erfahrung antreffen werde, sondern ich erkenne es durch eine Konstruktion a priori.

Die angewandte Mathematik betrachtet zwar einen empyrischen Gegenstand, aber blos in der Qualität eines reinen Gegenstandes der Mathematik. So betrachtet z. B. die Astronomie die Planeten und ihre Bewegung um die Sonne, bloß in wie fern die Bahnen ihrer Bewegung elyptisch sind, und wendet die Theorie der Elypse auf diese Bewegung an. Aber eben so gut kann sie auch die Theorien anderer krummen Linien auf die Bewegung der Planeten anwenden, nämlich unter Voraussetzung, daß sich die Planeten in solchen bewegen. Die angewandte Mathematik bekümmert sich nicht um die wirkliche, sondern bloß um die mögliche Subsumtion der empyrischen Objekte unter den a priori bestimmten Objekten der reinen Mathematik.

Die praktische Mathematik hingegen setzt nicht nur ein empyrisches Objekt, sondern auch die wirkliche Subsumtion desselben unter dem a priori bestimmten Objekte der reinen Mathematik voraus. Die aus der Voraussetzung, daß sich die Planeten um die Sonne in einer andern krummen Linie als die Elypse bewegen, herzuleitenden Folgen, können den Planeten nicht wirklich beigelegt werden, weil sie sich in der That in einer Elypse bewegen.

Nun behaupte ich, daß diese Eintheilung allerdings auch in der Philosophie statt findet.

Die reine Philosophie hat bloß die Handlung des Denkens, in so fern sie durch Gesetze a priori bestimmt wird, zum Gegenstand. Die Logik betrachtet die Formen des Denkens in Beziehung auf ein Objekt überhaupt. Die Transzendentalphilosophie betrachtet die Formen des Denkens in Beziehung auf ein Objekt einer möglichen Erfahrung (nach Kant) oder Darstellung a priori (nach mir) überhaupt.

Die angewandte Philosophie hat nicht bloß die Handlung des Denkens, sondern bestimmte Objekte möglicher Erfahrung zum Gegenstand, die sie aber blos in wie fern sie durch die Form des Denkens als Objekte des Denkens und einer möglichen Erfahrung überhaupt bestimmt sind, d. h. in der Qualität des reinen Denkens betrachtet.

Die praktische Philosophie bestimmt durchs Denken empyrische Objekte wirklicher Erfahrung, indem sie dieselbe dem reinen Denken subsumirt.

Ich will dieses durch ein Beispiel erläutern. Die logische Form der hypothetischen Urtheile: wenn a gesetzt wird, so muß auch b gesetzt werden, bezieht sich als eine mögliche Form auf Objekte überhaupt. a und b mögen bedeuten, welche

Beziehung auf einen Gegenstand der Erfahrung überhaupt betrachtet, zur reinen, und doch die Moral, die den Menschen

unter

welche Objekte sie wollen, so können sie immer als durch diese Form in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden gedacht werden. Eben so läßt die transzendentale Form der Kausalität: wenn a vorhergeht und b darauf (nach einer Regel, daß es immer so und nicht umgekehrt ist folgt, so macht das Daseyn von a das Daseyn von b nothwendig, die Objekte a und b an sich ganz unbestimmt, und bestimmt bloß ihr Verhältniß zu einander in einer Anschauung a priori (der Zeitfolge). Hier ist noch von keiner Subsumtion gegebener empyrischer Objekte unter diesem Gesetze die Rede.

Die eigentliche Naturwissenschaft (nicht Metaphysik der Naturwissenschaft nicht angewandte Mathematik) bestimmt die Ursachen in der Erfahrung nicht blos möglicher, sondern wirklich gegebener Erscheinungen, d. h. sie subsumirt wirklich gegebene Erscheinungen unter dem Gesetze der Kausalität. Sie ist also eine praktische, zur wirklichen Erfahrung brauchbare Wissenschaft, und da sie eine Wissenschaft aus Begriffen (und nicht wie die Mathematik aus Konstruktion der Begriffe) ist, so ist sie eine praktische Philosophie. Eben so ist die Psychologie, in so fern ihr ein in der Erfahrung gegebenes Gesetz (der Association) zum Grunde liegt, praktische Philosophie. Denkt man sich aber andere (eigentlich sogenannte) Naturgesetze, als die in der Erfahrung gegebenen, z. B. daß die Anziehungskraft nicht in geradem Verhältniß der Massen und umgekehrtem Verhältniß der Quadrate der Entfernungen (wie es sich wirklich verhält, sondern in irgend einem andern Verhältniß, und daß das Associationsvermögen nicht in geradem Verhältniß der Kontiguität (in Zeit und Raum), sondern in umgekehrtem Verhältniß wirkt, und sucht Erscheinungen diesen Gesetzen gemäß zu bestimmen, so wird die auf diesen Voraussetzungen gegründete Naturwissenschaft und Psychologie noch immer (in so fern sie bestimmte Objekte möglicher Erfahrung zum Gegenstande haben) angewandte, aber keine praktische, zur wirklichen Erfahrung brauchbare Philosophie.

Will man keine angewandte und praktische Philosophie zugeben, weil man in diesen auf die gegebenen empyrischen Merkmale der Objekte keine Rücksicht nimmt, und denselben nur das, was ihnen als Objekte des Denkens und einer möglichen Erfahrung überhaupt zukommt, beilegt, so müßte man auch aus diesem Grunde keine angewandte und praktische Mathematik zugeben, weil hier gleichfalls von den gegebenen Merkmalen der Qualität der Objekte abstrahirt wird, und die Objekte als bloße Quantitäten betrachtet werden.

Die Moral hat ein vernünftiges, mit freiem Willen begabtes Wesen, d. h. ein bestimmtes Objekt, zum Gegenstand. Sie ist also nicht mehr reine, sich blos auf die Handlung

des

unter der Qualität der bloßen Vernunft zum Gegenstand hat,

zur

des Denkens beziehende, sondern angewandte, sich auf ein bestimmtes Objekt beziehende Philosophie. Um aber praktisch zu seyn, müßte der Mensch nicht nur diesem Begriffe subsumirt werden können, sondern demselben wirklich subsumirt werden. Zu diesem Behuf müßte erstlich als ein Faktum des Bewußtseyns dargethan werden, daß der Mensch mit einem freien, von der Kausalität der Natur unabhängigem Willen begabt ist; und dann auch, daß dieser von der Kausalität der Natur unabhängige Wille von der Kausalität der Vernunft abhängig ist. Dieses alles aber kann blos problematisch gedacht, nie aber assertorisch von dem Menschen behauptet werden.

Die Kausalität der Natur (der eigennützige Trieb) ist als Faktum des Bewußtseyns gegeben. Aber aus eben dem Grunde kann die Kausalität der Vernunft nie als Faktum dargethan werden. Die Frage in der Kantischen Moral: Wie ein Mensch unter Voraussetzung der Kausalität der Vernunft in diesem oder jenem Fall handeln muß? ist der Frage in der angewandten Mathematik ähnlich: Wie, unter Voraussetzung eines andern Gesetzes der Schwere als des allgemein bekannten, eine Kanone gerichtet werden muß, um diese oder jene Wirkung hervorzubringen? Diese Frage läßt sich recht gut beantworten; aber, leider! wir können von dieser Beantwortung keinen praktischen Gebrauch machen. Aber hierin hat noch die Beantwortung dieser Frage einen Vorzug vor jener, daß durch diese Beantwortung zwar nichts in der wirklichen, aber doch in einer möglichen Erfahrung brauchbares, durch jene Beantwortung hingegen nicht einmal etwas in Beziehung auf eine mögliche Erfahrung bestimmt wird. Hiemit glaube ich meine Eintheilung der Philosophie genugsam gerechtfertigt zu haben.

„Aber," sagt der Recensent, „die praktische Philosophie kann, da es ihr an Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit fehlen muß, kaum mehr Philosophie heißen."

Aber, erwiedere ich, wenn dem so ist, so kann es auch keine praktische Mathematik geben, die Eigenschaften eines runden Körpers z. B. sind allerdings nothwendig und allgemeingültig; die Beurtheilung hingegen, daß dieser Körper rund ist, und ihm folglich diese Eigenschaften zukommen, kann nie nothwendig und allgemeingültig seyn. Eben so wenig kann die Subsumtion gegebener Erscheinungen unter dem Gesetz der Kausalität auf Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit Anspruch machen. Sonst könnte es unter den Physikern über die Ursachen gegebener Erscheinungen keine Streitigkeiten geben. Man kann sich aber doch dieser Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit immer nähern. Je mehrere gleiche Linien von einem Punkte dieses für rund gehaltenen Körpers nach seiner Peripherie gezogen werden können; je genauer die für die Ursache angenommene Erscheinung mit ihrer Wirkung nach dem Gesetze

der

zur angewandten Philosophie rechnen kann b), so wie es uns überhaupt unrichtig zu seyn scheint, die Logik von der Transscendentalphilosophie dadurch zu unterscheiden, daß jene die Form des Denkens in Beziehung auf ein Object überhaupt, diese — in Beziehung auf ein Objekt in einer möglichen Erfahrung untersucht, da doch die Logik von aller Beziehung auf ein Objekt gänzlich abstrahirt c). In dem 4ten Abschnitt, wo das Eigenthümliche der Leibnizischen Philosophie angegeben wird, behauptet der Verf., daß seine angeborne Vorstellungen, seine Monaden, und also auch seine Harmonia praestabilita gegen die Kritik, die die objective Realität aller dieser Assertionen aufhebe, nicht anders gerettet werden könne, als wenn man annehme, welches aber freylich seine Schüler nicht annehmen werden, daß er dies alles bloß als Fictionen in seinem exoreti-

schen

der Stetigkeit zusammenhängen, desto näher kommt man zu dieser, einer jeden Wissenschaft erforderlichen, Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit.

b) Daß der Recensent nicht einsehen kann, wie ich die Transzendentalphilosophie zur reinen, und doch die Moral zur angewandten Philosophie rechnen kann, befremdet mich nicht wenig. Ich habe mich schon darüber erklärt, daß ich zur reinen Philosophie das Denken überhaupt, sowohl in Beziehung auf ein ganz unbestimmtes, als in Beziehung auf ein, zwar durch Bedingungen des Erkennens bestimmtes, an sich aber dennoch unbestimmtes Objekt überhaupt; zur angewandten Philosophie aber blos das Denken eines an sich bestimmten Objekts rechne. A ist b in der Logik, heißt a widerspricht nicht b; oder a und b werden als in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden gedacht. In der Transzendentalphilosophie aber heißt es a und b sind als in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden, durch Bedingungen a priori erkennbar. In beiden aber bedeuten a und b an sich unbestimmte Objekte.

Die Moral hingegen hat ein an sich bestimmtes Objekt (ein mit Vernunft und freiem Willen begabtes Wesen) zum Gegenstande. Jene gehören also zur reinen, diese aber zur angewandten Philosophie.

c) Dies war ein Meisterstück von einer Einwendung! Wenn ich sage: die Logik betrachtet die Formen des Denkens in Beziehung auf ein Objekt überhaupt, so muß wahrhaftig die Logik von aller Beziehung auf bestimmte Objekte abstrahiren, oder will etwa der Recensent haben, daß die Logik selbst von Beziehung auf ein Objekt überhaupt abstrahire, d. h. eine Wissenschaft seyn soll, die sich auf gar nichts bezieht?

schen Vortrag gebraucht habe, und doch betrachtet er es hernach als den ersten und wichtigsten Gewinn für die Philosophie seit Leibniz und durch ihn, daß sie durch seine Harmonia praestabilita, die doch keine Realität hat, sondern eine bloße Fiction ist, die vollkommenste Form einer Wissenschaft überhaupt erhalten habe, indem sie das größte mögliche Mannichfaltige unter die höchste Einheit der Principien in der vollkommensten systematischen Ordnung subsumire. Dieses können wir nicht zusammen reimen. Mögen auch Fictionen in andern Wissenschaften immerhin nützlich und zweckmäßig seyn, so können wir ihnen doch in der Philosophie, wo es vorzüglich um objektive Realität zu thun ist, keinen Platz einräumen d). Eben so befremdend war es uns auch, die Entstehung der kritischen und sceptischen Philosophie zugleich unter die Progressen der Philosophie gezählt zu sehen, da doch nach der eigenen Vorstellung des Vf. die eine die andere aufhebt. II. Ueber die

 Aest-

d) Sonderbar genug! Der Recensent widerlegt mich nach den Begriffen, die er sich von Fiktionen, Philosophie u. s. w. gemacht hat. Ich widerhohle abermals meine Behauptung, daß die Philosophie nichts anders als die Wissenschaft von der bloßen Form einer Wissenschaft überhaupt ist. Es liegt ihr so wenig an der (metaphysischen) Wahrheit der Prinzipien, wovon sie ausgeht, als der Resultate, wozu sie endlich gelangt, an sich, sondern bloß an die Tauglichkeit der Principien als Principien zur Erhaltung der höchsten möglichen Vernunfteinheit. Fiktionen sind eben solche Prinzipien, die an sich nicht wahr sind, aber dennoch zum Behuf der wissenschaftlichen Form angenommen werden. So wenig dem Astronomen, als solchem, daran gelegen seyn kann, zu bestimmen, ob die Sonne um die Erde, oder die Erde um die Sonne sich bewege, und, wenn er ja das letzte annimmt, dies von ihm nicht wegen der objektiven Wahrheit dieser Hypothese an sich, sondern blos deswegen geschieht, weil nur unter dieser Voraussetzung ein Weltsystem möglich, und die Astronomie eine systematische Wissenschaft ist; eben so wenig kann dem wahren Philosophen daran liegen, ob unsere Erkenntniß einen Realgrund außer dem Erkenntnißvermögen hat, der sich aus dem Erkenntnißvermögen selbst herleiten läßt, wie die kritischen Philosophen behaupten, und wenn er diesen beipflichtet, so geschieht es bloß deswegen, weil vadurch die höchste mögliche systematische Einheit in unserer Erkenntniß erhalten wird, wodurch alles darin im genauesten Zusammenhange erklärbar ist. Dahingegen die Assertionen der Dogmatiker von den Dingen an sich ganz müßig sind, weil sich daraus nichts in unserer Erkenntniß erklären läßt.

Die Erfindung der Fiktionen zur Erweiterung und systematischen Ordnung der Wissenschaften ist ein Werk

der

Aesthetik. S. 61 — 176. Bey dieser Abhandlung ist es uns unmöglich, unsern Lesern einen vollständigen und zuverläßigen Begriff von dem Ideengang derselben zu verschaffen, denn wir haben uns selbst keinen machen können. Wir zweifeln zwar nicht daran, daß der Vf. ganz ordentlich und systematisch gedacht habe, aber wir konnten den Faden nicht finden, der uns durch das Ganze glücklich hätte hindurch leiten können, oder wenn wir ihn gefunden zu haben glaubten, so verloren wir ihn immer sogleich wieder aus den Händen. Unsere Leser müssen sich also schon damit begnügen, daß wir ihnen bloß einiges von dem, was uns am meisten aufgefallen ist, anzeigen. S. 62. „Aesthetik, als Wissenschaft der Empfindung oder „Beurtheilung des Schönen, ist nur alsdann möglich, wenn „die Empfindung des Schönen Folge der Beurtheilung des „Objektes in Ansehung eines Begriffs, einer Regel, oder eines „Zwecks ist. Dieses muß zuerst als Factum dargethan wer„den; kann dieses nicht geschehen, wie es denn auch nicht ge„schehen kann, so läßt sich die Aesthetik nur problematisch be„handeln.“ Wir dächten, sie wäre alsdann gar nicht möglich l). Nun will der Vf. in seiner Abhandlung zuerst einen Satz zum Grunde legen, die verschiedenen Arten sowohl der Uebereinstimmung, als der Begriffe bestimmen, und daraus die verschiedenen Arten der Schönheit ableiten — also aus einem bloß problematisch angenommenen unerweislichen Grunde der Schönheit sucht er ihre Arten abzuleiten; wir merken wohl,

der Vernunft. Die Vorstellung dieser Fiktionen als reelle Objekte ist ein Werk der Einbildungskraft. Dennoch kann selbst derjenige, der diese Vorstellung für falsch erklärt, dieselbe nicht zwar zum Behuf der Wissenschaften an sich, sondern ihres praktischen Gebrauchs wegen zugeben, wodurch er die Philosophie mit dem sogenannten Bonsens aussöhnt.

l) In der Einleitung zu dieser Abhandlung, sage ich: die Aesthetik als brauchbare Wissenschaft muß auf allgemeingültigen objektiven Prinzipien beruhen. Da aber das Geschmacksurtheil auch ohne Voraussetzung dieser objektiven Principien, aus subjektiven Prinzipien (nach den Gesetzen der Ideenassociation) sich herleiten läßt, so kann ich die Aesthetik als Wissenschaft blos problematisch behandeln. Hierauf sagt der Recensent: „Wir dächten, sie wäre alsdann gar nicht möglich?“ Also eine auf problematisch angenommenen Principien gegründete Wissenschaft ist gar keine Wissenschaft. Die Kantische Moral also, welche die Kausalität der Vernunft problematisch zum Grunde legt, würde dem Recensenten zufolge gar keine Wissenschaft seyn. Er muß einen sonderbaren Begriff von einer Wissenschaft haben!

was er damit sagen will, aber er drückt sich nicht gut aus. S. 73. „Das Princip des Geschmacks ist zwar ein durch „Induction herausgebrachtes und allgemein gemachtes „Gesetz — — es beruht aber auf einer transscendentellen „Eigenschaft unsers Gemüths, wodurch es nur durch „Einheit im Mannichfaltigen in Thätigkeit gesetzt werden kann.“ Dies dünkt uns ein Widerspruch zu seyn f). S. 76 fällt der Vf. auf einmahl aus der Aesthetik in die Moral, man sieht kaum wie. S. 80. „Schönheit beruht auf die größte mög„liche Uebereinstimmung (so schreibt der Vf. immer) der Wir„kungen des Verstandes, oder der objektiv-reproductiven mit „der Wirkung der productiven Einbildungskraft zur Hervor„bringung der größten Summe beyder Wirkungen. S. 82. „Die productive Einbildungskraft ist das bekannte Dichtungs„vermögen, welches darinn besteht, die wahrgenommenen „Gegenstände, nicht in der Ordnung und Verbindung ihrer „Coexistenz und Succession, sondern in derjenigen Ordnung „und Verbindung, die in einer gewissen Stimmung des Ge„müths zu Beförderung der freyen Thätigkeit der Einbildungs„kraft sich einander im Objekte entgegengesetzt, indem sie ihre „Wirkungen einander wechselsweise haben.“ Sollten wohl solche Erklärungen auch zu den Progressen der Philosophie gehöreng)? Das leztere hat gar keinen Sinn, wir vermuthen da-

f) Der Recensent, der vermuthlich auch in Kants Schriften gegukt hat, versteht vermuthlich unter transzendental nichts anders, als eine solche Bestimmung des Gemüths a priori, wodurch ein Objekt der Erfahrung überhaupt möglich wird. Aber der Recensent sollte bedenken, daß dieser Ausdruck in einem ganz andern Sinne schon lang vor Kant gebraucht worden ist. Man hat sogar transzendentale Linien, transzendentale Gleichungen u. s. w. wo transzendental blos einen hohen Grad von Allgemeinheit bedeutet, und in diesem Sinne nehme ich es auch hier.

g) Allerdings, Herr Recensent! Weil man sonst immer das Dichtungsvermögen blos negativ, als das Vermögen, Dinge in einer andern Ordnung und Verbindung vorzustellen, als sie durch die Sinne wahrgenommen worden sind, erklärte; ich hingegen eine sehr wichtige positive Bestimmung hinzufüge, nämlich das Prinzip, nach welchem dieses Vermögen ausgeübt wird. Es ist dem Dichtungsvermögen nicht gleichviel, welche Dinge und in welcher Ordnung es dieselben komponirt, sondern es liegt schon in seiner Grundeinrichtung, daß es sie so verbinden muß, daß ihre Vorstellungen einander am meisten befördern, und am wenigsten einander Abbruch thun; und wenn nicht dieses Dichtungsvermögen durch die zufälligen Bestimmungen der reproduktiven Einbil-

her, daß beym Abdruck einige Wörter herausgefallen sind h). S. 80. und 81 läßt der Vf. die Begriffe von Natursubstanzen, Ursache u. s. w. aus Erfahrung und Beobachtung durch eine Art von Induction entspringen. Was S. 100 — 102 zur Erklärung der Mittheilbarkeit eines Geschmacksurtheils vorkommt, das können wir nicht verstehen — auf diese Art kann alles mitgetheilt werden, und wird doch nicht mitgetheilt i). III. S. 179 — 244. Philosophischer Briefwechsel zwischen dem Vf. und dem Hrn. Prof. Reinhold, nebst einem vorangeschickten Manifest. In diesem sucht der Vf. zuerst die hier ohne Vorwissen des Hrn. Prof. Reinholds geschehene Bekanntmachung seiner Briefe zu rechtfertigen; er langt aber damit nicht aus. Hierauf schildert er Reinhold als einen tiefen formellen, aber nicht reellen Denker, und setzt das discursive und objektive reelle Denken einander entgegen, welches aber nach unserm Dafürhalten einander gar nicht entgegen ist k). Die kritische und dogmatische Philosophie söhnt er dadurch mit einander aus, daß er die Objecte der dramatischen Philosophie (Metaphysik) für bloße Fictionen erklärt, d. h. daß er die Dogmatik selber aufhebt. 1ter Brief. Der Verfasser legt dem Hrn. Prof. Reinhold die Frage vor, ob die kritische Philosophie im Stande seye, allen Scepticismus eben so aufzuheben, wie den Dogmatismus? Kant setze nämlich bey dem Princip seiner Transscendentalphilosophie die Erfahrung als Factum voraus; dieses Factum lasse sich bestreiten durch einen Scepticismus, der zwar Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit in der Mathematik, aber nicht in der Erfahrung zugebe. (Man sieht wohl, daß der Vf. mögliche und wirkliche Erfahrung

dungskraft in seiner Wirkung so häufig gestört wäre, so würde jeder Mensch ein vollkommner Dichter seyn.

h) Endlich hat doch der Recensent die Gewogenheit für mich, diese durch Druckfehler verunstaltete Stelle für das zu halten, was sie wirklich ist; und wenn er dieses gleich anfangs gethan hätte, so hätte er seine leere Deklamation gegen meine Erklärungen, die an diesem Unglück nicht im mindesten Schuld haben, ersparen können. Der Rezensent sollte die Gewogenheit haben, das kleine Wörtchen nicht, welches vom Setzer weggelassen worden ist, hinzuzudenken. Es muß heißen: „sich einander im Objekte nicht entgegengesetzt u. s. w.

i) Ich bin kein Oedipus, um enträthseln zu können, was der Recensent hier haben will.

k) Nach unserm Dafürhalten aber können sie allerdings einander entgegengesetzt seyn.

verwechselt.) Reinhold lege nun zwar den Satz des Bewußtseyns zum Grunde, dieser gelte aber nur von dem Bewußtseyn einer Vorstellung, nicht aber von allem Bewußtseyn überhaupt. Hierauf antwortet Reinhold im 2ten Brief, daß man Natur- und Moralphilosophie gar wohl beweisen könne, entweder durch unbestimmte und unentwickelte oder durch bestimmte und entwickelte Grundsätze, das erstere habe Kant, das letztere er gethan. Das war nun freylich keine bestimmte befriedigende Antwort auf die vorgelegte Frage, daher dringt nun unser Vf. aufs neue in ihn, und erlangt eben so wenig Befriedigung als vorher; (3 — 6ter Brief.). Im 7ten Schreiben trägt unser Verf. eine neue Frage vor, wie man dem Kant. Moralsystem wahre Realität beylegen könne, da die uneigennützige und freye Bestimmung des Willens durch das Moralgesetz in keinem Falle erwiesen werden könne, allein auch hierüber wird nichts entschieden, beyde werden bitter gegen einander, und auch dieser Briefwechsel endigt sich, wie fast alle gelehrten Streitigkeiten. (7 — 9. Br.) Die IV. Abhandlung ist ein Versuch über die rhetor. und philos. Figuren. S. 247 — 271. Wir können, da wir ohnehin schon weitläuftig genug waren, hievon nicht gar viel mehr sagen. „Figuren überhaupt sind," nach der Erklärung des Vf., „Vorstellungsarten, die in Beziehung auf ein Object nicht ursprünglich, sondern nach Gesetzen der Einbildungskraft in uns hervorgebracht werden. Die Uebertragung einer Vorstellung „von einem Objekt, dessen Vorstellung so ursprünglich ist, auf „den mit ihm associirten ist die Quelle der theoretischen, die „Vorstellung eines in seiner Art höchsten Ideals als einem „reellen Objekt zugehörig, die Quelle der philosophischen. „Was die erstern betrifft, so müssen die Dinge, deren Ausdrücke von einander abgeleitet werden, zwar in einer Beziehung auf einander stehen, diese Beziehung aber kann nicht „die Einerleyheit seyn, weil sonst die Bedeutung zwar transscendental, aber nicht abgeleitet seyn würde. (Hiergegen ließen sich noch viele Einwendungen machen.) Es muß also „eine subjective Beziehung seyn, und da die verschiedenen Arten subject. Beziehungen der Dinge aus der Logik bestimmt „werden können, so können alle mögliche Arten von Tropen „nach diesem Princip in ein System gebracht werden. Philosophische Figuren sind transscendentale Täuschungen; z. E. „die Vorstellung des Raums und der Zeit, als Objecte der „Anschauung an sich, da sie doch nicht transsc. Formen der „Objekte der äußern oder innern Anschauung, sondern ihrer „Verschiedenheit sind." Vorstellung von Ausdehnung und

Theilbarkeit des empirischen Raums ins Unendliche. Leerer Raum. (Ob nicht der Vf., indem er hier die Kritik berichtigen wollte, sich selber getäuscht haben mag l)? In Beziehung auf die Schlußnote des Vf. S. 272, wollen wir zwar nicht sagen, daß es der Mühe nicht werth seye, ihn zu verstehen, auch nicht, daß es mehr Mühe koste, das Eigenthümliche seiner Gedanken zu finden, als einige Stecknadeln in einem Heuhaufen; wenn es aber auch etwas weniger kostet, so ist es doch für den wahren Gewinn beynahe schon zu viel m).

l) Bis der Recensent also die Frage beantworten wird, kann ich ruhig schlafen.

m) Wenn ein Recensent den Verfasser nicht versteht, und Einwürfe macht, deren Ungrund auch einem mittelmäßigen Denker leicht in die Augen fallen muß, so sollte man denken, daß ein solcher Recensent zu der letzten Aeusserung ganz und gar nicht berechtigt ist. Wir wollen daher in seinem Tone sagen: In Beziehung auf die Schlußanmerkung des Recensenten S. 357. wollen wir zwar nicht sagen, daß diese Recension nicht verdient, daß man darauf Rücksicht nehme, und daß sie mehr Partheilichkeit und Seichtheit verräth, als die andere, von der ich in meiner Schlußnote spreche, wenn es aber auch etwas weniger ist, so ist dieses wenige doch für eine solche Recension beinahe schon zu viel.

Beleuchtung einer Recension meiner Abhandlung über die Progressen der Philosophie in der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek. 8 Bds. 2 St. 6 Heft.

Man redet jetzt häufig von den großen Fortschritten, die ganz neuerlich im Gebiete der Philosophie geschehen seyn sollen. Es war also wohl der Mühe werth, die Beschaffenheit dieser Fortschritte genau anzugeben, und dasjenige sorgfältig zu bestimmen, worin der Zustand der Philosophie in den neuesten Zeiten den Zustand eben derselben Wissenschaft in ältern Zeiten übertrifft. Dieser Arbeit hat sich Hr. Maimon in dem vor uns liegenden Werke unterzogen, das freylich die aufgeworfene Frage noch nicht völlig erschöpft; aber doch manche sehr wichtige Beyträge zur Beantwortung derselben liefert, und sowohl von dem Scharfsinne und den philosophischen Kenntnissen, als auch von der Unpartheylichkeit seines Verfassers einige rühmliche Beweise enthält.

Die Veranlassung zu diesem Werke gab die von der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin für das Jahr 1792 aufgegebene Preisfrage: Was hat die Metaphysik seit Leibnizen für Progressen gemacht? Ein Freund redete nämlich dem Vf. zu, auch als Koncurrent dieses Preises eine Beantwortung der aufgegebenen Frage einzuschicken. Allein der Vf. konnte sich hierzu vorzüglich deswegen nicht entschließen, weil die Frage bey dem jetzigen Zustande der Philosophie in Deutschland überhaupt nicht beantwortet werden kann, indem die kritische Philosophie, von deren rechtmäßigen Forderung der Vf. überzeugt ist, die Metaphysik (als Wissenschaft der Dinge an sich) unter die unmöglichen Wissenschaften verweiset. Zwar würde wohl ein Antikantianer an der Beantwortung der aufgegebenen Frage nicht zweifeln; allein so wie die Sachen der Philosophie jetzt stehen, müßte er doch

seiner Beantwortung der Frage die Untersuchung voraus schicken: *Ob Metaphysik überhaupt möglich sey, oder nicht?* Der Vf. verwandelte also die aufgeworfene Frage in die allgemeinere: *Was hat die Philosophie seit Leibnizen für Progressen gemacht?* und will diese im gegenwärtigen Werke untersuchen, jedoch im geringsten nicht in der Absicht, um dadurch bey dem auszutheilenden Preise zu konkurriren, indem die Akademie absolut *Metaphysik* fordere, die ihr, der Ueberzeugung des Vf. nach, selbst die Allmacht nicht geben kann. In einer Note fügt der Vf. noch bey: er müsse, um die Ehre der deutschen Philosophie zu retten, hiermit melden, daß ein Franzose die Frage aufgeworfen habe; und man dürfe also über ihre Beschaffenheit nicht erstaunen. (Diese Stelle enthält einen harten Vorwurf für die Mitglieder der philosophischen Klasse in der königl. Akademie. Denn gesetzt auch, daß ein Franzose die Frage aufwarf und zur Aufgabe für das Jahr 1792 bestimmt haben wollte, so hätten doch die deutschen Mitglieder von der philosophischen Klasse ihre Zustimmung verweigern, und dem Franzosen, dem seine gänzliche Unbekanntschaft mit dem neuesten Zustande der Philosophie in Deutschland wohl zu verzeihen ist, begreiflich machen sollen, daß die Frage für gegenwärtige Zeiten gar nicht passe, und bey den Philosophen von Profession den Verdacht erregen werde, die Akademie sey in ihren Einsichten von Philosophie und Metaphisik beynahe um zwanzig Jahr zurück. Freylich kommt bey der aufgegebenen Frage viel darauf an, in welchem Sinne man das Wort *Metaphysik* nimmt. Ist darunter die spekulative Philosophie zu verstehen, (und manchmal brauchen die Franzosen das Wort *Metaphysik* in einer so weiten Bedeutung) so ist die Frage für uns Deutsche völlig unverständlich abgefaßt, denn in Deutschland braucht man das Wort Metaphysik ausschließlich nur von einem Theile der speculativen Philosophie. Soll aber unter Metaphysik das zu verstehen seyn, was Leibniz und *Wolf* darunter verstanden, nämlich die Wissenschaft von den allgemeinsten und nothwendigen Eigenschaften der Dinge an sich: so ist die Frage für unser Zeitalter durchaus unpassend, indem nicht allein Kantianer, sondern auch Skeptiker die Möglichkeit einer solchen Metaphysik gänzlich leugnen. Die Zahl der Mitglieder dieser beyden philosophischen Partheyen ist aber in Deutschland gewiß eben so groß, als die Zahl der Dogmatiker, welche noch an die Möglichkeit einer solchen Metaphysik glauben; und bekanntlich haben diese Dogmatiker die Bearbeitung ihrer Metaphysik vor der Hand beynahe ganz aufgegeben, und streiten erst noch mit jenen bey-

den

den Partheyen über die Möglichkeit derselben. Daß man aber die Möglichkeit einer dogmatischen Methaphysik jetzt gänzlich in Zweifel zieht, kann wohl nicht zu den Progressen dieser Wissenschaft gezählt werden, denn sonst könnte man auch wohl von den Progressen reden, die die Astrologie dadurch gemacht hat, daß denkende Köpfe die Möglichkeit derselben in Zweifel gezogen haben. Die Kantianer reden endlich auch wohl von einer Metaphisik, und die Vernunftkritik soll eine Propädevtik zu derselben seyn. Allein sie verstehen unter dieser Metaphysik eine Wissenschaft der allgemeinsten Eigenschaft der für uns erkennbaren (nicht bloß denkbaren) und in der Erfahrung gegebenen Dinge. Diese Metaphysik kann aber wohl schwerlich in der aufgegebenen Preisfrage gemeint seyn, weil es nicht die Metaphysik ist, die Leibniz bearbeitete, und die also auch nicht seit Leibnizens Zeiten hat Progressen machen können. Mancher würde überdies wohl noch mit Recht erinnern, daß die Kantische Schule, indem sie die Wissenschaft der allgemeinsten und nothwendigen Eigenschaften sinnlicher Dinge Metaphysik nenne, einen großen Mißbrauch mit diesem Worte treibe und es ganz seiner ursprünglichen und hergebrachten Bedeutung zuwider anwende. Auf jeden Fall wäre aber doch die Preisfrage wieder so unbestimmt abgefaßt, daß man wohl von selbstdenkenden Philosophen keine Beantwortung derselben erwarten dürfte; denn wer würde sich wohl an die Auflösung einer Frage wagen, deren Sinn so unbestimmt und zweydeutig ist, und woher kann man wissen, was die Akademie eigentlich unter der Metaphysik verstehe, deren Progressen sie angegeben wissen will? Vielleicht erhalten wir aber bey der Preisvertheilung, wenn dergleichen Statt finden sollte, nähern Aufschluß über die Frage und deren eigentlichen Sinn. Rec. enthält sich also für jetzt aller weitern Beurtheilung derselben a).

Nachdem nun der Vf. die Wichtigkeit der Frage gezeigt hat, die er in diesem Werke zu beantworten unternimmt, so theilt er diese Frage in folgende besondere Fragen ein.

1) Was

a) Ein Recensent in der Hallischen gelehrten Zeitung (21. Stück) vermuthlich von der Hofnung des doppelten Preises, den die Akademie für diese Frage ausgesetzt hat, begeistert, nahm mir den Vorwurf, den ich der Akademie, aus wahrem Eifer für ihre Ehre, mache, sehr übel; und man denke einmal warum? weil Kant, dessen Schriften der Recensent ins Gedächtniß wohl eingeprägt hat, einmal irgendwo gesagt haben soll, daß im allerweitläuftigsten Verstande alle Erkenntniß a priori aus Begriffen methaphysisch heißen soll. Verdient eine solche Kritik eine Widerlegung?

1) Was kann eine Wissenschaft überhaupt gewinnen, und wodurch?

2) Was ist die Philosophie überhaupt?

3) Was ist die Leibnizische Philosophie?

4) Was kann die Philosophie gewinnen, und wodurch?

5) Was hat die Philosophie seit Leibnizen, und sowohl durch ihn, als durch andere, die auf ihn gefolgt sind, gewonnen? — Die erste Frage beantwortet der Verf. folgendermaaßen. Eine Wissenschaft kann gewinnen A) in Ansehung ihrer Extension, durch rechtmäßige Anwendung ihrer Principien, und durch Entdeckung eines bisher unbekannten Princips, oder durch Berichtigung des schon bekannten. B) In Ansehung der Intension, durch Erhaltung eines reellen Princips und einer systematischen Form, und durch Entdeckung eines nothwendigen und allgemein gültigen Princips.

Ueber die zweyte Frage sagt der Vf. folgendes: Bey aller bisherigen Unbestimmtheit des Begriffs der Philosophie muß doch folgendes als ausgemacht zugegeben werden. 1) Die Philosophie ist eine strenge Wissenschaft, die Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit mit sich führt. 2) Die Philosophie ist die Wissenschaft aller Wissenschaften, wodurch sie erst diesen Namen erhalten. Die Philosophie ist also eine Wissenschaft, deren Gegenstand die Form einer Wissenschaft überhaupt ist. Sie ist eine reine, angewandte und praktische Wissenschaft. (Diese Exposition oder Definition des Begriffs der Philosophie — denn was von beyden es eigentlich seyn soll, hat der Vf. nicht angegeben b), — ist dunkler und zweydeutiger,

b) Was Sie wollen Herr Recensent!
Ich will gegen mich noch strenger verfahren, als der Herr Recensent, und seine Forderungen an mich viel weiter ausdehnen, als er sie ausdehnen wollte; woraus sich zeigen wird, wie weit ich diesen Forderungen Genüge geleistet habe? 1) Definiren heißt, wie es aus der Logik bekannt ist, den ausführlichen präcisen Begriff eines Dings angeben. Ein Begriff ist ausführlich, wenn er nicht weniger; und präcis, wenn er nicht mehr Merkmale als das Ding, dessen Begriff er ist, enthält. 2) Ehe man etwas definirt, muß man zeigen, daß es sich definiren läßt, die Möglichkeit muß der Wirklichkeit vorhergehn; weil in der That, nicht alle Begriffe sich definiren lassen. So wenig empyrische als einfache Begriffe lassen sich definiren. Jene nicht, weil deren Merkmale erst nach und nach auf eine zufällige Weise bestimmt werden, wobei man niemals sicher seyn kann, ob nicht das eine Mal mehr, das andere Mal weniger Merkmale im Begriffe gedacht werden. Diese nicht, weil sie in der That

ger, als irgend eine Erklärung, die man bisher von der Philosophie aufgestellt hat. Was ist nämlich unter der Form einer Wissenschaft überhaupt, die den Gegenstand der Philosophie ausmachen soll, zu verstehen? Vermuthlich doch wohl das Wesen aller Wissenschaften, die Ableitung aus Principien, das analytische Denken. Alsdann paßt die Erklärung, die der Vf. von der Philosophie gegeben hat, nur auf die Logik c). Unter

That keine angebliche Merkmale enthalten; und selbst keine gegebene innere Merkmale, sondern gedachte Verhältnisse der Dinge sind; z. B. Einheit, Substanz, Ursache u. d. gl. 3) Eine schulgerechte Definition muß aus einem Genus und einer differentia specifica bestehn. Denn durch die Definition soll das zudefinirende Ding erkannt und von allen Uebrigen unterschieden werden. Durch den Geschlechtsbegriff werden die dieser mit andern Arten gemeinschaftliche, und folglich durch diese schon bekannten Merkmale bestimmt. Durch den Unterschied der Art aber wird das dieser Art Eigenthümliche, wodurch es von jenen unterschieden wird, angegeben. Nun behaupte ich, daß erstlich die Philosophie sich erklären läßt, indem ihr Begriff so wenig empirisch als einfach ist. Zweitens erkläre ich die Philosophie durch einen Geschlechtsbegriff, als Wissenschft überhaupt (ein nach Principien geordnetes Ganzes der Erkenntniß) und durch die differentia specifica, durch ihren eigenthümlichen Gegenstand, welcher kein anderer ist, als die absolut ersten Principien der menschlichen Erkenntniß, d. h. die Form einer Wissenschaft überhaupt. Was fehlt also dieser Definition? Wissenschaft überhaupt ist ein Ganzes von Erkenntnissen aus Principien. Dieses hat die Philosophie als eine jede andere Wissenschaft an sich. Dadurch allein wird aber noch keinesweges bestimmt, was eigentlich diese Principien seyn sollen? Die (reine) Philosophie sucht diese Principien in demjenigen, was im Erkenntnißvermögen in Beziehung auf ein Objekt (des Denkens oder des Erkennens) überhaupt gegründet, und daher von jedem gegebenen Objekt der Erkenntniß a priori absolut nothwendig und allgemeingültig ist; welche sie in systematischer Ordnung aufstellt. Diese Principien sind also der Gegenstand der Philosophie, und, da sie von dem besondern Stof einer jeden andern Wissenschaft nichts enthalten, die Form einer jeden andern Wissenschaft.

c) Welche Verwechselung von Form und Wesen! Form ist eine subjektive Bedingung, die als solche, dem Wesen oder der Möglichkeit eines Objekts, auf eine nothwendige und allgemeingültige Art, vorausgesetzt werden muß. Wesen aber bedeutet nicht diese subjektive Bedingung an sich, sondern das, dieser Bedingung gemäß, gedachte Objekt. Und warum eben macht die Ableitung aus Principien das analytische Denken aus? Da auch das synthetische Den-

ter der Logik stehen auch wirklich alle Wissenschaften, und zwar in Ansehung ihrer Form und in Ansehung des wissenschaftlichen Charakters, aber nicht in Ansehung der Materie. Auch möchte Rec. wohl wissen, für welche Wissenschaft die Sittenlehre und die empyrische Psychologie bloße Form seyn sollte, oder welches die Wissenschaften seyen, denen diese Theile der Philosophie die Form liefern d)? Allerdings mußte der Vf. die Frage berühren: Was ist Philosophie überhaupt? denn er will von den Progressen derselben handeln. Allein wollte er diese Frage für die Absicht seines Werkes zweckmäßig beantworten, so durfte er dabey schlechterdings nicht auf das Wesen dieser oder jener besondern Philosophie Rücksicht nehmen, und darnach die Philosophie überhaupt bestimmen — denn es soll ja erst untersucht werden, ob die wahre Philosophie durch dieses oder jenes philosophische System in den neuern Zeiten gewonnen habe; — sondern er mußte eine Erklärung der Philosophie aufstellen, welche über gegründete Zweifel erhaben ist, und wornach sich der Werth jedes besondern philosophischen Systems bestimmen läßt. Eine solche Erklärung kann nur von dem Zwecke hergenommen werden, der aller Philosophie zum Grunde liegt e). Dieser Zweck besteht darin, daß die Philoso-

phie

Denken aus Principien abgeleitet werden muß. Nicht bloß die (allgemeine) *Logik*, sondern auch die *Transcendentalphilosophie* (oder wenn man an diese als Wissenschaft verzweifelt, die *transcendentale Logik*) setzen *Principien* fest, die die *Form einer Wissenschaft überhaupt* sind; jene bestimmt das principium Identitatis und die *Formen der Urtheile* in Beziehung auf ein *Objekt des Denkens*; diese aber ihre *Kathegorien* und die sich darauf beziehenden *Grundsätze* in Beziehung auf ein *Objekt des Erkennens* überhaupt.

d) Welcher Mißverstand! Die *Sittenlehre* und *empyrische Psychologie* sind keine *Form* irgend einer andern Wissenschaft, sondern sie sind selbst, durch die Anwendung der (reinen) *Philosophie*, oder, meiner Erklärung nach, der *Form einer Wissenschaft überhaupt* auf *bestimmte Gegenstände* (ein vernünftiges mit Vorstellungen, Begierden und Willen begabtes Wesen) verschiedene Wissenschaften aus der Klasse der *angewandten Philosophie*.

e) Eine sonderbare Methode! Die *Erklärung* der *Philosophie* von dem aller Philosophie zum Grunde liegenden *Zwecke* herzunehmen, als wenn die *Philosophie* ein, zu einem gewissen *Zwecke* bestimmtes *Kunstwerk* wäre, und nicht viel-

mehr

phie die wesentliche Bestimmung der Erkenntnißkräfte und das Begehrungsvermögen im Menschen nach Principien der Vernunft angeben soll. Dieser Zweck liegt allen besondern Systemen der Philosophie zum Grunde, und ist durch dieselben bald weniger, bald mehr, von keinem derselben aber gänzlich erreicht worden. Durch eine Bestimmung des Wesens der Philosophie nach ihrem Zwecke, der sich auf die Bedürfnisse der

mensch-

mehr umgekehrt, der *Zweck* der *Philosophie* durch das im Erkenntnißvermögen gegründete *Wesen* derselben bestimmt werden muß. Der aller *Philosophie* zum Grund liegende *Zweck* ist — *Philosophiren*. Die durch den Zweck bestimmte Erklärung des Wesens der Philosophie würde dem Recensenten zufolge so lauten: *Die Philosophie ist die Wissenschaft, über alle Gegenstände zu philosophiren*. Nun sind wir mit einmal aus der Verlegenheit! wir wissen was *Philosopie* überhaupt ist, können ihre *Progressen* angeben, und den *Werh* eines jeden *philosophischen Systems* genau bestimmen! „Dieser Zweck, sagt der Recensent, besteht darin, daß die Philosophie die *wesentliche Bestimmung* (welche Zweideutigkeit! *wesentliche Bestimmung* wird in der *Methaphysik* von dem was zum *Wesen* eines Dings gehört, im Gegensatz von *Eigenschaften* und *zufälligen Modifikationen* gebraucht. Aber dieses kann es hier nicht heißen, sondern der Recensent versteht nothwendig unter *wesentliche Bestimmung* diejenige Bestimmung eines Dings, die sich aus seinem *Wesen* ergiebt, nicht das *wodurch*, sondern *wozu* es bestimmt ist) der Erkenntnißkräfte und das Begehrungsvermögen im Menschen nach Principien der Vernunft angeben soll.“ Aber setzt nicht die aus dem *Wesen* herzuleitende *Bestimmung* der Erkenntnißkräfte ꝛc. dieses *Wesen* schon voraus, und wenn die Philosophie jenes angeben soll, wer soll nun dieses angeben? Ferner, die Philosophie soll die *wesentliche Bestimmung* u. s. w. nach *Principien* der Vernunft angeben, wer soll aber diese *Principien* der Vernunft selbst angeben? Der Recensent sagt also mit seiner einzig möglichen Erklärung der Philosophie in der That gar nichts. Der *Zweck* oder die *Bestimmung* der *Philosphie* ist, *Vernunfteinheit* in unsre Erkenntniß zu bringen. Dieser *Zweck* aber ist durch ihr *Wesen*, als ein System von Vernunftprincipien a priori, (nach welchen die Erkenntniß in einer Vernunfteinheit verbunden werden soll) angegeben. Die *Philosophie* ist also, wie ich mich schon darüber erklärt habe, ihrem *Zwecke* so wohl, als ihrem *Wesen* nach, die Wissenschaft von der *Form einer Wissenschaft überhaupt*, d. h. von denjenigen *Principien*, wodurch das *Zerstreute* und *Zufällige* in unserer Erkenntniß *systematischen Zusammenhang*, *Nothwendigkeit* und *Allgemeingültigkeit* erhält.

menschlichen Vernunft bezieht, hätte sich der Vf. auch seine ganze Arbeit sehr erleichtert, und in die unternommene Untersuchung mehr Licht und Präcision gebracht. Nachdem nämlich der Zweck der Philosophie ausgemittelt ist, so kommt, wenn über den Werth eines besondern Systems und über die Progressen, welche die Philosophie überhaupt dadurch gemacht hat, richtig geurtheilt werden soll, alles darauf an, daß man untersucht und bestimmt, wie weit in jenem System der Zweck der Philosophie erreicht worden sey, und wie weit jenes System von der wahren Philosophie, die bis jetzt nur noch als Ideal der Vernunft existirt, noch abweiche. Nachdem also der Vf. angegeben hatte, wie weit Leibnitz dasjenige in seinem System erreicht hat, was als wesentlicher Bestandtheil zur Philosophie, nach den Absichten, die die Vernunft dabey hat, gehört, so mußte er ferner anzeigen, worinn Leibnizische Philosophie von dem Ideale f) einer Philosophie abwich, und ob diesen Mängeln der Leibnizischen Philosophie durch die Bemühungen der neuern Weltweisen abgeholfen worden sey. Der Vf. aber hat sich, wie es uns scheint, durch Verwechselung der Kantischen Philosophie und ihrer Eigenthümlichkeiten mit der ächten Philosophie, die freylich noch nirgends da ist, sondern von den selbstdenkenden Weltweisen noch aufgesucht wird g)

f) Ich habe in dieser Abhandlung, so wohl das, worin Leibnitz sich diesem Ideale der Philosophie nähert, als das, worinn er sich von demselben entfernt, genügsam gezeigt. Nämlich, da dieses Ideal die höchste systematische Einheit von der einen, und absolute Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit von der andern Seite fordert, so hat sich Leibnitz demselben bloß in Ansehung der ersten Forderung genähert; ist aber in Ansehung der zweiten von demselben zurückgeblieben, weil er keinen Grund der syntetischen Erkenntniß, die in der Methaphysik vorausgesetzt wird, hat angeben können. Sein Princip des zureichenden Grundes hat er nicht (so wie Kant, aus dem Begriff eines Objekts der Erfahrung) a priori bewiesen, sondern bloß durch Induktion dargethan. Diese meine Behauptung wird hoffentlich, wenn auch nicht ein dogmatischer Philosoph, doch wenigstens der Recensent (der sich für keinen Dogmatiker ausgiebt) gegründet genug finden.

g) Nicht diese ächte Philosophie als darzustellende Wissenschaft, wird von selbstdenkenden Weltweisen aufgesucht. Diese suchen bloß sich dem Ideale derselben beständig zu nähern.

— und die kritische Philosophie ist nichts weiter, als ein Versuch, die ächte und einzige Philosophie aufzufinden, und wird auch von ihrem vortrefflichen Urheber nur für einen solchen Versuch ausgegeben, welches aber den blinden Anhängern des großen Mannes noch nicht hat begreiflich gemacht werden können — irre führen lassen, und hierzu scheint Reinholds nichtssagende Abhandlung über den Begriff der Philosophie in den Beyträgen zu den bisherigen Mißverständnissen der Philosophen, auf die er sich beruft, vieles beygetragen zu haben h).

Aus dem Vorhergehenden leitet der Vf. die Beantwortung der vierten Frage ab: Was kann die Philosophie gewinnen? Die reine Philosophie, sagt er S. 13., kann in Ansehung ihrer Intension dadurch gewinnen, daß man ihre Principien festsetzt. Die Logik ist schon seit ihrer Entstehung in diesem Betracht vollendet. Die Transscendental-Philosophie hat ihre Begründung Kant zu verdanken; sie ist auch, wie ich dafür halte, schon vollendet. (Von wem denn aber? Kant sagt ja ausdrücklich und mehr als einmahl, die Kritik der reinen Vernunft sey noch keinesweges eine Transscendental-Philosophie, sondern nur Grundlage und Vorbereitung zu derselben. i) Unter allen seinen Schülern aber hat sich bis jetzt noch kein einziger daran gewagt, ein vollständiges System aller bloß aus dem Erkenntnißvermögen herrührender Bestandtheile der Erkenntniß aufzustellen; sie bleiben noch immer dabey stehen, die von Kant gelieferte Theorie der Sinnlichkeit und des Verstandes zu erörtern und verständlicher zu machen.

h) Ich kenne keine nichtssagende Abhandlung von Reinhold. Die Uneinigkeit zwischen uns in Ansehung gewisser Principien soll mich nicht hindern, diesem scharfsinnigen Philosophen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen!

i) Ich rechne zur reinen Philosophie (wovon hier die Rede ist) meiner Erklärung zufolge, nicht die Transcendentalphilosophie überhaupt, sondern bloß die transcendentale Logik, und diese ist allerdings von Kant begründet, und, wenn ich mir schmeicheln darf, im nachfolgenden Werke vollendet worden. Aber hierüber müssen Kenner entscheiden!

Weiter fortgebauet auf den von Kant gelegten Fundamenten zu einer Transcendental-Philosophie hat noch kein einziger, und Reinhold hält sogar diese Fundamente für sehr unsicher, k) und hat daher neue Fundamente liefern wollen. Auch dürfte der Skeptiker sagen: der Transscendental-Philosophie, die der Vf. für bereits vollendet hält, fehle es an allem, woran es ihr, wenn sie auf die Würde einer Wissenschaft Ansprüche machen soll, nur fehlen könne, nämlich an einem Beweise ihrer Möglichkeit, indem von Kant auch nicht im geringsten befriedigend dargethan sey, weder daß es Bestandtheile unserer Kenntniß a priori gebe, noch auch, daß dieselben von dem Bestandtheile a posteriori in der Erkenntniß gehörig können unterschieden werden. l) Herr Maimon beliebe nur den Aenesidemus nachzulesen, so wird er zum wenigsten daraus ersehen, daß die Zweifel über die Möglichkeit, einen Ursprung unserer Vorstellungen a priori und a posteriori zu erweisen, zum wenigsten nicht vernunftwidrig sind. m) Die angewandte Philoso-

phie

k) Reinhold hält nicht diese Fundamente für unsicher, sondern bloß für nicht tief genug angelegt, worinn ich mit ihm übereinstimme, obschon wir in der Verbesserung dieser Fundamente nicht übereinstimmen.

l) Wird der Recensent leugnen, daß z. B. die Mathematik eine Erkenntniß a priori, und daß der Karakter einer jeden Erkenntniß (absolut) a priori unbedingte Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit ist, denn hat freilich unser Disput ein Ende!

m) Daß ich den Aenesidemus nachgelesen habe, kann sich der Recensent aus den zum nachfolgenden Werke angehängten Briefen des Philaletes an Aenesidemus überzeugen. Ich habe darin (besonders in den drei letzten Briefen) gezeigt, wie mein Skeptizismus von dem seinigen sehr verschieden ist, indem er denselben nicht nur in Ansehung der Dinge an sich, sondern auch in Ansehung der Gränzen der menschlichen Erkenntniß ausdehnt; ich hingegen (nach Kant) synthetische Erkenntniß a priori zugebe, aus der Erklärung der Möglichkeit die Gränzen derselben herleite, nur daß ich diese Gränzen noch mehr einschränke, als Kant, indem ich den Erfahrungsgebrauch dieser reinen synthetischen Erkenntniß a priori nicht zugebe, und also ihre Realität bloß durch die mathematische Erkenntniß darzuthun suche, wie der Recensent aus dem nachfolgenden Werke und den angehängten Briefen ersehen kann. Ich halte also den Skepticismus des Aenesidemus allerdings für vernunftwidrig und ungegründet.

phie aber kann gewinnen, theils in Ansehung ihrer Intension, dadurch daß man ihr, so weit dieses angehet, die Principien der reinen Philosophie zum Grunde legt; theils in Ansehung der Extension durch das Aufsteigen vom Besondern zum Allgemeinen, nach einer gehörig angestellten Induktion.

Die dritte Frage: **Was ist die Leibnizische Philosophie?** beantwortet der Vf. durch eine Erörterung der Leibnizischen Lehren von den angebornen Vorstellungen, vom System der Monaden, von der harmonia praestabilita, indem diese Lehren das Charakteristische der Leibnizischen Philosophie ausmachen. (Diese Erörterung beweist, daß der Vf. mit dem Leibnizischen System nicht völlig unbekannt ist. Aber schwer möchte es ihm wohl werden, jede Erklärung, die er von den oben angeführten Fundamentalartikeln des Leibnizischen Systems giebt, aus Leibnizens Schriften und aus dem Geiste seiner Philosophie zu erweisen. n) So wird z. B. S. 30 behauptet: Leibniz spreche in seiner Monadologie eigentlich nicht von den einfachen Substanzen als von Dingen an sich, sondern bediene sich der Monadologie nur als einer Fikzion oder Hypothese, um dadurch die Beschaffenheit der Körper und ihre Verhältnisse nur besser erforschen zu können. Vorgeben läßt sich dies freylich; aber auch aus Leibnizens Schriften erweisen? Diesen Erweis ist der Vf. gänzlich schuldig geblieben. Wir wissen wohl, daß Leibniz in der Philosophie zur Auflösung schwerer Probleme sich der Hypothesen bediente. Aber er war doch wirklich zu sehr Dogmatiker, als daß er seiner Monadologie, der Grundlage seines ganzen Systems, eigentlich nur den Werth einer Hypothese beygelegt haben sollte. o)

 Un-

n) Aus Leibnitzens Schriften wird es mir freilich schwer fallen, meine Erklärungen der Fundamentalartikel seines Systems zu erweisen. Aus dem Geiste seiner Philosophie hingegen könnte ich dieses allerdings erweisen, wenn sein Geist nicht zu erhaben wäre, um sich völlig einkörpern zu lassen. —

o) Freilich müssen sowohl Dogmatiker als kritische Philosophen Leibnitz für einen Erzdogmatiker ausgeben; jene um sich selbst zu rechtfertigen, diese um ihm Vorwürfe zu machen. Der Selbstdenker braucht so wenig das eine als das andere.

Unsers Bedünkens nach hätte auch der Vf. in diesem Abschnitte seines Werkes noch genau angeben sollen, wie weit das Leibnizische System durch seine Grundlehren das Ideal einer Philosophie erreiche, und wie viel hingegen an jenem System, vermöge dieses Ideals, noch zu verbessern übrig geblieben sey. Hiernach läßt sich nämlich allein bestimmen, ob die Veränderungen, die seit Leibnizen mit diesem oder jenem Theile der Philosophie vorgefallen sind, wahre Verbesserungen ausmachen. p)

In der Beantwortung der fünften Frage: Was hat die Philosophie seit Leibnizen gewonnen? holt der Vf. sehr weit aus, vergleicht das Leibnizische System mit den ältern griechischen Systemen, erklärt auch das System des Spinoza, und untersucht dessen Uebereinstimmung mit dem Leibnitzischen; endlich aber giebt er zum Behuf derselben folgendes an: Die Philosophie hat seit Leibnitzen und durch denselben gewonnen, 1) in Ansehung ihrer Intension, indem sie die vollkommenste Form einer Wissenschaft überhaupt erhalten hat. Sie subsumirt das größte mögliche Mannichfaltige unter die höchste Einheit der Principien in der vollkommensten systematischen Ordnung. Nach Leibnitzens harmonia praestabilita müssen wir uns nämlich nicht nur alle Erscheinungen, sondern auch alle Dinge an sich, nicht bloß die wirkliche Welt, sondern auch alle mögliche Welten als unendliche Darstellungsarten eines und eben desselben Wesens denken. Dies ist eine Idee, worauf eine jede Kritik der reinen Vernunft zurück gebracht werden muß, wenn sie befriedigend seyn soll. 2) In Ansehung der Extension hat die Philosophie seit Leibnizen und durch denselben gewonnen, nicht bloß einzelne Wahrheiten, sondern ganze Wissenschaften; a) eine Moral; b) ein Naturrecht; c) eine Aesthetik. Der Begriff der Vollkommenheit, welcher der ganzen Leibnizischen Philosophie zum Grunde liegt, ist, wenn er nur richtig gefaßt wird, nicht nur ein Begriff a priori, sondern auch von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Wolf, Baumgarten und andere haben dieses wohl eingesehen, und daher Moral, Naturrecht und Aesthetik darauf gegründet. 3) Hat die Philosophie seit Leibnizen (aber nicht durch ihn) gewonnen eine ganz neue Art, nämlich die kritische Philosophie. Keine Art von Philosophie ist so weit auf die erste Quelle der menschlichen Erkenntniß zurück geführt, und keine hat

p) Dieses habe ich auch gethan. S. nota f.

hat so sehr die wissenschaftliche Strenge und vollständige systematische Form erhalten, als die kritische. Endlich hat 4) seit Leibnizen die Philosophie eine nicht eben neue, aber doch immer mißverstandene Art zu philosophiren, nämlich die skeptische Methode gewonnen. (Unsere Leser werden es wohl schon selbst gemerkt haben, daß der Vf. in diesem Abschnitte äußerst unbefriedigend wird, und über die von ihm selbst aufgeworfene Frage am Ende so viel, als nichts, sagt. Was nämlich Leibniz selbst zur Verbesserung der Philosophie beygetragen hat, hätte im vorhergehenden Abschnitte angeführt werden sollen. Eben so wenig gehörte auch hieher eine Vergleichung der Leibnizischen Philosophie mit andern ältern Philosophien. Und was sagt denn der Vf. eigentlich über die Progressen der Philosophie seit Leibnizen? Nichts weiter, als dieses: die Philosophie hat eine Moral, Naturrecht, Aesthetik, eine kritische Philosophie und eine skeptische Methode gewonnen. Aber können denn die kritische Philosophie und der Skepticismus neben einander bestehen und zu den Progressen der Philosophie gezählt werden? Dieser leugnet ja, was jene behauptet, dieser nennt Irrthum, was jene für Wahrheit ausgiebt q) Wirklich man muß sehr verworrene Begriffe von den Progressen einer Wissenschaft haben, wenn man die entgegengesetzten Theorien, die in derselben vorhanden sind, auch zu den Progressen derselben zählen kann. Und wer würde sich wohl des Lachens enthalten, wenn Jemand auf die Frage: Was hat die Moral seit dem Sokrates unter den Griechen gewonnen? zur Antwort geben wollte: das stoische System und das epikureische r). Unbegreiflich ist es aber vollends, wie der

q) Mein gegründeter Skeptizismus leugnet nicht, was die kritische Philosophie behauptet, er nennt nicht Irrthum, was jene für Wahrheit ausgiebt; sondern er bezweifelt bloß, was jene als Faktum des Bewußtseyns ausgiebt, indem er dieses Faktum für eine Täuschung erklärt. Ich nehme den negativen (antidogmatischen) Theil der kritischen Philosophie an, verwerfe aber den positiven Theil derselben (den vorausgesetzten Erfahrungsgebrauch synthetischer Erkenntniß a priori) und setze den Grundsatz der Bestimmbarkeit als Prinzip des reellen und zugleich reinen Denkens a priori fest; wie der Rezensent aus nachfolgendem Werke sich überzeugen kann. Sind dieß nicht Progressen der Philosophie?

r) Wer kann sich freilich des Lachens enthalten, wenn der Rezensent solche schöne Vergleichungen macht? S. die vorhergehende Anmerkung.

der Vf. sagen kann, die Philosophie habe durch Leibnitzens harmonia praestabilita die vollkommenste Form einer Wissenschaft erhalten. Besteht denn der wissenschaftliche Charakter der Philosophie darin, daß man alle Wesen, groß und klein, aus einem einzigen Grundwesen ableitet? s) nun so hatte das System der Electiker und des Spinoza, in welchen sogar aus allen Wesen nur ein einziges gemacht wird, weit mehr den Charakter der Wissenschaft an sich, als das Leibnitzische, denn in jenen wird noch weit strenger die größte Mannichfaltigkeit unter die höchste Einheit subsumirt. t) Auch scheint der Vf. die prästabilirte Harmonie für das höchste Vernunftprinzip zu halten, und da werden ihm denn Lockianer, Kantianer und Skeptiker antworten, daß, weil zu einem Vernunftprinzip Wahrheit nothwendig erforderlich ist, u) die Leibnitzische Lehre von der prästabilirten Harmonie aller Dinge der Wahrheit aber gänzlich ermangele, indem sie bloß auf einer Verirrung der Vernunft beruhe, und höchstens einen schönen Traum ausmache, den man einmal mitträumen könne, ihr auch alles fehle, was zu einem Prinzip in der Philosophie wesentlich gehört. Wenn vollends Leibnitzens Monadologie nur eine Fikzion ist, wie der Vf. gefunden haben will, so ist auch wohl die darauf sich gründende harmonia praestabilita auch eine Fikzion. Nun möchte man aber wohl vom Vf. wissen wollen: wie die Philosophie durch eine Fikzion die vollkommenste Form einer Wissenschaft überhaupt erhalten könne? x)

Den

s) Wie konnte aber der Rezensent so geschwind vergessen, daß ich diese Wesen und Grundwesen in der Leibnizischen Philosophie für keine Dinge an sich, sondern bloß für Prinzipien der Erkenntniß ausgebe? und in diesem Sinne genommen, besteht allerdings der wissenschaftliche Charakter der Philosophie in der harmonia praestabilita zwischen diesen Wesen —

t) Ich bin damit zufrieden!

u) Meiner Meinung nach gehört zu einem Vernunftprinzip bloß logische, nicht aber methaphysische Wahrheit. Ich kenne kein anderes Vernunftprincip als den Satz des Widerspruchs. Wenn also Fiktionen keinen Widerspruch enthalten, so können sie als Vernunftprincipien zur Begründung und systematischen Ordnung der Erkenntniß gebraucht werden.

x) Dieses glaube ich schon genugsam erörtert zu haben.

Den Beschluß des Werkes macht eine kurze Wiederholung dessen aus, was er in demselben will geleistet haben, und endigt mit dem Satze: die kritische und skeptische Philosophie stehen ohngefähr in eben dem Verhältnisse, wie der Mensch und die Schlange nach dem Sündenfalle, wo es heißt: Er (der Mensch) wird dich treten aufs Haupt (d. h. der kritische Philosoph wird immer den Skeptiker mit der zu einer wissenschaftlichen Erkenntniß erforderlichen Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit der Prinzipien beunruhigen;) du aber (Schlange) wirst ihn an der Ferse beißen (d. h. der Skeptiker wird immer den kritischen Philosophen damit necken, daß seine nothwendigen und allgemeingültigen Prinzipien keinen Gebrauch haben.) Rec. fügt dieser sonderbaren Anwendung eines Bibelspruchs nichts weiter als die Versicherung für Hrn. Maimon bey, daß derselbe gar nicht zu befürchten nöthig hat, der Skeptizismus werde sich aufs Haupt treten lassen; an Sclaverey gegen die dogmatischen Hirngespinste ist er gar nicht gewöhnt, und wird sich auch wohl nie daran gewöhnen; mit der Beunruhigung, die ihm die kritische Philosophie, nach Hrn. Maimons Erklärung, bereiten soll, hat es vollends gar nichts zu sagen, denn der Skeptiker verwirft eben deswegen alle dogmatische Systeme, kritische sowohl als unkritische, weil es ihnen an wahren und allgemeingültigen Principien fehlt y). Wohl aber mag sich Hr. Maimon vorsehen, daß ihm nicht von einem kritischen Philosophen aufs Haupt getreten werde. Er sagt mancherley über und wider die kritische Philosophie, das wohl die Probe der Richtigkeit nicht aushalten möchte, und unter diesen Herren giebt es einige, die jede Gelegenheit wahrnehmen, um die Gegner ihrer Ueberzeugung zu zermalmen z). Auch wollen wir Hrn. Maimon hiermit noch gebeten haben: künftig doch ja nicht mehr Metaphisik, Phisisch, Transzendental u. s. w. zu schreiben; es macht seine An-

füh-

y) Der Skepticismus des Recensenten wird schwerlich seinen Kopf vor den Streichen der kritischen Philosophie verwahren können.

z) Für die wohlmeinende Warnung des Recensenten bin ich ihm allerdings Dank schuldig. Doch hat es damit keine Noth. Ich laße mich nicht so leicht aufs Haupt treten. Auch scheuen diese Herrn zu sehr das Fersebeißen, als daß sie sich so was einfallen lassen sollten.

führungen des Plato und Aristoteles sehr verdächtig, wenn er die aus dem Griechischen und Lateinischen entlehnten Kunstwörter ferner so sehr verunstaltet. aa)

aa) Um den Herrn Recensenten allen Verdacht zu benehmen, so melde ich hiemit, daß ich in der That kein Griechisch verstehe, und daß ich die Herrn Plato und Aristoteles nicht in ihrem Vaterlande aufgesucht, sondern auf ihren Reisen durch Italien, Frankreich, Deutschland u. s. w. die sie incognito gemacht, kennen gelernt habe. —

Seite 186 Zeile 12 v. o. koordinirt l. subordinirt
— 200 — 7 v. u. nach der l. unmittelbaren
— 242 — 13 v. o. derselben l. denselben
— 247 — 5 v. o. Dekäders l. Dekaeders
— 256 — 1 v. o. st. also l. in jenem
— 258 — 3 v. o. Bestimmbnen l. Bestimmbaren
— 272 — 11 v. o. $ax - a$ l. $ax + a$
— 278 — 2 v. o. $(-a)\,b + a$ l. $(-a)\,b + (-a)$
— — — 4 v. o. st. weil er um daraus zu folgen verneinend l. weil um daraus zu folgen der Untersatz bejahend und der Schlußsatz verneinend
— — — 5 v. o. nach sein entgegengesetzter Satz $(-a)\,b - (-a)$ l. an die Stelle des Folgenden bis am Punkt: würde nicht nur aus den Prämissen nicht folgen, sondern auch an sich falsch seyn.
— — — 10 v. o. nach: im zweiten Falle wird alles bis können weggestrichen, und l. wird die Konklusion $a(-b) + (-a)$ nicht nur aus den Prämissen nicht folgen, sondern auch an sich falsch seyn, und $a(-b) - (-a)$ zwar an sich wahr seyn, aber dennoch aus den Prämissen nicht folgen
— 280 — 10 8 u. 7 v. u. abc l. abm
— — — 8 v. u. ab l. abm
— 319 — 2 v. u. ihrer l. ihre
— 364 — 4 v. u. des Allgemeinen l. das Allgemeine
— 405 — 1 v. r. außer l. den außer
— — — 2 v. r. gegebene l. gegebenen
— — — 3 v. o. Objekte l. Objekten
— 411 — 6 v. o. positiv l. als positiv
— — — 7 v. o. negativ l. als negativ möglich
— 412 — 6 v. u. bestimmenden l. bestimmten.

Verbesserungen.

Vorrede Seite XXII Zeile 1 v. u. Alles l. Alle.
Seite 18 Zeile 10 v. u. Dekader l. Dekaeder.
— 18 — 7 v. u. Dekader l. Dekaeder
— 25 — 4 v. u. nach das Subjekt l. das bestimmbare
— 25 — 2 v. u. st. Bestimmbare l. Bestimmung
— 26 — 8 v. o. st. Prädikat l. Subjekt ꝛc.
— 39 — 4 v. o. st. rechtwinklichten l. rechtwinklicht gleichschenklichten
— 44 — 8 v. o. nach zueinander l. überhaupt
— 48 — 2 v. o. st. ausschließende l. nichtausschließende
— 76 — 6 u. 5 v. u. st. ax l. an
— 79 — 1 v. u. st. und aus diesem bn — a l. dieses ist mit an + (— b) gleichgeltend
— 80 — 10 u. 12 st. — b < — a l. — b > — a
— 81 — 8 v. o. st. a + ab l. ax + ab
— 82 — 6 v. o. st. wodurch l. durch
— 85 — 7 v. u. nach zwischen den l. (im Verhältnisse der Identität)
— 88 — 2 v. o. st. diesem l. jenem
— 100 — 12 v. u. abm + m l. abm + c
— — — 11 v. u. m l. c
— — — 9 v. u. ab l. abm
— — — 6 u. 7 st. m l. c
— 103 — 8 v. o. st. verneinend l. allgemein
— — — 9 v. u. st. ab (— m) l. abm
— 107 — 1 v. u. st. kein A ist C l. etliche A sind nicht C.
— 119 — 2 v. o. nach Erkenntnißvermögen selbst l. als Ding an sich
— 124 — 7 v. u. fünferlei l. siebenerlei
— — — 6 v. u. Subjekte l. Objekte
— 148 — 9 v. u. nach Auflösung l. der Aufgaben
— 163 — 2 v. o. st. zu ihrer l. zur

Erster Abschnitt.

Von der Logik überhaupt.

I.

Die Logik ist die Wissenschaft des Denkens eines durch innere Merkmale unbestimmten und bloß durch das Verhältniß zur Denkbarkeit bestimmten Objekts überhaupt.

Die Logik abstrahirt nicht bloß von den empyrischen, sondern selbst von den innern Merkmalen bestimmter Objekte a priori, wie die Merkmale der durch Anschauungen und Begriffe a priori bestimmten Objekte der Mathematik. Abstrahirt sie bloß von den inneren Merkmalen bestimmter, nicht aber von den äußeren Merkmalen oder Bedingungen a priori bestimmbarer Objekte des Erkennens, so ist sie transzendental; abstrahirt sie auch von diesen, und betrachtet nur Objekte des Denkens ohne Rücksicht auf die Bedingungen des Erkennens, so ist sie allgemeine Logik.

Diese, von bestimmten Objekten gebraucht, ist angewandte Logik.

Eben so abstrahirt die allgemeine Größenlehre (arithmetica universalis) nicht nur von allen empyrischen Objekten, worauf sie angewandt wird, sondern selbst von allen a priori bestimmten Objekten der reinen Mathematik, und betrachtet bloß alle mögliche Formen oder Verhältnisse, worinn Größen überhaupt gedacht werden können, unbekümmert ob nicht diese Formen in der Anwendung auf besondere Fälle zuletzt auf unbestimmbare (unendliche) oder gar auf unmögliche Größen führen werden. Die reine (nicht allgemeine) Größenlehre hat reelle, durch Konstrukzion a priori bestimmbare Objekte zum Gegenstand. Sie bedient sich der allgemeinen Größenlehre nur unter Bedingungen einer möglichen Konstrukzion. Unbestimmbare oder gar unmögliche Größen sind, in Ansehung ihrer, gar keine Größen, und wenn sie sich dennoch dergleichen Formeln, worinn diese vorkommen, bedient, so geschieht es nicht um dadurch Objekte zu bestimmen, sondern bloß um eine allgemeine Methode an die Hand zu geben, dasjenige zu bestimmen, was in besondern Fällen bestimmbar ist. Die angewandte Mathematik aber ist nichts anders als die reine Mathematik auf empyrische Objekte angewandt. Sie kann die Wahrheiten der reinen Mathematik nur unter der Bedingung gebrauchen, daß die empyrischen Objekte mit den Objekten der reinen Mathematik völlig kongruiren.

Die praktische Mathematik schränkt den Gebrauch der reinen und angewandten Mathematik blos auf solche Fälle ein, wo die gedachte Congruenz nicht nur hypothetisch angenommen, sondern wirklich anzutreffen ist; und giebt Mittel an die Hand, diese Congruenz in solchen Fällen (wo sie erhalten werden kann) zu erhalten.

Ich will dieses durch ein einziges Beispiel erläutern. Die Eigenschaften der Cycloide werden in der reinen Mathematik bestimmt. Die Aufgabe von der Findung einer Curva Tautochrona (eine krumme Linie von der Art, daß der darin fallende Körper einen jeden beliebigen Theil derselben in gleicher Zeit beschreibt) gehört zur angewandten Mathematik; (weil sie die, in der Erfahrung gegründeten, Gesetze von dem Fall der Körper voraussetzt) durch Verbindung der Lehrsätze der reinen Mathematik mit den (zwar allgemeinen aber doch empyrischen) Gesetzen von dem Fall der Körper wird die Cycloide als eine solche Linie bestimmt. Die praktische Mathematik giebt Mittel an die Hand eine solche Linie, und folglich auch eine solche Bewegung wirklich zu machen, dadurch nämlich, daß man einen Pendul zwischen zwei halben Cycloiden sich bewegen läßt. Das Fundamentum divisionis ist in der Philosophie nicht weniger als in der Mathematik einleuchtend. —

II.

Die Logik hat, als eine Wissenschaft überhaupt, ihre Grundsätze, die zugleich, als Con-

ditio sine qua non, die Grundsätze aller anderen Wissenschaften sind. Ihre Lehrsätze werden aus diesen Grundsätzen und nach denselben hergeleitet.

Die Grundsätze der Logik sind der Satz des Widerspruchs und der Identität. Diese sind als Conditio sine qua non, zugleich Grundsätze aller andern Wissenschaften, nur mit dem Unterschied, daß sie in allen andern auf bestimmten Objekten sich beziehenden Wissenschaften, blos die Conditio sine qua non, d. h. negative Grundsätze sind, bestimmen aber, in Ansehung ihrer, nichts Positives. Zu diesem Behuf müssen die allgemeinen logischen sich auf ein Objekt des Denkens überhaupt beziehenden, mit den einer jeden Wissenschaft eigenthümlichen, sich auf die Objekte dieser Wissenschaft beziehenden Grundsätzen verbunden werden. Ihre Lehrsätze werden also nicht unmittelbar aus den logischen, sondern aus diesen vermittelst ihrer eigenthümlichen Grundsätze hergeleitet. So werden auch die Lehrsätze in den andern Wissenschaften nicht nach ihren eigenthümlichen, sondern nach den allgemeinen Grundsätzen der Logik hergeleitet. Die Lehrsätze der Logik hingegen werden (durch Redukzion) sowohl aus als nach ihren Grundsätzen abgeleitet.

III.

Das Objekt der Logik ist ein jedes außer dem Denken bestimmte und durchs Denken bestimmbare Objekt überhaupt.

Objekt der Logik ist nicht das, was durchs logische Denken bestimmt, sondern das, worüber logisch gedacht wird. Das logische Denken bestehet in der Beilegung oder Absprechung eines Prädikats. Nun ist aber die logische Beilegung (Bejahung) nichts anders als die Einsicht in der Abwesenheit des Widerspruchs, so wie die Absprechung (Verneinung) nichts anders als die Einsicht eines Widerspruchs zwischen Subjekt und Prädikat. Sowohl der Mangel des Widerspruchs als der Widerspruch, sind Verhältnisse, die Dinge, zwischen welchen sie statt finden, voraussetzen. Das logische Denken setzt also einen, als Objekt außer dem Denken bestimmten Stoff des Denkens voraus, welches durch das Denken ein gedachtes Objekt wird. Mangel des Widerspruchs ist kein Kriterium von dem Objekte der Logik, sondern bloß vom gedachten Objekte. Das logische Objekt (der außer dem Denken gegebene Stoff) sowohl als das logische Denken erstrecken sich auf alle mögliche Gegenstände des Bewußtseyns, denn Dinge im Widerspruche mit einander zu denken, ist so gut ein Denken, als sie in Uebereinstimmung mit einander zu denken, und ein jedes Ding kann mit einem jeden anderen entweder in Uebereinstimmung oder im Widerspruche gedacht werden. Nur mit dem Unterschied, daß im ersten Falle durch das Denken ein Objekt bestimmt wird, im zweiten aber nicht. a b (a durch b bestimmt) ist nicht non b, ist so gut ein wirkliches Denken, als a b ist b.

Nur die *Form* ist in beiden verschieden. Eben so ist a b kann nicht non b seyn (a durch b bestimmt, kann nicht mehr die Bestimmung non b erhalten), so gut ein Denken, als: a b kann c seyn, (a durch b bestimmt kann noch die Bestimmung c erhalten); nur daß im letzten Falle ein *gedachtes Objekt* abc, im ersten aber kein gedachtes Objekt (a b non b) bestimmt wird. Ich sage daher: *das Objekt der Logik* (der Stoff des logischen Denkens) ist ein jedes *außer dem Denken bestimmtes* (gegebenes) und *durchs Denken* (als Subjekt oder Prädikat eines andern) *bestimmbares* Objekt überhaupt.

Das Objekt der Logik ist also nicht mit dem algebraischen x (das eine an sich unbestimmte und nur durch ein Verhältniß zu bekannten Größen bestimmbare Größe bedeutet), sondern mit dem a (das eine zwar an sich unbestimmte, aber doch durch eine jede beliebige bekannte, bestimmbare Größe bedeutet,) zu vergleichen.

IV.

Die logischen Objekte (die Objekte, die die Logik behandelt) sind die Begriffe der an sich *bestimmten*, aber nur in ihrem Gebrauche *erkennbaren ursprünglichen Formen* oder Arten des Denkens eines Objekts überhaupt.

Die *Logik* handelt von den *allgemeinen* und *nothwendigen Formen des Denkens*, oder von den *ursprünglichen* Arten, ein gegebenes Man-

nigfaltige in eine *Einheit des Bewußtseyns* zu verbinden. Wir müssen zwar in einem jeden wirklichen Denken fünferlei unterscheiden: 1) das *Subjekt* (welches denkt); 2) das *Objekt des Denkens* (worüber gedacht wird); 3) das *gedachte* (durchs Denken hervorgebrachte) *Objekt*. 4) Die *Handlung* des Denkens überhaupt. 5) Die besondere Art derselben. Im Denken eines Dreiecks, d. h. eines, in drei Linien eingeschlossenen Raumes, sind wir uns 1) *unsrer selbst*, als des Subjekts, 2) des gegebenen Stoffs, (Raum, drei Linien,) *worüber* gedacht wird, als des Objekts; 3) des Dreiecks, als des *gedachten* (durchs Denken hervorgebrachten) Objekts; 4) der Handlung des Denkens überhaupt, (sie mag in Verbindung oder Trennung bestehen); 5) der besondern Art des Denkens, die in diesem Falle Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat ist, bewußt. Die *Logik* setzt aber die ganz unbestimmten Begriffe von Subjekt und Objekt des Denkens und gedachtem Objekt *voraus*, *handelt* aber davon nicht, und ziehet bloß die *Handlung des Denkens* an sich, ihren verschiedenen Arten nach, in Betrachtung.

Die Begriffe von den *Formen des Denkens* sind nicht, wie die gegebenen Objekte des Denkens, durch etwas außer dem Denken, auch nicht, wie die *gedachten Objekte*, erst *durchs Denken*, bestimmt, sondern sie sind dem Denkvermögen a priori auf eine bestimmte Art *gegebenen* Begriffe, und sind nur in den darunter subsumirten Objekten *erkennbar*. Ehe ich z. B. b von a bejahe oder verneine, muß ich schon

schon vom Bejahen und Verneinen überhaupt einen bestimmten Begriff haben. Daß ich hernach b von a wirklich bejahe oder verneine, trägt nichts zur mehreren Bestimmtheit dieser Begriffe bei, sondern es ist bloß die Anwendung derselben, und macht sie, als Gegenstände unsres Bewußtseyns, erkennbar. Dahingegen das Object der Logik ein unbestimmtes, in einer Einheit des Bewußtseyns zu verbindendes Mannigfaltiges überhaupt ist, das erst durchs wirkliche Denken bestimmt werden soll.

V.

Die Logik handelt von den Formen oder Arten des Denkens eines durchs Denken bestimmbaren Objekts überhaupt. Diese sind entweder allgemeine Formen, und heißen alsdann Gesetze des Denkens, oder sie sind besondere Formen, die bloß Gesetze für gewisse Klassen von Objekten (die aber die Logik unbestimmt läßt) sind; und heißen Formen in engerer Bedeutung. Diese sind in Beziehung auf ein Objekt überhaupt bloß möglich, in Beziehung auf die Klassen von Objekten aber, deren Formen sie sind, nothwendig. Die Formen werden entweder durch die allgemeinen Gesetze, oder aus andern Gründen, in Ansehung ihrer respektiven Klassen, bestimmt.

Der Satz des Widerspruchs und was daraus allein gefolgert werden kann, bezieht sich auf alle

Objecte überhaupt. Wenn aber auch das b dem a nicht widerspricht, und folglich demselben beigeleget werden kann, so kann doch dieses Beilegen auf verschiedene Arten bestimmt werden, als Prädikat einem Subjekte (im kathegorischen Urtheile) oder als Folge eines Grundes (im Hypothetischen) u. s. w. Diese besondern Arten der Beilegung sind in Beziehung auf ein sich nicht widersprechendes Mannigfaltiges überhaupt, bloß möglich, in Beziehung auf gewisse Klassen desselben aber nothwendig. Die wirkliche bestimmte Beilegung aber wird entweder selbst durch den Satz des Widerspruchs, wie z. B. in diesem analytischen Urtheile: ein Mensch (vernünftiges Thier) ist ein Thier; wo der Begriff von Thier dem Menschen nicht bloß überhaupt (aus Mangel eines Widerspruchs) beigelegt, sondern als nothwendiges Prädikat (indem sein Gegentheil einen Widerspruch enthält), auf eine bestimmte Art, beigelegt wird. Oder sie wird aus andern (in der Natur besonderer Objekte liegenden) Gründen bestimmt. Wie z. B. in diesem synthetischen Urtheile: ein Dreieck kann rechtwinklicht seyn, wo das Rechtwinklichtseyn dem Dreiecke nicht bloß deswegen beigelegt wird, weil es keinen Widerspruch, auch nicht deswegen, weil sein Gegentheil einen Widerspruch enthält, sondern aus der Möglichkeit einer Konstruktion.

VI.

Die Gesetze und ursprünglichen Formen des Denkens können a priori (durch Reflexion) bestimmt und vollzählig gemacht werden, und in Anse-

hung ihrer kann die Logik, als ein Ganzes, vollendet seyn. In Ansehung der, aus den Grundsätzen der Logik zu ziehenden, Lehrsätze aber kann die Logik so wenig als irgend eine andere Wissenschaft vollendet werden.

Ich sage: die Gesetze und ursprünglichen Formen des Denkens können a priori, durch bloße Reflexion bestimmt und vollzählig gemacht werden, aber nicht durch Abstraktion; Abstraktion setzt das, wovon sie geschieht, voraus, die Gesetze des Denkens aber sind keine, mit andern im Objekte gedachten Merkmale, (die also davon abstrahirt werden könnten), sondern Bedingungen von der Möglichkeit des Objekts. Man hat also nicht nöthig, alle mögliche Objekte die Musterung passiren zu lassen, um die ihnen gemeinschaftlichen Gesetze des Denkens herauszubringen, sondern die bloße Reflexion über das, was zur Möglichkeit eines Objekts des Denkens überhaupt gehört, ist dazu hinreichend. Ferner angenommen auch, daß die Grundsätze der Logik, (allgemeine Gesetze und Formen des Denkens) a priori bestimmt, und keiner Vermehrung oder Verminderung unterworfen sind, (welches ich doch nicht zugeben kann, indem, wie in der Folge gezeigt werden soll, die bisher übliche Logik auf den Unterschied zwischen den ursprünglichen und abgeleiteten Formen des Denkens keine Rücksicht nahm, und wider die Regeln einer guten Eintheilung, diese mit jenen unter einander gemengt, anstatt daß sie, einer vollkommenen systematischen Ordnung gemäß, jene erstlich allein darstellen, und

und diese jenen subordiniren sollte); so kann doch nicht gesagt werden: die Logik als Wissenschaft sey schon vollendet. Die Grundsätze und Formen (Rechnungsarten) der Algebra sind, seit ihrer Entstehung, völlig bestimmt; die Algebra als Wissenschaft aber ist noch immer einer Vermehrung fähig. Es hat lange gedauert, ehe man auf die Auflösungen der Gleichungen vom dritten und vierten Grade gerathen ist; und wie lange kann es noch dauern, bis man auch die höheren Gleichungen wird auflösen können.

Eben so konnte ein Lambert logische Lehrsätze erfinden, die dem Aristoteles unbekannt waren, und also die Logik erweitern. Die logische Aufgabe: eine jede Aufgabe in den Wissenschaften auf eine bloß logische zu reduziren, und sie als eine solche aufzulösen, hat viel Aehnlichkeit mit der algebraischen Aufgabe: eine allgemeine Auflösung für alle Gleichungen zu finden. Lambert hat an der Möglichkeit der ersten nicht gezweifelt, so wie niemand die Möglichkeit der letztern bezweifeln wird.

Zwei-

Zweiter Abschnitt.

Vom Denken überhaupt.

I.

Die *Logik* ist die Wissenschaft des Denkens, (Einleitung, I.). *Denken* ist die *Handlung* des Subjekts, wodurch, unter Voraussetzung der *identischen Einheit* des Subjekts im Bewußtseyn des Mannichfaltigen des dem Denken gegebenen Objekts, eine objektive Einheit dieses Mannichfaltigen, hervorgebracht wird.

Da das *Denken* überhaupt eine Verbindung des gegebenen Mannigfaltigen in einer Einheit des Bewußtseyns ist, so gehört zur *inneren* Möglichkeit des Denkens ein Mannigfaltiges überhaupt, das in einer Einheit des Bewußtseyns überhaupt verbunden werden kann. Zur *äußeren* Möglichkeit des Denkens aber gehört nicht nur ein *Subjekt des Denkens* überhaupt, sondern auch die *identische Einheit* dieses Subjekts im Bewußtseyn des zu verbindenden Mannigfaltigen. Das Denken: a ist b, setzt voraus: 1) ein bestimmtes Bewußtseyn von a, 2) ein bestimmtes, von dem vorigen verschiedenes, Bewußtseyn von b; 3) daß, obschon a und b als Objekte des Bewußtseyns an sich, sich einander in eben demselben Bewußtseyn ausschließen, sie dennoch beide Objekte eben desselben Subjekts sind. Ich sage also, zur innern Möglichkeit des Denkens überhaupt gehört ein Man-

nigfaltiges (dessen Glieder sich einander in eben demselben Bewußtseyn ausschließen) überhaupt. Diesem aber könnte man entgegensetzen, daß es nicht allgemein von jedem Denken überhaupt gelten kann, weil es auch ein *identisches* Denken giebt, dessen Glieder sich nicht einander in eben demselben Bewußtseyn ausschließen. Man bedenke aber, daß ein *identisches* Denken in der That kein reelles Denken ist, sondern bloß eine, zur *Allgemeinmachung der Form* des Denkens dienliche, *Fiktion* ist, sonst aber gar keinen Gebrauch hat.

Ich sage ferner: dieses Mannigfaltige muß in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden werden können, d. h. die Glieder des gegebenen zu verbindenden Mannigfaltigen müssen a priori in einem zum Denken überhaupt erforderlichen Verhältniß stehen; weil sonst ein bloß *formelles*, aber kein *reelles* Denken statt finden könnte. Ohne dieses Verhältniß bedeutet der Satz: a ist b, (wenn nicht b mit a einerlei und folglich der Satz identisch seyn soll) nichts mehr als: a widerspricht nicht b; aber eben so wenig widerspricht nicht a dem non b; folglich ist auch logisch wahr: a ist non b. Folglich muß auch logisch wahr seyn: a ist nicht b; dieses ist aber unmöglich, weil a ist nicht b, logisch nichts anders heißen kann, als a widerspricht b, welches dem ersten Satz: a ist (widerspricht nicht) b, widerspricht. —

Im reellen Denken bedeutet der Satz: a ist b, nicht bloß, daß a dem b nicht widerspricht, sondern auch daß a und b, ungeachtet ihrer Verschiedenheit, wodurch sie sich einander in eben demselben Bewußtseyn aus-

schließen, dennoch zur Bestimmung eines reellen Objekts, in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden werden können. Eben so bedeutet: a ist nicht b, nicht eben, daß a dem b widerspricht, sondern bloß, daß es mit demselben in einer Einheit des Bewußtseyns nicht verbunden werden kann.

Im logischen (selbst von den Bedingungen a priori des reellen Denkens abstrahirten) Denken hingegen, setzt der Begriff der *Verschiedenheit* (worunter, um nicht *identisch* zu seyn, die Glieder subsumirt werden müssen) den Begriff der *kontradiktorischen Entgegensetzung* voraus, wodurch er seine Bedeutung erhält. a b (a durch b bestimmt) ist von a non b (a durch non b bestimmt) darum verschieden, weil b dem non b *kontradiktorisch entgegengesetzt* ist. a ist von b (wo a und b keinen kontradiktorisch entgegengesetzten *gedachten*, sondern in der Anschauung gegebenen Objekten vorstellen) *verschieden*, hat hier gar keine Bedeutung. In Beziehung auf die, aus dem *Bestimmbaren* und der *Bestimmung* bestehenden Objekten des Denkens, findet allerdings *Verschiedenheit* auch ohne *totale Entgegensetzung* statt; a b ist von a c verschieden. In Vergleichung der Bestimmungen unter einander aber kann nur *kontradiktorische Entgegensetzung* statt finden, sonst hat die gedachte *Verschiedenheit* gar keine Bedeutung. A b ist von a c verschieden, weil jenes b enthält, das dieses nicht enthält, und dieses c enthält, das jenes nicht enthält. Aber wodurch ist b von c verschieden? Nicht anders als dadurch, weil b gleich non c ist.

Was aber dieses Verhältniß a priori, als Bedingung des reellen Denkens, seyn muß, soll in der Folge gezeigt werden.

II.

Die allgemeinste (und daher unbestimmteste) Funktion des Erkenntnißvermögens, die allen seinen Aeußerungen zum Grunde liegt, ist das *Bewußtseyn* überhaupt *). Was kein Gegenstand eines möglichen Bewußtseyns ist, ist auch kein Gegenstand des Erkenntnißvermögens überhaupt. Da nun der Begriff von Bewußtseyn überhaupt der höchste Gattungsbegriff von allen Aeußerungen des Erkenntnißvermögens ist, eine Definition aber einen Geschlechtsbegriff (genus) und den Unterschied der Art (Differentia specifica) erfordert, so sieht man hieraus, daß das Bewußtseyn überhaupt nicht erklärt werden kann; alle besondere Aeußerungen des Erkenntnißvermögens, als besondere Arten des Bewußtseyns, aber können allerdings erklärt werden.

Das Bewußtseyn überhaupt, als das absolute Bestimmbare in unserm Erkenntnißvermögen, kann zwar nicht abstrahirt von allen möglichen *Bestimmungen* des Bewußtseyns *dargestellt*, es kann aber

*) And that's as high
as Methaphysik can fly.
HUDIBRAS Canto I, 160.

aber abstrahirt von allen möglichen Bestimmungen *gedacht* werden. Eine jede mögliche *Bestimmung* des Bewußtseyns hingegen, vom *Bewußtseyn überhaupt* abstrahirt, kann nicht einmal *gedacht* werden. Dahingegen beide, *in der Verbindung*, nicht nur *gedacht*, sondern wirklich *dargestellt* werden.

III.

245–246

Das bestimmte Bewußtseyn eines jeden Bestandtheils des zu verbindenden Mannigfaltigen *an sich*, außer der *Verbindung* durchs Denken, ist *Anschauung*. Das Bewußtseyn eines jeden Bestandtheils des zu verbindenden Mannigfaltigen, nicht nur *an sich*, sondern zugleich als eines Bestandtheils dieses zu verbindenden Mannigfaltigen, ist *Vorstellung* dieses zu verbindenden Mannigfaltigen. Das Bewußtseyn eines jeden Bestandtheils nicht nur als eines Bestandtheils *dieses*, sondern *mehrerer* zu verbindenden Mannigfaltigen, ist *Begriff* dieses Mannigfaltigen. Die besondere *Bestimmung* der Anschauung ist *Objekt der Anschauung*. Das an sich bestimmte, in einer Einheit des Bewußtseyns zu verbindende Mannigfaltige ist *Objekt des Denkens*. Das in einer Einheit des Bewußtseyns verbundene Mannigfaltige, ist *Objekt der Vorstellung*. Die mehrern, durch einen gemeinschaftlichen Begriff vorgestellten Objekte, sind zusammengenommen *Objekte des Begriffs*.

Diesem zufolge geht nicht, wie man gemeiniglich vorgiebt, (indem man das Vorstellen auf ein fingirtes Objekt außer dem Erkenntnißvermögen bezieht), das *Vorstellen* dem *Denken* vorher, sondern gerade umgekehrt, jenes setzt dieses voraus.

Zu mehrerer Verständlichkeit will ich die in diesem Abschnitt vorkommenden Erklärungen durch ein einziges Beispiel erläutern.

Ehe ich z. B. eine Vorstellung vom Golde haben kann, muß ich erst das Gold, durch Verbindung seines Mannigfaltigen (seiner Merkmale) in einer Einheit des Bewußtseyns, als Objekt, denken. Unter den Merkmalen des Goldes sind einige ihm *eigenthümliche*; z. B. die *vorzügliche Schwere* und Auflösbarkeit in aqua regis. Diese sind *Vorstellungen* des Goldes. Andere wiederum sind dem Golde mit andern Objekten *gemeinschaftliche* Merkmale, z. B. die gelbe Farbe; diese ist ein *Begriff* des Goldes. Das bestimmte Bewußtseyn eines jeden dieser Merkmale (der gelben Farbe z. B.) an sich, außer seiner Verbindung mit andern Merkmalen im Golde, ist eine *Anschauung*, oder ein unmittelbares Bewußtseyn dieses Merkmals. Die besondere Bestimmung dieses Merkmals (z. B. das Gelbe) ist *Objekt dieser Anschauung*. Diese aber im Gegensatz von jenem ist die der gelben mit einer jeden andern Farbe gemeinschaftliche Art des unmittelbaren Bewußtseyns eines sichtbaren Objekts.

IV.

Vorstellungen und Begriffe sind logisch wahr, wenn sie mit den Objekten, worauf sie sich als Vorstellungen oder Begriffe beziehen, nach den Gesetzen des Widerspruchs und der Identität, übereinstimmen, d. h. wenn ihre Prädikate den, in den Objekten gedachten Prädikaten nicht widersprechen. Sie sind metaphysisch wahr, wenn sie als Bestandtheile des im Objekte verbundenen Mannigfaltigen nicht blos (aus Mangel des Widerspruchs) gedacht, sondern (aus, außer dem Denkvermögen liegenden, Gründen) erkannt werden. Die logische Wahrheit bezieht sich unmittelbar auf die Vorstellungen und Begriffe, die metaphysische Wahrheit hingegen bezieht sich unmittelbar auf die Objekte selbst, und mittelbar auf die Vorstellungen und Begriffe.

Wenn ich ein reguläres Dekader durch die allgemeine Vorstellung oder den Begriff von Figur vorstelle, so ist meine Vorstellung mit dem gedachten Dekader, nach den Gesetzen der Identität, übereinstimmend, und folglich logisch wahr; das gedachte Objekt selbst aber ist unmittelbar und vermittelst desselben auch die Vorstellung metaphysisch falsch. Ein reguläres Dekader kann nicht durch Figur vorgestellt werden, weil keine Figur ein reguläres Dekader ist.

V.

Der erste Grundsatz der logischen Wahrheit ist der Satz des Widerspruchs: keinem Subjekt kommt ein Prädikat zu, das ihm, oder einem schon gedachten Prädikat von ihm widerspricht. Wider diesen Grundsatz ist kein Denken überhaupt möglich. Das bloße logische Denken diesem Grundsatze gemäß, ist zwar ein objektives Denken, bestimmt aber kein Objekt.

In dem Ausdruck (nicht Satz): a ist nicht a, widerspricht das Prädikat (nicht a) dem Subjekte (a) selbst. In dem Ausdrucke: a b ist nicht b, widerspricht das Prädikat einem schon gedachten Prädikat vom Subjekte. Beide Ausdrücke sind dem Satze des Widerspruchs zuwider, bedeuten also gar kein Denken. Dahingegen die Ausdrücke: a ist a, a b ist b, a ist nicht non a, a b ist nicht non b, zwar ein nothwendiges objektives Denken bedeuten, weil im gedachten Objekte der Grund enthalten ist, warum dem Subjekte das Prädikat zukommt, oder nicht zukommt; welches Denken aber kein gedachtes, d. h. durchs Denken hervorgebrachtes Objekt bestimmt. A ist b, und: a ist nicht b (sowohl b als nicht b widerspricht nicht a) hat im logischen Denken gar keine Bedeutung. Denn da Subjekt und Prädikat durch eine entgegengesetzte Kopula verbunden werden können, so bleibt in Ansehung ihrer die Kopula (die doch ein nothwendiger Bestandtheil selbst des bloß formellen Denkens ist) unbestimmt. Dahingegen dieser Ausdruck: a ist entweder

b oder non b (so wenig b als non b widerspricht a) ein mögliches objektives Denken ist.

VI.

Der erste Grundsatz alles reellen Objekt bestimmenden Denkens ist der von mir sogenannte Satz der Bestimmbarkeit. Dieser zerfällt wiederum in zwei andere Sätze: 1) in einen Satz fürs Subjekt überhaupt: Ein jedes Subjekt muß nicht nur als Subjekt, sondern auch an sich, ein möglicher Gegenstand des Bewußtseyns seyn; 2) in einen Satz fürs Prädikat: Ein jedes Prädikat muß nicht an sich, sondern als Prädikat (in Verbindung mit dem Subjekt) ein möglicher Gegenstand des Bewußtseyns seyn. Was nicht diesen Sätzen gemäß ist, kann ein bloß formelles, oder gar willkührliches, aber kein reelles Denken seyn.

Diese Sätze sind so einfach, und so evident, daß ich mich nicht genug verwundern kann, daß man noch bisher darauf, als auf den allgemeinen Grund des reellen, Objekt bestimmenden Denkens, nicht gerathen ist. Man hat genug vom Grunde, ja sogar vom zureichenden Grunde gesprochen, ohne sich doch darüber zu erklären, was man eigentlich darunter verstehet? Grund überhaupt ist eine Bedingung, unter welcher etwas als nothwendig, wirklich, oder möglich, gedacht wird, oder an sich ist. Das erste ist Erkenntnißgrund, das zweite Realgrund. In Ansehung der Erkenntniß an sich giebt es keine absolute Bedingung, die nicht wieder durch das Bedingte bedingt wird. In einer Schlußkette können sowohl rückwärts als vorwärts die Sätze in Zusammenhang und wechselseitig als Bedingungen und Bedingtes gedacht werden. In Ansehung der Objekte aber, worauf sich die Erkenntniß bezieht, kann allerdings die Bedingung erkannt, und von dem dadurch Bedingten unterschieden werden. Die allgemeine Erkenntniß ist der Grund oder die Bedingung der darunter begriffenen besondern. Die Möglichkeit eines Dreieckes überhaupt ist die Bedingung von der Möglichkeit eines gleichseitigen Dreieckes. Wäre Dreieck überhaupt nicht möglich, so könnte kein gleichseitiges Dreieck statt finden; dahingegen Dreieck überhaupt möglich bleiben würde, wenn auch ein gleichseitiges Dreieck unmöglich wäre. Eben so ist die sich aufs Dreieck überhaupt beziehende Erkenntniß (daß die Summe seiner Winkel den zwei rechten gleich ist) Bedingung von eben dieser Erkenntniß, in Beziehung auf ein gleichseitiges Dreieck.

Soll also das Denken nicht bloß als formell im Vermögen zu denken ein unbestimmtes Objekt überhaupt, sondern als reell im Vermögen, bestimmte Objekte zu denken, und dadurch neue Objekte zu bestimmen, gegründet erkannt werden, so kann dieses nicht durch das bloß logische, sich auf ein unbestimmtes Objekt überhaupt beziehende, Kriterium (den Satz des Widerspruchs) sondern durch ein reelles, in einem Realverhältniß der Objekte selbst gegründetes Kriterium geschehen. Soll aber dieses Verhältniß der Objekte nicht bloß auf eine unbestimmte Art supponirt, sondern

dern auf eine bestimmte Art eingesehen werden, so muß es nicht als ein Verhältniß der Dinge, an sich, außer dem Bewußtseyn, sondern als ein Verhältniß der Dinge als Gegenstände des Bewußtseyns, erkannt werden, d. h. es muß als ein Verhältniß der Objekte des Bewußtseyns, in Ansehung des Bewußtseyns, a priori bestimmt werden können.

Nun sind aber nur dreierlei Verhältnisse der Objekte des Bewußtseyns, in Ansehung des Bewußtseyns, möglich. 1) Können die Glieder des, durchs Denken, in einer Einheit des Bewußtseyns zu verbindenden Mannigfaltigen in dem Verhältniß zu einander, in Ansehung des Bewußtseyns, stehen, daß keines derselben ohne das andere (außer der Verbindung) ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann. Von dieser Art ist z. B. das in Beziehung auf Objekte überhaupt gedachte Verhältniß von Ursache und Wirkung. Die Begriffe von Ursache und Wirkung an sich, vor ihrem Gebrauche von bestimmten Objekten, bestimmen einander wechselsweise. Ursache ist etwas, wodurch etwas anders in Ansehung seines Daseyns bestimmt wird, und Wirkung das, was durch etwas anders bestimmt wird. Keins von beiden kann ohne den andern (außer der Verbindung) im Bewußtseyn statt finden, obschon sie in der Verbindung als verschiedene Gegenstände des Bewußtseyns gedacht werden.

2) Können sie auch in dem Verhältnisse stehen, daß beide ohne einander Gegenstände des Bewußtseyns sind. Von dieser Art sind z. B. alle, in Ansehung ihrer Möglichkeit oder Wirklichkeit, von einander unabhängige Substanzen, z. B. Tisch und Fenster, das Rothe und die Süße, u. d. gl.

3) Können sie auch in dem Verhältnisse stehen, daß das eine Glied auch ohne das andere (außer der Verbindung) ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich; das andere aber nicht ohne das erste ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann.

Die erste Art dieser Verhältnisse kann bloß eine formelle, sich auf ein Objekt überhaupt beziehende, aber keine reelle, sich auf bestimmte Objekte beziehende Verbindung des Mannigfaltigen in einer Einheit des Bewußtseyns bestimmen. Die zweite bestimmt gar keine objektive Verbindung; weil indem die zu verbindenden Objekte auch ohne einander Gegenstände des Bewußtseyns sind, sie keinen Grund von dieser Verbindung enthalten können. Die dritte Art von Verhältnissen ist also die einzige, die eine reelle, sich auf bestimmte Objekte beziehende, Verbindung des Mannigfaltigen in einer Einheit des Bewußtseyns bestimmt. Denn da das eine Glied des zu verbindenden Mannigfaltigen nicht ohne das andere ein Gegenstand des Bewußtseyns überhaupt seyn kann, so hat diese Verbindung, in Beziehung auf jene, einen objektiven Grund. Das andere Glied ist zwar auch an sich, außer der Verbindung mit jenem, ein Gegenstand des Bewußtseyns überhaupt; Da es aber nicht außer der Verbindung ein Gegenstand des durchs Denken bestimmten Bewußtseyns seyn kann, so hat diese Verbindung, auch in Ansehung seiner, einen objektiven Grund.

Der Begriff eines Dreiecks z. B. hat einen objektiven Grund, und bestimmt ein reelles Objekt. Das zu verbindende Mannigfaltige darin (Raum, drei Linien) stehet im gedachten Verhältnisse. Raum ist (als Anschauung) auch an sich, außer der Verbindung, ein Gegenstand des Bewußtseyns, Linien aber ohne Raum sind keine Gegenstände des Bewußtseyns überhaupt. Sollen also Linien als ein Gegenstand des Bewußtseyns überhaupt möglich seyn, so müssen sie als Bestimmungen des Raumes mit demselben in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden werden. Diese Verbindung hat also in Ansehung ihrer (da sie sonst keine Objekte des *Bewußtseyns überhaupt* seyn würden, wie sie wirklich sind) einen objektiven Grund. Sie hat aber auch in Ansehung des Raums einen objektiven Grund. Denn ob zwar Raum auch an sich, außer der Verbindung, ein Gegenstand des Bewußtseyns überhaupt ist, (als Anschauung) so ist er doch kein Gegenstand des *durchs Denken bestimmten* Bewußtseyns.

Diese drei Arten von Verhältnissen sind also die drei *Kriterien*, wodurch wir dreierlei Arten des Denkens, nämlich das *reelle*, *formelle* und bloß *willkührliche* Denken erkennen, und von einander unterscheiden. Das erste Verhältniß bestimmt das *formelle*; das zweite bestimmt das *willkührliche*, und das dritte das *reelle* Denken. Das willkührliche Denken hat gar keinen Grund, und ist also in der That gar kein Denken. Denn daß das Prädikat dem Subjekte nicht widerspricht, ist nur alsdann Erkenntnißgrund, wenn das gedachte Prädikat ein mögliches *Prädikat überhaupt* ist, d. h. wenn das gedachte Prä-

dikat sowohl, als sein Gegentheil, in Ansehung des Bewußtseyns, vom Subjekte abhängig ist. Hier ist aber so wenig das eine als das andere vom Subjekt abhängig; so wenig das Prädikat *Fenster*, als sein Gegentheil (Nichtfenster) enthält einen Grund von seiner Verbindung mit dem Subjekt: *Tisch*.

Das *formelle* Denken hat zwar einen *Erkenntnißgrund*, d. h. einen Grund im Erkenntnißvermögen, in Beziehung auf ein Objekt überhaupt, aber keinen *Realgrund* in den bestimmten Objekten der Erkenntniß.

Das *reelle* Denken hat außer dem *Erkenntnißgrund*, der bloß die Conditio sine qua non ist, noch einen positiven *Realgrund* in den zu verbindenden bestimmten Objekten selbst.

Hieraus ergeben sich die von mir festgesetzten Regeln für das *Denken* überhaupt, für das *gedachte Objekt*, fürs *Subjekt* und fürs *Prädikat* (im gedachten Objekt. 1) Die Glieder des gegebenen, in einer Einheit des Bewußtseyns zu verbindenden Mannigfaltigen müssen, in Ansehung des Bewußtseyns, von einander abhängig seyn, ohne welche Abhängigkeit gar kein Denken möglich ist. 2) Diese Abhängigkeit muß in Ansehung des Bewußtseyns überhaupt, *einseitig* seyn. Ist sie hingegen *wechselseitig*, so kann bloß ein *formelles*, aber kein *reelles* Denken, und folglich kein *gedachtes* Objekt, statt finden. 3) Das Subjekt (im gedachten Objekt) muß, in Ansehung des Bewußtseyns überhaupt, vom Prädikat unabhängig seyn. 4) Das Prädikat (das Bestimmte im gedachten Objekt) muß, in Ansehung des Bewußt-

seyns überhaupt, vom Subjekt abhängig seyn. Eigentlich sind es nur zwei Regeln, nämlich eine fürs *formelle*, und die andre für das *reelle* Denken. Denn die Regeln für das Subjekt und Objekt sind eigentlich zu reden, keine *Regeln*, sondern bloße bestimmte *Benennungen*; nämlich das, in Ansehung des Bewußtseyns überhaupt, von dem andern unabhängige Glied nenne ich Prädikat (im Objekte).

Im analytischen (zum Theil identischen) Urtheile wird nicht das *Bestimmbare* mit der *Bestimmung* sondern das *Bestimmbare* oder die *Bestimmung* mit dem *Bestimmten* (Objekte) verglichen. Hier ist das *bestimmte* Subjekt, und das *Bestimmbare* oder die *Bestimmung* Prädikat, z. B. ein rechtwinklichtes Dreieck ist ein Dreieck, oder ist rechtwinklicht. Diese Benennung, möchte man glauben, ist der vorigen zuwider, indem das, was dort Subjekt, hier Prädikat ist. Man bedenke aber, daß das analytische (zum Theil identische) Urtheil, wenn das Bewußtseyn vom Subjekte (im Urtheile, nicht des Urtheilens) nicht dem Bewußtseyn vom Prädikate vorhergehet, in der That gar kein Denken ist, weil dadurch nichts, was nicht schon gedacht worden ist, gedacht wird. Wenn ich einmal den Begriff eines rechtwinklichten Dreiecks dadurch gedacht habe, daß ich den Begriff von einem Dreieck überhaupt durch das Rechtwinklichtseyn bestimmt habe, so ist das Urtheil: ein rechtwinklichtes Dreieck ist ein Dreieck ganz überflüssig, denn es ist nichts anders als das schon gefällte Urtheil, wodurch das rechtwinklichte Dreieck als möglich bestimmt wurde. Denn das Urtheil: *ein rechtwinklichtes Dreieck ist ein Dreieck*, heißt nichts anders als: *durch die hinzukommende Bestimmung des Rechtwinklichtseyns hört das Dreieck nicht auf Dreieck zu seyn*. Dieses ist aber mit dem Urtheile, einerlei: *ein Dreieck kann rechtwinklicht seyn*.

Soll also durch dieses Urtheil etwas (noch nicht gedachtes) gedacht werden, so muß das Bewußtseyn vom Subjekt (im Urtheile) dem Bewußtseyn vom Prädikate vorhergehen. Das Prädikat muß nicht als an sich möglich gedacht, sondern erst durch *Abstraktion* hervorgebracht werden, wie der Fall mit allen Prädikaten der Naturobjekte ist. Hier wird also das *Objekt*, das im Bewußtseyn dem Prädikat vorausgesetzet werden muß, mit Recht *Subjekt* (weil es, in Ansehung des Bewußtseyns, vom Prädikat abhängig ist,) und das erst durch Abstraktion herausgebrachte (da es, in Ansehung des Bewußtseyns, vom Objekt abhängig ist) *Prädikat* genannt.

Außerdem muß man die Bestandtheile eines, reellen Objekt bestimmenden, *Begriffs* nicht mit den Bestandtheilen des *Urtheils über* dieses Objekt, sondern mit den Bestandtheilen desjenigen Urtheils, wodurch der Begriff eines reellen Objekts bestimmt wird, vergleichen, wenn man ihre Identität einsehen will. Dieses ist ein *synthetisches* Urtheil, dessen Subjekt in der That Subjekt, und dessen Prädikat gleichfalls Prädikat des Begriffs ist. Der Begriff eines rechtwinklichten Dreiecks entsteht durch das Urtheil: ein Dreieck kann rechtwinklicht seyn. Subjekt und Prädikat des Begriffs (von einem rechtwinklichten Drei-

Dreiecke) ist hier in der That mit Subjekt und Prädikat des Urtheils einerlei.

VII.

Das (reelle) Denken überhaupt beruht also noch (VI.) auf die Einsicht in dem Verhältnisse vom *Bestimmbaren* und *Bestimmung* zwischen den, durchs Denken zu verbindenden Gliedern des Mannigfaltigen. Dieses kann aber auf zweierlei Arten bewerkstelligt werden, nämlich, entweder wird das *Bestimmbare gegeben*, und seine *Bestimmung* wird *gesucht*, und durchs Denken mit dem Bestimmbaren in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden, oder das, aus Bestimmbaren und Bestimmung bestehende *Bestimmte wird gegeben*, und das *Bestimmbare* wird *gesucht* und durchs Denken aus dem Bestimmten herausgewickelt. Jenes ist das *synthetische*, dieses das *analytische* Denken.

Kant nimmt das *synthetische* Denken in einer engern Bedeutung. Er nennt nämlich synthetisch denken, wenn das Prädikat nicht aus dem *Begriffe* des Subjekts entwickelt, sondern aus der *Konstrukzion* des Subjekts (im Urtheile, welches das durch den Begriff gedachte Objekt ist) selbst herausgebracht wird. Ich hingegen halte das *analytische* Denken, wo das Prädikat aus dem Begriffe des Subjekts entwickelt, und mit demselben (zum Theil) *identisch* ist, für gar kein Denken, weil, indem das Prädikat im Begriffe des

Subjekts schon gedacht worden ist, es nicht aufs neue gedacht zu werden braucht. *Analytisch* denken ist also nach mir, wenn das Prädikat nicht aus dem *Begriffe* des Subjekts, sondern *überhaupt* (aus dem Subjekte selbst) entwickelt werden muß, d. h. wenn das, aus *Bestimmung* und *Bestimmbaren* bestehende Objekt (welches Subjekt des Urtheils ist) erst auf eine *unentwickelte Art gegeben*, und das Prädikat oder *Bestimmbare* darin, *durchs Denken entwickelt* wird. *Synthetisch* denken aber, wenn das Prädikat gar nicht durch Entwickelung des Subjekts herausgebracht werden kann. Dieses Urtheil z. B. *ein Dreieck* (ein in drei Linien eingeschlossener Raum) *hat drei Winkel*, ist, obschon drei Winkel im *Begriffe* des Dreiecks nicht enthalten ist, dennoch *analytisch*, weil sich die drei Winkel aus Entwickelung dessen, was im Dreiecke selbst enthalten ist, ergeben. Dieses Urtheil aber: *ein Dreieck kann rechtwinklicht seyn*, ist *synthetisch*, weil das *Rechtwinklichtseyn können* sich nicht aus der *schon vollbrachten Konstruktion* des *Dreiecks* überhaupt, sondern aus der *neuen Konstruktion* des *rechtwinklichten Dreiecks* ergiebt. Hier wird erst das, durchs Denken, *Bestimmbare* (das Dreieck) *gegeben*, und durch Hinzufügung der *Bestimmung* (das Rechtwinklichtseyn) das, durchs Denken, *Bestimmte* (das rechtwinklichte Dreieck) *gedacht*.

Sowohl das *analytische* als das *synthetische* Denken (nach meiner Erklärung) erweitern unsre Erkenntniß, nur mit dem Unterschied, daß das *analytische*

tische unsre Erkenntniß mit einer neuen Bestimmung des schon gedachten Objekts; das Synthetische aber mit einem neuen Objekt erweitert.

Erster Lehrsatz.

Eine jede mögliche Bestimmung des Bestimmten ist zugleich eine mögliche Bestimmung des Bestimmbaren.

Beweis.

Eine Bestimmung überhaupt kann, ohne das Bestimmbare, kein Gegenstand des Bewußtseyns seyn; die neue Bestimmung des Bestimmten kann also nicht ohne das Bestimmte (das durch diese Bestimmung Bestimmbare) das Bestimmte (aus dem Bestimmbaren und der schon gedachten Bestimmung bestehende) aber kann nicht ohne das Bestimmbare ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn, folglich kann auch nicht die neue Bestimmung ohne das Bestimmbare ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn, sie ist also eine Bestimmung desselben.

Das Rechtwinklichtseyn ist eine mögliche Bestimmung des Dreiecks; Dreieck ist eine, durch drei Linien bestimmte, Figur, folglich ist das Rechtwinklichtseyn auch eine mögliche Bestimmung von Figur.

Zwei-

Zweiter Lehrsatz.

Eine jede mögliche Bestimmung der Bestimmung, ist zugleich eine mögliche Bestimmung des Bestimmten, und folglich auch des Bestimmbaren.

Beweis.

Eine Bestimmung überhaupt kann nicht ohne das Bestimmbare ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn; die neue Bestimmung kann also nicht ohne die schon gedachte Bestimmung (als ihr Bestimmbares), diese aber nicht ohne das dadurch Bestimmte, und folglich ohne das Bestimmbare gedacht werden.

Das Rechtwinklichtseyn ist eine Bestimmung des Winkels, Winkel aber eine Bestimmung von Figur, folglich ist das Rechtwinklichtseyn auch eine Bestimmung von Figur, und folglich auch vom Raume, als das, durch Schranken überhaupt, Bestimmbare in Figur.

Diese Lehrsätze sind in der Theorie des (reellen) Denkens von großer Wichtigkeit, denn, wie es sich in der Folge zeigen wird, beruht das ganze Geschäft des Denkens nicht nur auf die Einsicht in dem, als Kriterium des (reellen) Denkens überhaupt, festgesetzten Verhältniß vom Bestimmbaren und Bestimmung zwischen den, durchs Denken, in einer Einheit des Bewußtseyns zu verbindenden Glieder des Man-

Mannigfaltigen überhaupt, sondern auch auf die Einsicht in den verschiedenen Graden dieses Verhältnisses, welche Einsicht, zur Deutlichkeit der Erkenntniß unentbehrlich ist. Mancher glaubt z. B. daß der Satz: ein Dreieck kann rechtwinklicht seyn, ein ganz einfacher intuitiver Satz ist, da es sich doch in der That nicht so verhält, sondern dieser Satz ist aus zweien andern zusammengesetzt, nämlich aus dem Satze: ein Dreieck (eine dreiseitige Figur) hat drei Winkel, und diesem: Der eine Winkel des Dreiecks kann ein rechter Winkel seyn. Es sind also hier zwei intuitive Vordersätze, durch deren Verbindung der Schlußsatz: Ein Dreieck kann rechtwinklicht seyn, symbolisch erkannt wird, u. dergl. mehr.

VIII.

Abstraktion und Konkretion setzen sich einander wechselseitig voraus, und beide haben ihren Grund in der Einsicht in dem Verhältniß zwischen dem Bestimmbaren und der Bestimmung; nämlich wenn das Bestimmbare (im Bestimmten) in gewisser Rücksicht als ein (durch die Bestimmung) Bestimmbares, in anderer Rücksicht aber, als ein bestimmtes Objekt an sich, gedacht wird, so entstehet im ersten Fall ein konkreter, im zweiten aber ein abstrakter Begriff.

So entgegengesetzt Abstraktion und Konkretion der Begriffe zu seyn scheinen, so beruhen doch beide

beide auf eben denselben Grund, und setzen einander wechselseitig voraus. Man kann nur das abstrahiren, was man in Verbindung gedacht hat, und nur das in Verbindung denken, was auch an sich ein Gegenstand des Bewußtseyns ist. Thier ist das Bestimmbare im Menschen. Es ist sowohl ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich, als in Verbindung mit der Bestimmung (Menschheit). Betrachte ich es als das (durch Menschheit) Bestimmbare, so entstehet ein konkreter Begriff (Mensch); betrachte ich es aber außerdem, als ein bestimmtes Objekt an sich, so ist es ein abstrakter Begriff.

Das absolute Bestimmbare (das nicht Bestimmung von etwas anderm ist) und die absolute Bestimmung (die nicht wiederum durch etwas anders bestimmbar ist) sind, als solche, Gegenstände des Bewußtseyns, aber keine reelle Objekte des Denkens, sondern jenes bloß eine formelle Bedingung, diese aber eine leere Abstraktion. Sie erweitern unsre Erkenntniß nicht, und dienen bloß als Gränzbegriffe. Denn der Gebrauch der Abstraktionen besteht bloß in der Allgemeinmachung unserer Erkenntniß. Was vom Allgemeinen gilt, gilt auch von allem darunter begriffenen Besondern. Das absolute bestimmbare Objekt des Denkens ist nichts anders,

als die formellen Bedingungen des reellen Denkens, (ein im Verhältniß von Bestimmbaren und Bestimmung gegebenes Mannigfaltiges überhaupt); die formellen Bedingungen aber sind, als solche, keine reellen Objekte des Denkens, denen gewisse Prädikate zukommen, die von allen reellen Objekten gelten sollen, sondern sie selbst sind, als Bedingungen, die allgemeinsten Prädikate reeller Objekte. Wir sind uns ihrer in jedem reellen Denken bewußt, aber nur als Bedingungen des reellen Denkens. Sie selbst, aber nicht ihre Folgen, gelten von allen reellen Objekten, weil sie, da sie keine reelle Objekte sind, auch keine Folgen haben können. Die absolute (letzte) Bestimmung ist eine leere Abstraktion, weil sie, als die letzte Bestimmung durch nichts bestimmbar, und folglich kein Objekt des Denkens seyn kann, und noch weniger kann sie Folgen haben, die von allen darunter begriffenen gelten sollen, weil unter ihr nichts begriffen ist.

Die sogenannten drei Operationen des Denkens: Begreifen, Urtheilen und Schließen, sind, ihrem Wesen nach, einerlei, und nur in gewisser Rücksicht von einander verschieden. Allen liegt die Einsicht in dem Verhältniß von Bestimmbaren und Bestimmung zwischen den Gliedern des, durchs Denken, in einer Ein-

Einheit des Bewußtseyns zu verbindenden Mannigfaltigen, zum Grunde. Die unmittelbare Einsicht, daß a das Bestimmbare, und b die Bestimmung im bestimmten Objekte a b ist, ist das Urtheil: a ist b. Die Einsicht, daß a das Bestimmbare, nicht nur in dem gegebenen Objekte a b, sondern auch in a c, a d u. s. w. ist, macht a zum Begriff von a b. Die mittelbare Einsicht in dieses Verhältniß (c ist Bestimmung von b, und b Bestimmung von a, folglich c Bestimmung von a) ist ein Schluß.

Einen Begriff von einem Objekte haben, heißt ein in ihm enthaltenes, schon bekanntes Merkmal entdecken. Der Begriff ist also ein Bestandtheil des Objekts, erschöpft aber dasselbe nicht, (weil es sonst das Objekt selbst, und nicht Begriff seyn würde). Da nun der Begriff schon an sich bekannt seyn muß, ehe man ihn als Begriff dieses Objekts gebrauchen kann, so muß er, als etwas auf mehr als einerlei Art Bestimmbares gedacht werden.

Eben so dient ein Urtheil dazu, um das Subjekt durch das schon bekannte Prädikat zu erkennen, d. h. um einen Begriff vom Subjekte zu erlangen. Durch das Urtheil: ein Mensch ist ein Thier, lerne ich den Menschen als Thier kennen. Urtheilen und Begriffe erlangen, ist also eine und dieselbe Operation des Denkens. Als Objekt an sich betrachtet, ist freilich Begriff von Urtheil verschieden, weil der Begriff nicht das ganze Urtheil, sondern ein Bestandtheil seines Stoffs ist. Als Be-

Begriff aber betrachtet, ist er mit dem Urtheile einerlei. Was suche ich mit dem Urtheile: der Mensch ist ein Thier, anders, als daß ich Thier nicht als Objekt an sich, sondern als Begriff von Mensch denke.

Um aber die Einerleiheit dieser Operationen desto deutlicher zu zeigen, wollen wir sie hier, ihrer Ordnung nach, abhandeln.

Dritter Abschnitt.

Von den Begriffen.

1.

Ein Begriff ist entweder die innere (formelle) Bedingung, oder das Produkt des Denkens. In beiden Fällen wird Begriff 1) im Gegensatz von Anschauung gebraucht, indem Anschauung die äußere (materielle) Bedingung des Denkens und Produkt des Anschauungsvermögens ist; 2) wird Begriff im Gegensatz von Vorstellung gebraucht, indem Vorstellung überhaupt sich auch auf ein besonderes Objekt beziehen kann, Begriff hingegen eine allgemeine Vorstellung ist. 3) Wird Begriff im Gegensatze vom Objekte selbst gebraucht, indem das Objekt des Denkens selbst eine

eine Anschauung ist, oder als Anschauung betrachtet wird. Das gedachte (durchs Denken bestimmte) Objekt wird als nicht mehr (durch neue Bestimmungen) bestimmbar gedacht, da der Begriff, als solcher, immer mehr bestimmbar gedacht werden muß.

Die Begriffe müssen entweder als innere (formelle) Bedingungen des Denkens eines Objekts überhaupt, dem Denken eines jeden bestimmten Objekts vorhergehen, oder als Resultate davon betrachtet werden. Von der ersten Art sind alle transzendentale Begriffe, die nicht erst durchs Denken hervorgebracht, sondern als Formal-Bedingungen demselben a priori gegeben werden.

Von der zweiten aber sind alle, sich auf bestimmte Objekte beziehenden Begriffe, z. B. Viereck, Zirkel, Thier, Pflanze u. d. gl., welche Produkte des Denkens bestimmter Objekte sind. Die erste Art Begriffe wird der Anschauung entgegengesetzt, denn ob gleich Anschauung gleichfalls Bedingung des Denkens ist (denn ohne daß eine bestimmte Anschauung, als Stoff des Denkens, gegeben ist, kann kein wirkliches Denken statt finden), so ist sie doch bloß eine äußere (materielle) Bedingung des Denkens. Zur innern Möglichkeit des Denkens gehört, außer den formellen Bedingungen, ein Stoff (Mannigfaltiges) überhaupt, aber kein bestimmter Stoff. Die transzendentalen Begrif-

griffe hingegen sind die innern (formellen) Bedingungen des Denkens.

Die zweite Art begreift solche Begriffe, in sich die Produkte des Denkens sind, und diese sind in so fern den Anschauungen, als den Produkten des Anschauungsvermögens entgegengesetzt.

Begriff wird der Vorstellung entgegengesetzt, in so fern Vorstellung sich als Merkmal, auf ein besonderes Objekt beziehen kann, Begriff hingegen eine allgemeine, sich auf mehrere Objekte beziehende Vorstellung ist. Ich habe z. B. vom Golde eine Vorstellung, wenn ich weiß, daß das Gold gelb ist; die gelbe Farbe muß mir freilich schon vorher bekannt seyn, ehe ich dadurch eine Vorstellung vom Golde bekomme, sie muß also, als Merkmal noch außer dem Golde, in andern Objekten anzutreffen seyn. Darauf wird aber, wenn die gelbe Farbe eine bloße Vorstellung und kein Begriff vom Golde seyn soll, keine Rücksicht genommen. Wird hingegen darauf Rücksicht genommen, und denke ich die gelbe Farbe als allgemeines Merkmal mehrerer Objekte, so erhalte ich dadurch einen Begriff vom Golde.

Begriff wird dem Objekte entgegengesetzt, dadurch, daß im Denken eines Objekts, sollte es auch noch mehr (als die wirklich in ihm gedachten Bestimmungen) annehmen können, so wird doch darauf keine Rücksicht genommen; im Begriffe aber muß, zum Unterschied vom Objekte selbst, allerdings darauf Rücksicht genommen, und der Begriff als noch mehr (als er wirklich gedacht wird) bestimmbar gedacht werden. Das rechtwinklichte Dreieck z. B.

kann noch mehrere Bestimmungen (gleichschenklicht, ungleichschenklicht u. d. gl.) annehmen, als Objekt an sich betrachtet, wird darauf keine Rücksicht genommen, als Begriff eines Objekts (eines rechtwinklichten Dreiecks) aber, muß allerdings darauf Rücksicht genommen werden.

II.

Anschauung ist, in so fern sie an sich, vor dem Denken, ein möglicher Gegenstand des Bewußtseyns ist, ein Objekt des Bewußtseyns. In so fern sie als Stoff in einem gedachten Objekt betrachtet werden kann aber, ist sie ein Objekt des Denkens. Sie ist aber an sich kein gedachtes Objekt.

Vorstellung ist die Anschauung, nicht an sich, auch nicht als Stoff zu einem durchs Denken hervorzubringenden, sondern als Stoff in einem durchs Denken hervorgebrachten Objekte, betrachtet. Begriff als Bedingung des Denkens, ist eine transzendentale (und folglich auch allgemeine) als Produkt des Denkens aber, bloß eine allgemeine Vorstellung. Anschauung, Vorstellung und Begriff beziehen sich sowohl auf einander, als aufs Objekt, und sind nur durch diese Beziehung erklärbar.

Das Bewußtseyn der gelben Farbe im Golde z. B. an sich, ehe sie als Merkmal des Goldes gedacht

wird, ist ein Objekt des Bewußtseyns überhaupt. Das Bewußtseyn des zu verbindenden muß dem Bewußtseyn der Verbindung, und folglich auch des Verbundenen, vorhergehen. In so fern aber sie nicht bloß als ein möglicher Gegenstand des Bewußtseyns an sich, sondern auch als ein solcher betrachtet werden muß, der durchs Denken, in Verbindung mit andern, das Gold, als ein gedachtes Objekt, bestimmt, ist sie Objekt des Denkens (ein zum Denken tauglicher Stoff). Sie ist aber, da sie selbst nicht durchs Denken, sondern durch eine andre Funktion des Erkenntnißvermögens (durchs Anschauen), als Gegenstand des Bewußtseyns bestimmt wird, kein gedachtes Objekt.

Vorstellung setzt ein gedachtes Objekt, dessen Vorstellung sie ist, voraus. Die gelbe Farbe ist nur alsdann Vorstellung, wenn ich sie als Merkmal im Golde, das durch ihre Verbindung mit andern Merkmalen als ein gedachtes Objekt bestimmt ist, betrachte.

Begriff als Bedingung des Denkens, ist, in so fern er in jedem gedachten Objekt, dessen Bedingung er ist, als Bedingung enthalten seyn muß, eine transzendentale; als Produkt des Denkens aber, ist der Begriff als ein allgemeines Merkmal der Objekte, worauf es sich bezieht, eine bloß allgemeine Vorstellung.

Die Beziehung von Anschauung, Vorstellung und Begriff sowohl auf einander als aufs Objekt, ergiebt sich aus dem bisher Vorgetragenen von selbst.

Eintheilung der Begriffe ihrer Quantität nach.

III.

Das in mehreren Objekten, auf mehr als einerlei Art bestimmbar, gedachte, ist ein allgemeiner Begriff dieser mehreren Objekte. Das auf eine dieser mehreren Arten bestimmte Objekt ist, in so fern es noch außer der in ihm schon gedachten Bestimmung, noch als auf mehr als einerlei Art bestimmbar gedacht wird, ein Begriff überhaupt. In Vergleichung mit dem allgemeinen aber ist er ein besonderer Begriff.

Wenn von Begriffen im Gegensatze von Objekten die Rede ist, so giebt es gar keine besondern Begriffe. Ein Dreieck ist ein allgemeiner Begriff, weil es in mehreren Objekten (im rechtwinklichten, stumpfwinklichten und spitzwinklichten Dreiecke) auf mehr als auf einerlei Art bestimmbar ist. Das rechtwinklichte Dreieck ist ein Objekt, dessen Begriff Dreieck überhaupt, das freilich besonderer als sein Begriff ist. Aber hier werden nicht Begriffe unter einander, sondern der Begriff und sein Objekt, in Ansehung ihres Umfangs, mit einander verglichen. Wird aber das rechtwinklichte Dreieck nicht als auf eine einzige Art bestimmtes Objekt, sondern als noch außerdem auf mehr als einerlei Art bestimmbarer Begriff (z. B. als gleichschenklicht und nicht gleichschenklicht) betrachtet, so ist ein rechtwinklichtes Dreieck eben so gut, als ein Dreieck überhaupt, ein allgemeiner Begriff.

Soll also diese Unterscheidung in Ansehung des Umfangs statt finden, so müssen hier nicht Begriffe im Gegensatz von Objekten, sondern im Gegensatz von Anschauungen, betrachtet werden; und in diesem Betracht giebt es allerdings nicht nur besondere, sondern auch einzelne Begriffe, wie z. B. der Begriff eines gleichseitigen Dreiecks von bestimmter Seitengröße, der zwar, als Produkt des Denkens, (ein durchs Denken, in einer Einheit des Bewußtseyns verbundenes Mannigfaltige) noch immer Begriff, aber kein allgemeiner, sich auf mehrere Objekte beziehender Begriff ist, weil er mit dem durch ihn bestimmten Objekte völlig identisch ist.

Eintheilung der Begriffe ihrer Qualität nach.

IV.

Die Begriffe sind (im Gegensatz von Anschauungen) entweder Bedingungen, oder Produkte, oder (im Gegensatz von Objekten) Edukte des Denkens. Die ersten sind nichtsinnliche, einfache Begriffe, die letztern hingegen sind (in Ansehung des Stoffs) sinnlich und zusammengesetzt.

Die gewöhnliche Eintheilung der Begriffe, ihrer Qualität nach, in dunkle, klare und deutliche, ist bloß subjektiv. Sie betrifft nicht die Natur der Begriffe an sich, sondern bloß ihr Verhältniß zum Bewußtseyn eines gegebenen Subjekts. Was dem einen Subjekte, unter gegebenen Umständen, dunkel ist, kann dem andern, oder jenen selbst, unter andern Umständen,

den,

den, klar oder deutlich seyn. Dahingegen meine Eintheilung ein objektives, in der Natur der Begriffe selbst liegendes, Fundamentum divisionis hat. Im Gegensatze von Anschauungen, (aber nicht im Gegensatze von Objekten, worauf sie sich beziehen), sind die Begriffe entweder formelle Bedingungen des Denkens, wie die Kathegorien, Einheit, Substanz, u. d. gl. Diese sind als Bedingungen von der Möglichkeit des Denkens dem Denkvermögen a priori gegeben, und folglich keine Produkte desselben. Sie sind auch keine, durch Abstraktion von gedachten Objekten hervorgebrachte, weil eine solche Abstraktion die Möglichkeit der gedachten Objekte, und folglich dieser Begriffe, als der Bedingungen dieser Möglichkeit, schon voraussetzt.

Oder sie sind Produkte des Denkens. Von dieser Art sind alle Begriffe, die nicht als Bedingungen sich auf ein Objekt überhaupt, sondern auf bestimmte Objekte beziehen, oder noch besser, selbst Objekte bestimmen, z. B. Dreieck, Zirkel, u. d. gl. Diese sind auch keine Edukte des Denkens, d. h. keine von den Objekten abstrahirten Begriffe, weil sie in der That die durch sie gedachten Objekte selbst sind.

Die von den Objekten abstrahirten Begriffe aber sind, da sie in Objekten (der Anschauung) enthalten sind, und nur durchs Denken zum Bewußtseyn gelangen, um mich eines chemischen Ausdrucks zu bedienen, Edukte des Denkens. Die formellen Bedingungen des Denkens sind als bloße, sich auf Objekte überhaupt beziehende, Verhältnisse keine sinnlichen (gegebe-

nen)

nen) Objekte selbst, und als keine Produkte des Denkens sind sie nothwendig einfach. Die andern hingegen sind allerdings, in Ansehung ihres Stoffs, der gegeben werden muß, sinnlich und zusammengesetzt.

Eintheilung der Begriffe ihrer Relation nach.

V.

Begriffe werden entweder bloß im Verhältniß zu einander, oder im Verhältniß zu einander in Bestimmung eines Objekts gedacht. Im Verhältniß zu einander sind einfache Begriffe entweder einerlei, a und a, oder verschieden, a und b, oder entgegengesetzt, a und non a. Zusammengesetzte Begriffe können noch außerdem zum Theil einerlei, zum Theil verschieden, wie ab und ac seyn, oder zum Theil einerlei, zum Theil entgegengesetzt, wie a b und a non b. Diese sind im Ganzen bloß verschieden.

Einerleiheit, Verschiedenheit und Entgegensetzung sind ursprüngliche Formen oder Arten Begriffe im Verhältniß zu einander zu denken. Sie können so wenig durch einander, oder sonst auf irgend eine Art, erklärt werden. Man könnte zwar Einerleiheit durch Einheit, und Verschiedenheit durch Vielheit (welche beide Kathegorien sind) erklären, weil Begriffe, die einerlei sind, eine Einheit, und Begriffe, die verschieden sind, eine Vielheit im Bewußt-

wußtseyn ausmachen. Dieses wäre auch kein Zirkel im Erklären, weil Einerleiheit und Verschiedenheit nothwendig Einheit und Vielheit der Begriffe voraussetzen, nicht aber umgekehrt, daß Vielheit nothwendig Verschiedenheit der Begriffe voraussetzt, indem es allerdings möglich ist, daß Dinge, die auf irgend eine Art verschieden sind, dennoch in Ansehung ihrer Begriffe einerlei seyn sollen. Diese Erklärungsart würde aber dennoch aus zweierlei Gründen fehlerhaft bleiben.

Erstlich ist der Begriff von Vielheit, wie darin angenommen wird, allgemeiner, als der der Verschiedenheit, (indem Vielheit sich auch auf Dinge erstreckt, die keine Verschiedenheit haben), und es wird also dadurch, daß man Verschiedenheit durch Vielheit erklärt, bloß der Gattungsbegriff, nicht aber die Differentia specifica von dem Begriff Verschiedenheit bestimmt.

Zweitens ist selbst die Voraussetzung, daß der Begriff der Vielheit allgemeiner, als der der Verschiedenheit ist, fehlerhaft, weil darin Vielheit und Verschiedenheit nicht in eben derselben Beziehung mit einander verglichen werden. Nicht die Begriffe, die an sich nicht verschieden sind, sondern die ihnen korrespondirenden Objekte, machen eine Vielheit aus. Werden hingegen Vielheit und Verschiedenheit in eben derselben Beziehung mit einander verglichen, so ist in der That Vielheit nicht allgemeiner, als Verschiedenheit.

VI.

VI.

Begriffe, die an sich verschieden, in Ansehung ihrer Folgen aber einerlei sind, lassen sich einander substituiren, und heißen Wechselbegriffe.

Die sogenannten identischen Begriffe sind bloß gleichgeltende Ausdrücke für eben denselben Begriff. Das Erklärte und die Erklärung sind gleichfalls keine verschiedenen Begriffe, sondern eben derselbe Begriff, der in jenem unentwickelt, und durch diese entwickelt gedacht wird. Dahingegen verschiedene Erklärungen eben desselben Objekts an sich verschiedene Begriffe sind, die aber, weil ihre Folgen (die sich auf sie beziehenden Sätze) einerlei sind, einander substituirt werden können, und in so fern mit Recht Wechselbegriffe heißen.

So ist z. B. der Begriff eines Zirkels in der gemeinen Geometrie von seinem Begriffe (der Gleichung) in der höhern Geometrie verschieden; da aber alles das, was aus dem einen Begriffe, auch aus dem andern gefolgert werden kann, so sind sie in Ansehung ihrer Folgen gleichgeltend, und können einander substituirt werden.

VII.

Begriffe im Verhältniß zu einander zur Bestimmung eines Objekts gedacht, sind entweder koordinirt oder subordinirt. Begriffe sind koordinirt, wenn der eine ohne den andern entweder in einem Objekt überhaupt, oder in einem besondern Objekt nicht dargestellt werden kann, oder wenn sie in wechselseitigem Verhältniß vom Bestimmbaren und Bestimmung stehen. Begriffe sind subordinirt, wenn der eine ohne den andern, dieser aber nicht ohne jenen dargestellt werden kann, d. h. wenn jener das Bestimmbare, dieser aber die Bestimmung oder das Bestimmte ist.

Die drei Seiten und die drei Winkel im Dreiecke sind koordinirt, weil so wenig diese ohne jene, als jene ohne diese in einem Objekt überhaupt dargestellt werden können. Eine Figur, die drei Seiten hat, muß auch drei Winkel haben, und so auch umgekehrt. Beide aber sind dem Begriffe von Figur überhaupt subordinirt, weil Figur auch ohne die Bestimmungen von drei Seiten und drei Winkel, diese aber nicht ohne Figur als Objekt darstellbar sind. Zwei gleiche Linien, und zwei perpendikulär auf einander stehende Linien, können ohne einander, jede derselben in einem andern Objekte (gleiche Linien in einem gleichschenklichten, und perpendikuläre in einem rechtwinklichten Dreiecke), sie können aber nicht ohne einander in dem besondern, durch beide bestimmten Objekte (gleichschenklichten, rechtwinklichten Dreiecke) dargestellt werden. Sie sind also in Bestimmung eines gegebenen besondern Objekts koordinirt. Mensch ist das bestimmte Objekt, und Thier das (durch Menschheit) Bestimmbare. Der Begriff von Mensch ist also dem von Thier subordinirt. Sich einander ausschließende, gleichmögliche Bestimmungen eben desselben Bestimmbaren

baren sind disjunktiv koordinirt; gleichmögliche, sich einander nicht ausschließende Bestimmungen sind disparat koordinirt. Ein Beispiel der ersten Art sind rechtwinklicht und schiefwinklicht, in Beziehung auf das dadurch bestimmbare Dreieck. Ein Beispiel der zweiten Art ist Gleichheit und Perpendikularität der, ein rechtwinklicht gleichschenklichtes Dreieck bestimmenden Linien.

Von der Modalität der Begriffe.

VIII.

Begriffe sind nothwendig, wenn die Bestimmung und das Bestimmbare einerlei ist, und folglich was der Bestimmung entgegen steht, auch dem Bestimmbaren entgegengesetzt ist. Möglich, wenn zwar die Bestimmung dem Bestimmbaren nicht (kontradiktorisch) entgegengesetzt, aber doch das Verhältniß von Bestimmbaren und Bestimmung nicht eingesehen wird. Wirklich (logisch), wenn dieses Verhältniß eingesehen wird.

A mit a, d. h. mit sich selbst in einer Einheit des Bewußtseyns gedacht, ist ein nothwendiger Begriff; a mit b, ist ein möglicher, wenn dieses Verhältniß zwischen a und b bloß problematisch supponirt, aber nicht eingesehen; und ein wirklicher (im logischen Verstande) Begriff, wenn dieses Verhältniß eingesehen wird.

Vierter Abschnitt.

Von den Urtheilen.

I.

Urtheilen ist diejenige Handlung des Erkenntnißvermögens, wodurch mehrere (und folglich auch verschiedene) Gegenstände des Bewußtseyns überhaupt, ohne in ein einziges Bewußtseyns zusammenzufließen, dennoch in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden werden. Diese Einheit des Bewußtseyns ist entweder bloß subjektiv, oder zugleich objektiv. Im ersten Falle heißt es Urtheilen im weiteren Sinne; im zweiten aber heißt es Urtheilen im engeren Sinne des Wortes.

Alle Urtheile, sie mögen haben welche Form sie wollen, haben dieses Karakteristische gemeinschaftlich, daß dadurch mehrere Gegenstände des Bewußtseyns (diese mögen Begriffe, Anschauungen, Objekte, oder selbst Urtheile seyn), ohne daß sie aufhören mehrere Gegenstände des Bewußtseyns zu seyn, dennoch in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden werden, nur mit diesem Unterschied, daß diese Einheit des Bewußtseyns in Ansehung einiger derselben bloß subjektiv, in Ansehung anderer aber objektiv ist. In einem unendlichen Urtheile: a ist — nicht b, werden a und b, als verschiedene Gegenstände des Bewußtseyns, bloß durch die Identität des Subjekts (des Urtheilenden) die als Bedingung eines jeden Urtheils überhaupt vor-

ausgesetzt werden muß, in einer bloß subjektiven Einheit des Bewußtseyns verbunden, und eben dadurch ihre mögliche Verbindung in einer objektiven Einheit des Bewußtseyns abgesprochen. Durch dieses Urtheil wird bestimmt, daß a und b so wenig identisch, als einander widersprechend, als auch im Verhältniß von Bestimmbaren und Bestimmung (welche alle objektive Verhältnisse sind) mit einander stehen.

Dahingegen in diesen Urtheilen: a b ist b, a b ist nicht — non b, (a b ist, in Rücksicht auf (das darinn enthaltene) b, mit b identisch; a b ist in Rücksicht auf b dem non b entgegengesetzt); a ist b (a ist das Bestimmbare, und b eine nothwendige oder mögliche Bestimmung desselben) die zu verbindenden Glieder in einer objektiven Einheit verbunden werden. Wird b als eine mögliche Bestimmung von a erkannt, so entstehet daraus ein neues Objekt a b (a durch b bestimmt) z. B. aus dem Urtheile: ein Dreieck kann rechtwinklicht seyn, wodurch das Rechtwinklichtseyn als eine mögliche Bestimmung von Dreieck erkannt wird, entstehet ein neues Objekt, ein rechtwinklichtes Dreieck. Wird b als eine nothwendige Bestimmung von a erkannt, so entstehet zwar daraus kein neues Objekt, aber dennoch werden a und b, als in einem Objekt verbunden, bestimmt; z. B. dieses Urtheil: ein Dreieck hat drei Winkel. Wird b (oder non b) als in dem Begriffe von a b enthalten, oder demselben entgegengesetzt, erkannt, so werden die Glieder dadurch nicht bloß in einem Objekte, sondern schon im Begriffe, verbunden. Diese Verbindung ist also a priori objektiv, weil alles, was von den Begrif-

fen gilt, nothwendig auch von den Objekten, worauf sie sich beziehen, gelten muß.

In dem Urtheile hingegen: die Tugend ist — nicht viereckigt, wird, unter Voraussetzung der identischen Einheit des denkenden Subjekts, die Möglichkeit einer Verbindung von Tugend und Viereckigtseyn, in einer objektiven Einheit des Bewußtseyns verneint. Das Viereckigtseyn ist diesem Urtheil zufolge nicht mit der Tugend identisch, auch nicht derselben entgegengesetzt (weil in der Tugend keine dem Viereckigtseyn entgegengesetzte Bestimmung enthalten ist). Auch ist das Viereckichtseyn nicht eine mögliche Bestimmung der Tugend, daß daraus eine viereckichte Tugend entstehen soll. Viereckichtseyn und Tugend stehen zu einander in keinem bestimmbaren, sondern in einem unendlichen Verhältniß = o:a, daher wird ein solches Urtheil ein unendliches Urtheil genannt, wie dieses in der Folge umständlicher dargethan werden soll.

II.

Die objektiven Urtheile sind entweder in dem Begriffe eines Objekts, oder im Objekte selbst gegründet, oder sie haben ein Objekt zur Folge.

Die identischen Urtheile haben im Begriffe des Objekts. Die Urtheile, wodurch das Prädikat, obschon im Begriffe des Subjekts nicht enthalten, dennoch als nothwendig mit demselben verknüpft, bestimmt wird,

haben im Objekte selbst ihren Grund. Die Urtheile, welche die Möglichkeit der Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekt bestimmen, haben ein Objekt zur Folge.

Das Urtheil: ein reguläres Dekäder ist regulär, hat im Begriffe seinen Grund, das Prädikat wird bloß deswegen dem Subjekte beigelegt, weil es in demselben gedacht wird; aber nicht im Objekte selbst, weil es kein solches Objekt geben kann. Das Urtheil ist also, in Ansehung des als Objekt gedachten Begriffs, objektiv, obschon kein reelles Objekt demselben entspricht. Das Urtheil: eine dreiseitige Figur hat drei Winkel, hat seinen Grund nicht im Begriffe des Subjekts, weil im Begriffe von einer dreiseitigen Figur das Prädikat, drei Winkel, nicht enthalten ist, sondern in der Konstruktion des Objekts selbst. Das Urtheil: ein Dreieck kann rechtwinklicht seyn, hat nicht nur im Begriffe und Objekte selbst seinen Grund (daß so wenig im Begriffe eine, dem Rechtwinklichtseyn entgegengesetzte, Bestimmung gedacht, als im Objekte selbst angetroffen wird) sondern ist selbst Grund eines neuen Objekts, nämlich eines rechtwinklichten Dreiecks.

Die (ganz oder zum Theil) identischen Urtheile sind also am wenigsten fruchtbar. Die Urtheile, wodurch das Prädikat nicht als im Begriffe des Subjekts enthalten, sondern als im Objekte mit demselben nothwendig verknüpft, bestimmt wird, sind schon fruchtbarer, indem durch sie zwar keine neuen Objekte, aber dennoch neue Bestimmungen (Eigenschaften) entdeckt werden. Die Urtheile endlich, welche

welche die Bestimmbarkeit des Subjekts durch das Prädikat aussagen, sind am allerfruchtbarsten, weil durch sie nicht nur neue Bestimmungen des Subjekts (seine Bestimmbarkeit durch gewisse Prädikate) sondern selbst neue Objekte entdeckt werden.

III.

Die allgemeinen Formen der Urtheile geben gleichfalls verschiedene Gesichtspunkte an die Hand, nach welchen man die Urtheile eintheilen kann. Die unter diesen allgemein begriffenen besondern Formen machen das Fundamentum divisionis aus.

Die verschiedenen Gesichtspunkte, woraus eine Sache betrachtet werden kann, sind nicht das, wodurch, sondern das, worin die Sache eingetheilt werden kann. Die Eintheilung der verschiedenen Gesichtspunkte muß selbst ein Fundamentum divisionis haben. Sie geben aber kein Fundamentum divisionis von der Sache ab, weil diese Gesichtspunkte allen Gliedern, worin die Sache eingetheilt wird, gemein sind. Die allgemeinen Formen der Urtheile: Quantität, Qualität, Relation, Modalität, machen nicht selbst das Fundamentum divisionis der Urtheile aus, weil sie allen Urtheilen gemein sind, sondern sie sind bloß verschiedene Gesichtspunkte, nach welchen diese Eintheilung auf verschiedene Arten geschehen kann. Dahingegen die unter jeden begriffenen besondern Formen z. B. unter Quantität, Allgemeinheit, Besonderheit, Einzelheit u. d. gl. das Fundamentum divisionis ausmachen.

IV.

Die allgemeinen Formen der Urtheile sind Qualität, Relation, Modalität. Quantität haben die ursprünglichen, den Schlüssen zum Grunde liegenden Urtheile nicht; wohl aber die durch Schlüsse herausgebrachten.

Das allgemeine Urtheil z. B. alle Menschen sind Thiere, scheint ein einfaches, ursprüngliches (durch keinen Schluß herausgebrachtes) Urtheil zu seyn, es verhält sich aber nicht so. Das ursprüngliche, einfache, diesem zum Grunde liegende Urtheil ist: der Begriff von Thier ist im Begriffe von Mensch enthalten. Dieses Urtheil hat gar keine Quantität, und macht den einen Vordersatz aus. Dieses gleichfalls ursprüngliche, einfache Urtheil: Mensch, auf welche Art er will, bestimmt, ist Mensch, hat auch keine Quantität, und macht den zweiten Vordersatz aus, woraus der Schlußsatz: alle Menschen (Mensch, auf welche Art er will, bestimmt) sind Thiere, entspringt.

V.

Urtheile im engern Sinne giebt es achterlei. Zwei der Quantität nach, allgemeine und besondere; zwei der Qualität nach, bejahende und verneinende; zwei der Relation nach, kathegorische und disjunktive; zwei der Modalität nach, apodiktische und problematische Urtheile. Im weitern Sinne aber giebt es zwölferlei Arten von Urtheilen. Zu den ersten können noch die einzelnen,

nen, zu den zweiten die unendlichen, zu den dritten die hypothetischen, und zu den vierten die assertorischen Urtheile hinzugefügt werden.

Urtheile im engern Sinne sind solche, die einen Grund von andern Urtheilen abgeben, und folglich in Wissenschaften zur Erweiterung der Erkenntniß gebraucht werden können. Daher werden die identischen Urtheile, die nichts zur Erweiterung der Erkenntniß beitragen, davon ausgeschlossen. Aus dem Satze: a ist a, folgt nichts anders, als dieser Satz selbst. Aus dem Schluß: a ist a und a ist b, folglich ist a auch b, folgt aus dem ersten Vordersatze gleichfalls nichts, weil der vermeinte Schlußsatz nichts anders, als der zweite Vordersatz selbst ist. Dahingegen folgt aus dem Satze: a ist b, in Verbindung mit dem Satze b ist c, nothwendig a ist c.

Allgemeine Urtheile erweitern entweder selbst unsre Erkenntniß, oder sie sind Folgen anderer Urtheile, die zur Erweiterung unserer Erkenntniß dienen. Das Urtheil z. B.: eine dreiseitige Figur hat drei Winkel, erweitert unsere Erkenntniß vom Objekte, mit der Eigenschaft der drei Winkel, die in seinem Begriff nicht enthalten ist. Dieses Urtheil: ein Dreieck ist eine Figur, erweitert zwar selbst unsre Erkenntniß nicht, weil es nur alsdann Statt finden kann, wenn man schon das Dreieck als eine in drei Linien eingeschlossene Figur gedacht hat. Es ist aber dennoch Folge eines andern Urtheils, wodurch das Dreieck als Objekt bestimmt, und unsere Erkenntniß um so viel erweitert wird. Ehe

ich das Dreieck als eine in drei Linien eingeschlossene Figur denke, muß ich erst das Urtheil fällen: Figur kann in drei Linien eingeschlossen seyn.

Besondere Urtheile setzen gleichfalls andere Urtheile voraus, wodurch unsere Erkenntniß erweitert wird. Dieses Urtheil: etliche Figuren sind Dreiecke, setzt das, das Dreieck als Objekt bestimmende, Urtheil voraus: Figur kann Dreieck seyn.

Einzelne Urtheile hingegen, deren Subjekt ein omni modo determinatum ist, können nicht anders als identisch, und folglich leer seyn, weil einem einzelnen Dinge nichts beigelegt werden kann, wodurch unsre Erkenntniß mit einem neuen Objekt, oder einer neuen Eigenschaft erweitert werden sollte. Dem einzelnen Dinge kann bloß entweder das Individuelle, oder der Artbegriff beigelegt werden. In beiden Fällen wird dadurch nichts Neues in unsrer Erkenntniß bestimmt.

Unendliche Urtheile sind solche, worin Subjekt und Prädikat in gar keinem Verhältniß von Bestimmung und Bestimmbaren stehen, indem sie verschiedene einander nicht untergeordnete Objekte ausmachen. Z. B. Die Tugend ist — nicht viereckicht, wo es nicht heißt: die Tugend enthält eine Bestimmung, die der im Viereck enthaltenen Bestimmung entgegengesetzt ist, so wie es z. B. in diesem verneinenden Urtheile: ein Zirkel ist nicht viereckigt, sondern Tugend und Viereck sind verschiedene, einander nicht untergeordnete Objekte, die folglich ohne einander

ander im Bewußtseyn statt finden können. In diesem Urtheile wird also ausgesagt, daß über diese Objekte kein Urtheil in Ansehung ihres Verhältnisses zu einander, als Bestimmbares und Bestimmung, gefällt werden kann, weil sie nicht in diesem Verhältniß zu einander stehen.

Nun heißen aber Urtheile im engern Sinne nur solche, wodurch das Verhältniß der Bestimmbarkeit zwischen Subjekt und Prädikat bestimmt wird, folglich müssen die unendlichen Urtheile davon ausgeschlossen werden.

Die hypothetischen Urtheile sind solche, wodurch die Abhängigkeit eines Urtheils von einem andern Urtheile bestimmt wird. Das eine Urtheil (das antezedens) ist von dem andern (konsequens) unabhängig, dieses hingegen von jenem abhängig. Sie stehen also, eben so wie das Subjekt und Prädikat im kathegorischen Urtheile, im Verhältnisse von Bestimmbaren und Bestimmung, und das hypothetische ist in der That ein kathegorisches Urtheil. — Bei Urtheilen im engeren Sinne wird bloß auf ihre wesentlichen formellen Unterschiede Rücksicht genommen. Es ist also gleichviel, ob der Stoff zum Urtheilen Begriffe, Objekte, oder selbst Urtheile sind. Die hypothetischen machen also, in dieser Rücksicht, keine von den kathegorischen verschiedene Klasse von Urtheilen aus.

Ferner ist Urtheilen im engern Sinne kein Setzen oder Aufheben irgend eines Daseyns an sich, sondern bloß in Beziehung auf ein anderes Daseyn. Man hat hier bloß mit Nothwendigkeit (oder Unmög-

möglichkeit) und *Möglichkeit* zu thun. Das Urtheil z. B. daß ein Mensch *gelehrt seyn kann*, erweitert meine Erkenntniß mit dem Begriffe eines *gelehrten Menschen*; daß ich aber nachher *wirklich* einen *gelehrten Menschen* finde, erweitert meine Erkenntniß um nichts, sondern die *Wirklichkeit* dient hier bloß zum *Beweise* der *Möglichkeit*, oder der Bestimmbarkeit des Menschen durch Gelehrsamkeit, welches das Wesentliche in einem Urtheile ist. Das Urtheil im engern Sinne betrifft bloß das *Denken*; die *Konstruktion eines Objekts* ist nicht ein *neues Urtheil*, sondern bloß eine *Bestätigung* des schon gefällten Urtheils.

Urtheilen im weitern Sinne ist die bloße *Handlung* des Urtheilens von dem *Grunde* oder den *transzendentalen Bedingungen* abstrahirt, und ohne Rücksicht auf die *Folgen* betrachtet, mag auch das Urtheil in besondern Fällen *leer*, oder gar *unmöglich* seyn; ungefähr wie man in der *Algebra* unter den Werthen der *unbekannten* Größe selbst $x=0$, $x=\infty$, $x=\sqrt{-a}$ rechnet. In diesem Sinne genommen sind *identische* Urtheile, obschon sie keine Folgen in Ansehung des Objekts bestimmen, so gut Urtheile, als diejenigen, die gewisse *Folgen* bestimmen, weil hier von den *Folgen* abstrahirt wird. Ein *unendliches* Urtheil bestimmt zwar im Objekte nichts; aber eben dieses ist auch ein Urtheil, daß nämlich *das Subjekt durch das Prädikat unbestimmbar* ist. Ein *hypothetisches* Urtheil ist von dem *kathegorischen* zwar nicht in Ansehung der *formellen Form* (Verhältniß der Bestimmbarkeit überhaupt)

aber dennoch in Ansehung des *formellen Stoffs* (welcher in diesem *Begriffe* und *Anschauungen*, in jenem aber *Urtheil* ist) verschieden. Eben so sind die *assertorischen* Urtheile, obschon der *Grund* dieser *Modalität* außer dem *Denkvermögen* liegen muß, dennoch in Ansehung dieser *Modalität an sich*, eine eigene Art von Urtheilen.

VI.

Die vier *Hauptmomente* der Urtheile sind von einander *abhängig*, und *bestimmen* einander wechselsweise.

Die, in Ansehung der *Quantität*, *allgemeinen*, sind in Ansehung der *Modalität apodiktische* Urtheile; und so auch umgekehrt. Denn Urtheile sind bloß darum *allgemein*, weil das Prädikat im *Begriffe* des Subjekts, oder im *Subjekte* selbst *enthalten* ist; sie sind daher nothwendig, weil das Subjekt ohne das Prädikat entweder nicht *gedacht*, oder als *Objekt* nicht *dargestellt* werden kann.

Die, in Ansehung ihrer *Quantität*, *besondern*, sind in Ansehung der *Modalität assertorische* Urtheile. Sie sind nicht *apodiktisch*, weil zu diesem Behuf erfordert wird, daß das Prädikat im *Begriffe* des Subjekts, oder im *Subjekte* selbst *enthalten* sey, alsdann aber würden sie nicht *besondre*, sondern *allgemeine* Urtheile seyn müssen. Auch sind sie nicht *problematisch*; ihre Formel ist nicht: einige a *können seyn* b, sondern: einige a *sind* b, und dieses mit Recht; denn was soll

dieses Einige heißen? Soll einige a heißen, diejenigen, die durch b bestimmt sind, so ist dieser Satz apodiktisch und zugleich (wenn nicht der Satz: a kann durch b bestimmt seyn, vorausgesetzt wird) leer. Wird aber dieser Satz, (der ohne alle Quantität ist,) vorausgesetzt, so ist jener Satz apodiktisch und zugleich identisch. Soll aber einige a heißen, a durch irgend etwas außer b, z. B. durch n, bestimmt, kann noch dazu durch b bestimmt werden, so ist dieses Urtheil eine Folge zweier anderer Urtheile ohne alle Quantität: a kann durch n, und an kann durch b bestimmt seyn, folglich giebt es a (nämlich an) die b seyn können. Das Urtheil aber, dessen Quantität durch Einige ausgedrückt wird, ist (jene Urtheile vorausgesetzt) assertorisch. Ich kann z. B. sagen: einige Dreiecke sind rechtwinklicht, aber nicht: einige Dreiecke können rechtwinklicht seyn. Denn entweder verstehe ich unter dem Worte Einige diejenigen Dreiecke, die durch das Rechtwinklichtseyn bestimmt, oder solche, die durch irgend eine andere Bestimmung bestimmt sind. Im ersten Falle kann ich im Subjekte das Dreieck im Allgemeinen als auf eine besondere Art bestimmbar denken, ohne diese besondere Art selbst zu bestimmen, und erst durch Beilegung des Prädikats diese besondere Art bestimmen. Dieser Satz wird also, in diesem Falle, folgende Bedeutung haben: ein von mir auf eine besondere Art bestimmbar gedachtes Dreieck, von der besondern Bestimmung dieser besondern Art ich aber abstrahire, und bloß daß es überhaupt auf eine besondere Art bestimmbar ist, in Betrachtung

tung ziehe, ist, wenn ich die besondere Bestimmung dieser besondern Art hinzufüge, ein rechtwinklichtes Dreieck. Es kann aber nicht heißen, kann rechtwinklicht seyn, weil ich, obschon ich im Subjekte von der durch das Prädikat ausgedrückten besondern Bestimmung der besondern Art abstrahire, dennoch dieselbe unter keiner andern Bestimmung als derjenigen, die durch das Prädikat ausgedrückt wird, denke. Ein Dreieck überhaupt kann rechtwinklicht seyn; ein auf die besondere Art (die durch das Prädikat bestimmt wird) bestimmtes Dreieck aber ist rechtwinklicht. —

Abstrahire ich hingegen nicht von der besondern Bestimmung dieser Etlichen, so sage ich mit diesem Satze nichts mehr als: rechtwinklichte Dreiecke sind rechtwinklicht. Dieser Satz ist apodiktisch, (weil er identisch ist) und ohne den Satz: Dreieck überhaupt kann rechtwinklicht seyn, völlig (so wie der Satz: Nichts ist Nichts) leer.

Verstehe ich aber unter diese Etlichen solche, die schon durch irgend eine andere Bestimmung (gleichschenklicht u. d. gl.) außer dem Rechtwinklichtseyn, bestimmt sind, so setzt ebenfalls dieses Urtheil ein Urtheil ohne alle Quantität: ein gleichschenklichtes Dreieck kann rechtwinklicht seyn, voraus. Sobald aber dieses Urtheil gefällt worden ist, so kann nicht mehr gesagt werden: unter allen möglichen Dreiecken giebt es etliche, die rechtwinklicht seyn können, sondern, unter allen möglichen Dreiecken giebt es welche, die rechtwinklicht sind.

Bejahende sowohl als verneinende Urtheile können alle Formen der Quantität haben. Dahingegen können ver-

verneinende Urtheile nicht die disjunktive Form der Relation haben. Ich kann zwar sagen: ein Dreieck ist entweder nicht recht- oder nicht schiefwinklicht, welches das äußere Ansehen eines verneinenden disjunktiven Urtheils hat. In der That aber ist es kein eigenes Urtheil, sondern eine unmittelbare Folge des bejahenden disjunktiven Urtheils: ein Dreieck ist entweder recht- oder schiefwinklicht, oder genauer, mit demselben *einerlei*.

Eben so wenig können *verneinende* Urtheile *problematisch* seyn, denn *verneinende* Urtheile sind solche, deren Prädikat dem Begriffe des Subjekts oder dem Subjekte selbst widerspricht; *problematische* Urtheile aber solche, deren Prädikat dem Begriffe des Subjekts nicht widerspricht, sein Verhältniß zum Objekte selbst aber (die mögliche Darstellung des durch dieses Urtheil zu bestimmenden Objekts) zweifelhaft ist. Ich kann daher sagen: a *kann seyn* b, d. h. b widerspricht dem Begriffe von a nicht, obschon es vielleicht mit demselben nicht zur Bestimmung eines Objekts verbunden werden kann. Ich kann aber dieses Urtheil nicht *problematisch*, durch a kann nicht seyn b, ausdrücken. Denn soll dieses heißen b widerspricht dem Begriffe von a, so ist es ein verneinendes analytisches Urtheil. Soll es heißen a kann mit b zur Bestimmung eines Objekts nicht verbunden werden, so ist es ein *verneinendes* synthetisches Urtheil; in beiden Fällen aber wider die Voraussetzung, daß es ein problematisches Urtheil seyn soll.

Unendliche Urtheile sind immer *allgemein*. Denn wenn a — nicht b ist, d. h. meiner Erklärung zufolge, wenn a und b im Bewußtseyn von einander

unab-

unabhängig sind, und folglich nicht im Verhältniß von *Bestimmbaren* und *Bestimmung* mit einander stehen, so werden auch ax und by, d. h. a und b auf eine jede besondere Art bestimmt, von einander *unabhängig* bleiben, weil das *Bestimmbare* durch die *Bestimmung* bloß neue Prädikate erhält, ohne seine Natur an sich zu verändern. Wenn überhaupt *Tugend* nicht *Viereck* ist, so ist *keine Tugend* (Gerechtigkeit, Weisheit u. d. gl.) *Viereck*.

Ferner können *unendliche* Urtheile sowohl *kathegorisch* als *hypothetisch* seyn. So gut wie ich z. B. sagen kann, a ist — nicht b, oder a ist durch b unbestimmbar; eben so kann ich sagen: a ist etwas, das nicht Grund von b ist; oder wenn a gesetzt wird, so folgt deswegen nicht b. Von dieser Art sind alle Urtheile, die nicht im Verhältniß von Grund und Folge zu einander stehen. *Disjunktiv* aber können die unendlichen Urtheile nicht seyn, denn die Glieder eines disjunktiven Urtheils müssen sich einander ausschließen. Im unendlichen Urtheile wird nichts im Subjekte gesetzt, das durch ein anderes Setzen ausgeschlossen werden kann. —

Ferner können die *unendlichen* Urtheile nicht anders als *apodiktisch* seyn, weil die *Unabhängigkeit* des Prädikats vom Subjekte durch nichts, außer unmittelbar durchs bloße Denken, bestimmt werden kann.

Kathegorische Urtheile haben alle Formen der Quantität, Qualität und Modalität.

Hypothetische Urtheile haben keine Quantität, obschon die ihnen zum Stoff dienenden Urtheile al-

lerdings eine Quantität haben können, z. B. in diesem hypothetischen Urtheile: Wenn alle Linien sich quadriren lassen, so kann der Inhalt einiger Zirkel (deren Diameter gegeben ist) genau bestimmt werden, ist die Quantität des Antezedens Allgemeinheit und des Consequens Besonderheit; das hypothetische Urtheil aber hat gar keine Quantität.

Die hypothetischen Urtheile können aber alle Formen der Qualität, die von der Qualität der ihnen zum Stoff dienenden Urtheile verschieden ist, haben. Ferner sind hypothetische Urtheile immer apodiktisch, mögen die ihnen zum Stoff dienenden Urtheile in Ansehung ihrer Modalität seyn, welche sie wollen. In diesem hypothetischen Urtheile: wenn a ist b, so kann c seyn d, ist der Antecedens assertorisch, und der Consequens problematisch, das sich auf sie beziehende Urtheil aber ist nichts desto weniger apodiktisch; wenn der Antecedens wahr ist, so muß auch der Consequens wahr seyn.

Auf diese Art lassen sich auch die übrigen Formen der Urtheile in Ansehung ihres Verhältnisses zu den vorerwähnten leicht bestimmen, wobei ich mich aber nicht länger aufhalten will.

VII.

Da die Logik von allem reellen Inhalt der Objekte abstrahirt, und nur die Formen des Denkens eines Objekts überhaupt in Betrachtung zieht, so kann die Logik vorzugsweise mehr als irgend eine andere Wissenschaft, durch eine allgemeine Charakteristik behandelt werden, so daß die Theorie der

der Zeichen zur Berichtigung und Erweiterung der Theorie der dadurch bezeichneten Formen sehr bequem gebraucht werden kann.

Die Algebra liefert uns eine Charakteristik einer besondern Wissenschaft (der Größenlehre) aber keine allgemeine Charakteristik. Doch ist sie, ob zwar nicht absolut, dennoch komparativ allgemein, indem sie sich auf alle Gegenstände einer ganzen Wissenschaft (alle mögliche Größenverhältnisse) erstreckt. Wir können daher füglich die algebraische Charakteristik, so weit dieses angeht, zur allgemeinen Charakteristik machen, und wo dieses nicht angeht, sonst andere bequeme Zeichen gebrauchen. Wir wollen also versuchen, eine solche logische Charakteristik zu entwerfen, und nach derselben die Theorie des Denkens zu behandeln.

Ein allgemeiner Begriff wird als etwas auf mehr als einerlei Art Bestimmbares gedacht. Er muß daher durch zwei mit einander verbundene Zeichen ausgedrückt werden. Ein Zeichen für das (gegebene) Bestimmbare, und das andere für die unbestimmte Bestimmung. Er kann also durch a x bezeichnet werden. a bedeutet (so wie in der Algebra) das gegebene Bestimmbare, und x eine jede mögliche Bestimmung desselben.

Ein allgemeiner Satz ist ein solcher, worin das Subjekt das Bestimmte, und das Prädikat das Bestimmbare ist. Er kann daher durch a x ist a ausgedrückt werden. Es sey z. B. a der für sich denkbare Begriff von Thier, und x eine mögliche

Bestimmung desselben, so heißt ax ist a so viel als: Thier auf eine jede mögliche Art bestimmt, ist Thier, und dieses ist das ursprüngliche dictum de omni, welches auf dem Grundsatze der Bestimmbarkeit beruht. Nämlich das Bestimmbare (für sich ohne die Bestimmung mögliche) verändert durch die Bestimmung seine Natur nicht, und bleibt nach wie vor, möglich.

Ein besonderer Begriff wird als etwas auf mehr als einerlei Art Bestimmbares, aber auf eine gegebene Art Bestimmtes, gedacht. Er kann daher durch an bezeichnet werden, wo a das Bestimmbare, und n nicht eine jede mögliche, sondern eine wirkliche Bestimmung desselben bedeutet, z. B. Mensch; a ist hier Thier, und n nicht eine jede mögliche Bestimmung, sondern die wirklich gedachte Bestimmung (Menschheit).

Daß ich aber diese wirkliche Bestimmung mit n und nicht mit b c u. d. gl. bezeichne, beruht darauf, daß dieser Buchstabe (seiner algebraischen Bedeutung zufolge) nicht bloß eine als wirklich gedachte sondern eine als wirklich erkennbare Bestimmung bedeuten kann, wovon aber die Logik, als eine bloß formelle Wissenschaft, abstrahiren muß. Wenn ich Mensch und Thier mit einander vergleiche, und den Begriff von Thier, als das an sich Denkbare, und noch dazu durch Menschheit Bestimmbare, und Mensch als den durch Menschheit bestimmten Begriff von Thier denke, und daher dem Menschen, als einem Subjekte, das Prädikat Thier beilege, so ist dieses nicht mehr ein bloß formelles, sondern ein reel-

les, auf einen bestimmten Fall angewendetes Denken. Logisch brauche ich nur im besondern Begriffe den allgemeinen auf irgend eine besondere Art bestimmt zu denken, diese besondere Art selbst aber lasse ich unbestimmt.

Ein bloß besonderer Satz ist ein solcher, worin das Subjekt das Bestimmbare (Allgemeinere) und das Prädikat irgend eine Bestimmung desselben ist. Er kann daher durch an ist b bezeichnet werden. Gesetzt a bedeutet Thier und b die Bestimmung Menschheit, so heißt an ist b nicht jedes Thier, sondern nur dasjenige, das als Mensch bestimmt ist, ist Mensch.

Auf eben die Art kann ein allgemein verneinender Satz durch ax ist nicht (non a) bezeichnet werden, welches das dictum de nullo ist. Ein bloß besonders verneinender Satz kann durch an ist nicht (non b) bezeichnet werden. Dieses ist das dictum de diverso.

Ich habe in dieser Bezeichnung der allgemeinen Sätze bloß auf die ursprünglichen (nicht durch Schlüsse herausgebrachten) und in Bezeichnung der besondern bloß auf die besondern im engern Sinne (die nicht zugleich allgemein verstanden werden können) Rücksicht genommen. Alle a sind a, oder a, auf eine jede mögliche Art bestimmt, ist a, ist ein ursprünglicher, aus dem Grundsatze der Bestimmbarkeit unmittelbar folgender Satz. Dieses ist aber nicht der allgemeine Satz, wovon die Logiker sprechen, nämlich ein solcher, dessen Subjekt nicht das Prädikat auf irgend eine Art bestimmt, sondern dessen Subjekt auf eine gegebene Art

bestimmt, und noch dazu auf irgend eine mögliche Art bestimmbar ist; z. B. alle Menschen sind Thiere. Das Subjekt Mensch wird als Thier auf eine gegebene (nicht jede mögliche) Art durch Menschheit bestimmt, und noch dazu auf irgend eine mögliche Art (als Kajus, Titius, u. s. w.) bestimmbar gedacht. Es enthält also drei Vorstellungen, und muß durch drei Buchstaben auf folgende Art bezeichnet werden: a b x ist a; a bedeutet das Bestimmbare, b die gegebene Bestimmung, und x eine jede noch mögliche Bestimmung.

Eben so ist der partikuläre Satz, wovon die Logiker sprechen, nur in gewisser Rücksicht partikulär, kann aber in anderer Rücksicht allgemein seyn. Einige a sind b, heißt nicht nur einige a sind b, sondern so viel als: nicht kein a ist b. Einige a sind nicht b, heißt nicht nur, einige a sind nicht b, sondern bloß: nicht alle a sind b. Im ersten Falle bleibt also unbestimmt, ob nicht alle a sind b. Im zweiten bleibt es gleichfalls unbestimmt, ob nicht kein a ist b. Die partikulären Sätze in dieser Bedeutung erfordern also eine eigene, von der vorigen verschiedene Bezeichnung; partikulär bejahende Sätze können durch: — a x — b (nicht a durch x bestimmt, d. h. alle a sind nicht b). Partikulär verneinende, durch — a x + b (nicht alle a sind b) bezeichnet werden.

So weit von der Bezeichnung der Sätze in Ansehung ihrer Quantität, die der algebraischen Bezeichnung völlig entspricht.

In Ansehung der Qualität kann die Bejahung, deren Bedeutung ist, daß das Prädikat im Sub-

jekte enthalten ist, durch das Zeichen der Gleichheit = und diejenige die Uebereinstimmung im Objekte bedeutet, durch das algebraische Zeichen Plus +, die Verneinung durch Minus —, und die Unendlichkeit durch o bezeichnet werden. Diesem nach ist a + b ein bejahendes Urtheil, und bedeutet, daß a und b in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden werden können. a — b ist ein verneinendes Urtheil, und bedeutet, daß a und b sich einander in eben demselben Bewußtseyn aufheben, und daher in einer Einheit des Bewußtseyns nicht verbunden werden können. a o b ist ein unendliches Urtheil, und bedeutet, daß a und b so wenig mit einander zur Bestimmung eines Objekts übereinstimmen, als daß sie einander entgegen gesetzt sind, indem sie gar nicht im Verhältniß der Bestimmbarkeit mit einander stehen; sie bleiben also nach der Verbindung, was sie vorher waren. Diese Verbindung fügt ihnen keine neue Eigenschaften zu, nimmt ihnen auch nichts ab. Sie ist daher in diesem Betrachte = o.

Der Relation nach können kathegorische Urtheile auf gedachte Art ohne alle Zeichen der Relation bleiben. Hypothetische Urtheile können durch das algebraische Verhältnißzeichen angedeutet werden: z. B. wenn a ist b, so ist c, d, auf folgende Art: a + b : c + d; denn die Glieder eines hypothetischen Satzes stehen in einem bestimmten Verhältniß zu einander, so daß, wenn das Antecedens gegeben ist, auch das Consequens dadurch bestimmt wird, obschon nicht auch umgekehrt. Das dem Zeichen des Verhältnisses vorhergehende ist hier recht bildlich

als das Antecedens, und das darauf folgende als das Consequens vorgestellt. Disjunktive Sätze können dadurch bezeichnet werden, daß man die sich ausschließenden Glieder durch ein Kolon | von einander trennt, z. B. a + b | c | d.

Der Modalität nach brauchen die Urtheile nicht besonders bezeichnet zu werden, weil diese von der Quantität abhängt, wodurch sie in ihrer Art bestimmt wird. Z. B. der allgemeine Satz: ax + a ist apodiktisch, weil a in ax nothwendig enthalten ist. Der besondere Satz: a + ab ist bloß problematisch, denn man sieht, daß es nicht nothwendig sey, daß a seyn muß ab, weil a, als das Bestimmbare in ab, auch ohne b denkbar ist; daß es aber auch nicht unmöglich ist, daß a seyn soll ab, folgt aus dem ab als Objekt bestimmenden Verhältniß der Bestimmbarkeit des a durch b.

Assertorische Sätze, wenn man darunter solche verstehet, deren Prädikat nicht im Begriffe des Objekts (die man apodiktische Sätze im engern Sinne nennen kann), aber doch im Objekte selbst enthalten sind, so werden sie (da sie doch immer Nothwendigkeit ausdrücken) wie die apodiktischen bezeichnet. Die andern haben, wie ich schon gezeigt habe, gar keine Realität, brauchen also nicht bezeichnet zu werden.

(Siehe die charakteristische Tafel.)

Diese Bezeichnung vorausgeschickt, wollen wir nun zeigen, wie die Lehrsätze der Urtheile und ihre Beweise sich charakteristisch vortragen lassen.

In einem jeden allgemein bejahenden Urtheile ist entweder das Subjekt dem Prädikate (in Ansehung des Umfangs) gleich, oder das Subjekt ist kleiner, als das Prädikat.

Beweis. Die wechselseitig identischen Urtheile: a = a, ax = ax, an = an, sind offenbar von gleichem Umfange.

Das einseitig identische Urtheil ist ax + a, d. h. a auf eine jede mögliche Art bestimmt, enthält a in sich, folglich ist ax in Ansehung der Folgen mit a einerlei. Das auf eine jede mögliche Art bestimmte a aber ist von kleinerm Umfange, als das unbestimmte a an sich, folglich kann dem a nichts beigelegt werden, was bloß dem ax zukömmt.

Wenn Subjekt und Prädikat mit einander übereinstimmen, so kann das Urtheil wenigstens ein partikulär bejahendes Urtheil im engern Sinne seyn.

Beweis. Begriffe stimmen mit einander überein, wenn sie entweder wechselseitig oder einseitig identisch sind, oder wenn sie zwar nicht identisch, aber dennoch zur Bestimmung eines Objekts übereinstimmen. Im ersten Falle ist a = a, folglich ist auch ax = a, folglich auch an (weil x alle mögliche Bestimmungen von a, folglich auch n begreift) = a. Im zweiten Falle ist ax + a, folglich auch an = a. Im dritten Falle ist a + b = ab, folglich ist auch a + ab, und b + ab (einige a, nämlich die, welche mit b verknüpft, sind ab, und einige b, nämlich die mit a verknüpft, sind ab). Werden sie als schon verbunden

im Objekte gedacht, so ist am + an (verschiedene Bestimmungen von a sind im Objekte verbunden) folglich wird aus der angenommenen Verbindung von a mit m und der nothwendigen Verbindung vom m mit n, die Verbindung amn, nun ist aber amn + am. Man kann also am (dasjenige nämlich, das mit n verbunden ist) + amn, und so auch an + anm setzen.

Ein allgemein verneinendes Urtheil ist gleichgeltend mit dem allgemein bejahenden, dessen Prädikat das Entgegengesetzte von jenem Prädikate ist.

Beweis. ax — (— a) ist (da minus minus plus giebt) ax + a gleich. Der Beweis ergiebt sich also schon aus der Bezeichnung; und so können auch die andern Lehrsätze der Urtheile bloß aus der richtigen Zeichnung gleichsam augenscheinlich bewiesen werden.

Ich will mich daher nicht länger dabei aufhalten. Der wichtigste Nutzen der logischen Charakteristik soll aus der Theorie der Schlüsse erhellen.

Fünfter Abschnitt.

Von den Schlüssen.

I.

Im Allgemeinen.

Schließen, in Rücksicht auf die Form der Erkenntniß, heißt ein Verhältniß des gegebenen Mannigfal-

nigfaltigen zur Einheit des Bewußtseyns nicht unmittelbar (wie im Urtheilen) sondern mittelbar bestimmen.

In Rücksicht auf die Form des Erkennens ist Schließen, dieses Verhältniß nicht anschauend (wie im Urtheilen) sondern symbolisch zu bestimmen.

In Rücksicht auf die Form der Erkenntniß, d. h. auf die Art, wie die Erkenntniß erlangt wird, ist Schließen eine mittelbare Erkenntniß. Das Subjekt und das Prädikat im Schlußsatze werden nicht aus der unmittelbaren Einsicht in dem Verhältniß der Bestimmbarkeit zwischen denselben, sondern aus der Einsicht in diesem Verhältniß zwischen dem Subjekt und einem andern Prädikat, und wiederum zwischen diesem Prädikat als Subjekt gedacht und jenem Prädikat, welches also dem Subjekte nicht unmittelbar, sondern vermittelst seines eigenthümlichen Subjekts, welches das unmittelbare Prädikat von jenem ist, beigelegt wird, a ist b und b ist c, folglich ist a auch c.

Nun aber kann ich folgendes Faktum des Bewußtseyns als Grundsatz festsetzen.

Das in einer Einheit des Bewußtseyns nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit, zu verbindende Mannigfaltige kann unmittelbar nicht aus mehr als zwei Gliedern bestehen. Ich sage: nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit zu verbindende Mannigfaltige, nicht aber nach irgend einer andern Verbindungsart. Es können allerdings mehr als zwei Glieder eines Mannigfaltigen, die nicht im Verhältniß der Bestimmbarkeit zu

zu einander stehen, zur Bestimmung eines Objekts in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden werden; z. B. drei Linien können als koordinirte Merkmale, zur Bestimmung des Dreiecks verbunden werden. Dahingegen subordinirte Merkmale, d. h. solche, die im Verhältniß der Bestimmbarkeit zu einander stehen, nicht mehr als zwei unmittelbar in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden werden können. Es sey a durch b bestimmbar (a ist nicht nur ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich, sondern es kann noch die Bestimmung b annehmen; b aber ist nur als Bestimmung ein Gegenstand des Bewußtseyns) b durch c, c durch d . . . . . so ist auch a durch d bestimmbar. Dieses sehe ich aber nicht unmittelbar durch Vergleichung von a und d ein, sondern durch Verbindung jener zwei unmittelbaren Vergleichungen. Die jedesmalige unmittelbare Vergleichung, und die dadurch bestimmte Verbindung, bezieht sich bloß auf die zwei unmittelbar auf einander folgenden Glieder. Die mittelbare Verbindung zwischen a und d kann also nicht anschauend, sondern bloß symbolisch seyn.

II.

Die ganze verwickelte Lehre der Schlüsse kann sehr bequem durch die logische Charakteristik strenge bewiesen werden.

Von den unmittelbaren Schlüssen.

Erklärungen.

Zwei Urtheile, die in Ansehung des Stoffs (Subjekt und Prädikat) einerlei, und nur der Form der Quantität nach verschieden sind, werden subalterne Urtheile genannt. Das allgemeine heißt das subalternirende, das besondere das subalternirte Urtheil.

Lehrsatz. Wenn das subalternirende Urtheil wahr ist, so ist auch das subalternirte Urtheil wahr.

Beweis. $ax = a$, da nun x eine jede mögliche Bestimmung des a bedeutet, so kann demselben die Bestimmung n substituirt werden, folglich $an = a$.

Lehrsatz. Wenn das subalternirte Urtheil falsch ist, so ist das subalternirende Urtheil auch falsch.

Beweis. Wenn es falsch ist, daß $an = -a$, so ist auch falsch, daß $ax = -a$. Denn soll dieses wahr seyn, so müßte auch, wenn man n dem x substituirt, jener Satz wahr seyn, welches aber dem Angenommenen entgegengesetzt ist, also etc.

Lehrsatz. Aus der Falschheit des subalternirenden Urtheils kann nicht die Falschheit des subalternirten Urtheils geschlossen werden.

Beweis. $x > n$, folglich ist falsch, daß $ax = b$, und doch ist es wahr, daß $an = b$.

Lehrsatz. Aus der Wahrheit des subalternirten Urtheils folgt nicht die Wahrheit des subalternirenden.

Be-

vii. 271

Beweis. Aus $an = b$ folgt nicht $ax = b$, weil $x > n$ ist, folglich dieses jenem substituirt werden kann, aber nicht umgekehrt.

Erklärungen.

Urtheile sind einander **entgegengesetzt**, wenn sie in Beziehung auf eben denselben Stoff, in der **Qualität**, oder **Qualität** und **Quantität** zugleich, **verschieden** sind.

1) **Allgemein bejahende** und **allgemein verneinende** sind **konträr entgegengesetzt**.

2) **Allgemein bejahende** und **besonders verneinende**, oder **allgemein verneinende** und **besonders bejahende** sind **kontradiktorisch-entgegengesetzt**.

3) **Besonders bejahende** und **besonders verneinende** sind **subkonträr entgegengesetzt**.

Lehrsatz. Zwei **kontradiktorisch entgegengesetzte** Urtheile können nicht beide wahr oder beide falsch seyn.

Beweis. Wenn es wahr ist, daß $ax = a$, so kann nicht zugleich wahr seyn, daß $ax — a$, und wenn es falsch ist, daß $ax — a$, so kann nicht zugleich jenes falsch seyn.

Man kann daher von der Wahrheit des einen **kontradiktorischen** Urtheils, auf die Falschheit des andern, und so auch umgekehrt schließen.

Lehr-

Lehrsatz. Zwei **konträrentgegengesetzte** Urtheile können beide falsch, aber nicht beide wahr seyn.

Beweis. $ax + b$ ist falsch, weil dem x substituirt werden kann $— b$. $ax — b$ ist eben so falsch, weil dem x, b substituirt werden kann, $ax + a$ ist wahr, $ax — a$ ist falsch; $ax + (— a)$ ist falsch, und $ax — (— a)$ ist wahr.

Man kann daher der bloßen Form nach von der Wahrheit des einen konträren Urtheils auf die Falschheit des andern, aber nicht umgekehrt, schließen.

Lehrsatz. **Subkonträre** Urtheile können nicht beide falsch, sie können aber beide wahr seyn.

Beweis. $an + b$ ist wahr, unter Voraussetzung $n = b$. $an — b$ ist wahr, unter Voraussetzung $n = — b$. Sie können aber nicht beide falsch seyn, weil nach dem Satze exclusi tertii, n entweder b oder $— b$, ist.

Man kann daher von der Falschheit des einen subkonträren Urtheils auf die Wahrheit des andern schließen; aber nicht umgekehrt.

Erklärungen.

Ein Urtheil **umkehren**, heißt seinen Subjektbegriff zum Prädikat, und sein Prädikat zum Subjektbegriff eines neuen Urtheils machen. Das erste Urtheil wird das **umzukehrende**, und das zweite das **umgekehrte** Urtheil genannt. Die **Umkehrung** ist **rein**, wenn das **umzukehrende** und das **umgekehrte**

kehrte Urtheil einerlei Quantität haben, verändert (conversio per accidens), wenn die Quantität in beiden verschieden ist. Die Umkehrung ist möglich, wenn das Umgekehrte in dem umzukehrenden Urtheile gegründet ist.

Lehrsatz. Ein allgemein verneinendes und ein partikulär bejahendes Urtheil kann rein umgekehrt werden.

Beweis. $ax-(-a)$, folglich $(-a)x-a$. $an+b$, folglich $n=b$, folglich sind einige b (die a sind) a oder $bn+a$.

Lehrsatz. Ein allgemein verneinendes Urtheil kann auch verändert umgekehrt werden.

Beweis. $ax-(-a)$, folglich $(-a)x-(a)$, und wenn n dem x substituirt wird, $(-a)n-(a)$.

Lehrsatz. Ein partikulär bejahendes Urtheil aber kann nicht verändert umgekehrt werden.

Beweis. Das Urtheil $-(ax)-b$ läßt unbestimmt, ob $ax+b$ oder $an+b$, d. h. ob $b > a$ oder $b=a$, oder $b < a$ ist. Im ersten Falle wird das Urtheil $by+a$ (welches das verändert umgekehrte des Gegebenen ist) falsch seyn.

Lehrsatz. Ein allgemein bejahendes Urtheil kann verändert, aber nicht rein umgekehrt werden.

Beweis. Aus dem Urtheile: $abx+a$ (welches der eigentliche Ausdruck für das in der Logik gebrauchte

brauchte

brauchte, allgemein bejahende Urtheil ist) folgt nicht $ax+ab$, weil $x=-b$ seyn kann, sondern bloß $an+ab$ (wenn nämlich b unter n verstanden wird).

Lehrsatz. Ein partikulär verneinendes Urtheil kann gar nicht umgekehrt werden.

Beweis. Aus $-(ax)+b$ (nicht alle a sind b), folgt so wenig $by-a$, als $bn-a$, weil $by+a$ seyn kann.

Erklärungen.

Ein Urtheil kontraponiren, heißt den Subjektbegriff zum Prädikat des kontradiktorisch entgegengesetzten Begriffs des Prädikats, mit entgegengesetzter Qualität, zu machen. Das erste ist das zu kontraponirende, und das zweite das kontraponirte Urtheil. Es giebt hier auch (so wie bei der Umkehrung) eine reine und eine veränderte Kontraposition.

Lehrsatz. Allgemeine Urtheile können rein kontraponirt werden.

Beweis. Aus $ax+a$ folgt $ax-(-a)$, und aus diesem $(-a)x-a$.

Anmerkung. Das in Klammern eingeschlossene $-a$ bedeutet nicht (so wie in den unendlichen Urtheilen) ein Ding, das nicht a, sondern das demselben entgegengesetzt ist.

Lehrsatz. Besondere verneinende Sätze können rein kontraponirt werden.

Beweis. Aus $-(ax)+b$ folgt $an-b$, ~~und aus diesem $bn-a$,~~ folglich $(-b)n+a$.

Lehr-

Lehrsatz. Ein allgemeines Urtheil kann auch verändert kontraponirt werden.

Beweis. Aus $ax + a$ folgt (sein rein kontraponirtes) $(-a)x - (a)$, und aus diesem $-(a)n - (a)$ (das verändert kontraponirte von dem Gegebenen).

Lehrsatz. Wenn $a = b$, so ist $-a = -b$.

Beweis. Wenn $a = b$, so ist $ax = b$ und $by = a$. Aus jenem folgt $-by = (-a)$, aus dem letzten aber $-ax = (-b)$; folglich $(-a) = (-b)$.

Lehrsatz. Wenn $a > b$ so ist $-b > -a$.

Beweis. $ax = b$, folglich $(-b)x = -a$, folglich entweder $(-b) > (-a)$ oder $(-b) = (-a)$. Das letzte ist unmöglich, weil sonst $a = b$ seyn müßte.

Lehrsatz. Ein partikulär bejahendes Urtheil kann weder rein noch verändert kontraponirt werden.

Beweis. Das Urtheil: $an - (b)$ ist gleichgeltend mit dem Urtheile: $an + (-b)$. Könnte dieses rein kontraponirt werden, so würde daraus folgen: $bn - a$, d. h. ein partikulär verneinendes Urtheil würde sich rein umkehren lassen, welches aber (wie schon bewiesen worden) nicht seyn kann.

Da nun $an + (b)$ sich nicht rein kontraponiren läßt, so folgt aus diesem Urtheile nicht $bn - a$, folglich auch nicht $bx - a$, d. h. jenes Urtheil läßt sich auch nicht verändert kontraponiren.

Lehrsatz. Ein allgemein verneinender Satz kann verändert, aber nicht rein kontraponirt werden.

Beweis. $ax - (-a)$, folglich $ax + a$, folglich auch $an + a$, $a + an$.

Könnte $abx - (-a)$ rein kontraponirt werden, so würde aus dem Urtheile $abx - (-a)$, welches mit dem Urtheile $abx + a$ gleichgeltend ist, folgen $ax + ab$ d. h. jenes würde sich umkehren lassen, welches sich aber in der That nicht umkehren läßt.

Erklärungen.

Ein hypothetisches Urtheil wird kontraponirt, wenn man das dem Konsequens entgegengesetzte Urtheil zum Antecedens, und das dem Antecedens entgegengesetzte Urtheil zum Konsequens eines neuen hypothetischen Urtheils macht. Jenes Urtheil heißt das zukontraponirende, dieses das kontraponirte Urtheil.

Lehrsatz. Ein disjunktives Urtheil kann in ein hypothetisches Urtheil verwandelt werden. 1) Wenn ein Glied des disjunktiven Urtheils zum Antecedens, und die Verneinung eines jeden andern Glieds zum Konsequens des hypothetischen Urtheils gemacht wird. 2) Wenn die Verneinung eines oder einiger (nicht aller) der disjunktiven Glieder zum Antecedens und die Bejahung der übrigen zum Konsequens gemacht wird.

Beweis. a oder b oder c... ist, folglich wenn a

ist; so ist weder b noch c.... Wenn weder b noch c.... ist, so ist a.

Sechster Abschnitt.

Von den mittelbaren Schlüssen.

I.

Die **unmittelbaren** Schlüsse sind Urtheile, worin die Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat, was durch ihre Vergleichung mit einander, unmittelbar eingesehen wird. Sie sind hypothetische Grundsätze, und folglich indemonstrabel. Die mittelbaren Schlüsse sind gleichfalls hypothetische Urtheile, deren Antecedens aus mehreren Urtheilen, wovon immer das Prädikat des Vorhergehenden Subjekt des folgenden ist, zusammengesetzt, und deren Konsequens (Schlußsatz) das Subjekt des ersten zum Subjekt, und das Prädikat des letzten Urtheils zum Prädikat hat, deren Verbindung also bloß mittelbar eingesehen wird.

Ein **unmittelbarer** Schluß ist in der That nichts anders, als ein einfacher **hypothetischer Grundsatz**: wenn alle a sind b, so ist kein a non b. Die Verbindung zwischen dem **Antecedens** und dem **Konsequens** wird aus ihrer Vergleichung mit einander **unmittelbar** eingesehen. Ein **mittelbarer** Schluß ist gleichfalls ein **hypothetischer** Satz, nur mit

mit dem Unterschiede, daß sein **Antecedens** aus mehreren Urtheilen zusammengesetzt, und der **Konsequens** sich auf keinen neuen Stoff, sondern auf das Subjekt des ersten und Prädikat des letzten bezieht. Die beiden Vordersätze, a ist b, und b ist c, machen den zusammengesetzten **Antecedens**, und der Schlußsatz a ist c, ist der **Konsequens**, der ohne jenen nicht eingesehen werden kann. Die Verbindung zwischen den Vordersätzen und dem Schlußsatze ist (da sie gleichfalls aus ihrer Vergleichung unmittelbar eingesehen wird) so wie die Verbindung zwischen den Urtheilen, und was daraus unmittelbar geschlossen wird, gleichfalls ein **Grundsatz**. Der Schlußsatz an sich aber ist ein bloßer, nach jenem Grundsatze herausgebrachter **hypothetischer Satz**.

Diese Erörterung des Begriffs von Schlüssen und deren Unterscheidung von einander hielt ich hier für nothwendig, um die von mir in diesem Werke zum Ziel gesetzte höchste mögliche **logische Einheit** zu erreichen. Man sieht daraus, daß **Urtheile** und **Schlüsse**, ihrem Wesen nach, von einander nicht verschieden sind. Die Verschiedenheit in Ansehung des **Stoffs** aber (der in den Urtheilen Begriffe und Anschauungen, und in den Schlüssen Urtheile ist) berechtigt uns keinesweges, deswegen sie für verschiedne **Operationen des Denkens** zu halten, weil man in dieser Rücksicht unter den Urtheilen selbst zwischen den **kathegorischen** und **hypothetischen** Urtheilen eben diesen Unterschied antrifft.

Da nun die **Vernunft** von allem (a priori und a posteriori gegebenen) **Inhalt** der Objekte abstrahirt,

und bloß ihre Form, nach den Grundsätzen des Widerspruchs und der Identität, untersucht, so können die mittelbaren sowohl als die unmittelbaren Schlüsse mit Recht Vernunftschlüsse heißen, weil sie, da die Prämissen bloß hypothetisch angenommen zu werden brauchen, durch die bloße Vernunft nach ihren eigenthümlichen Grundsätzen bestimmt werden. Es ist ein großer Unterschied zwischen diesem hypothetischen Satze: wenn a ist b, so ist c d, und dem Vernunftschluß (der gleichfalls ein hypothetischer Satz ist): wenn a ist b, und b ist c, so ist a auch c. Dort kann aus der bloßen Form (nach den Sätzen des Widerspruchs und der Identität) nicht eingesehen werden, warum, wenn a ist b, deswegen muß, oder ist, oder kann c seyn d. Nicht nur ein jeder dieser Sätze an sich, sondern selbst ihre Verbindung zu einem hypothetischen Satze ist problematisch. Hier hingegen kann schon aus der bloßen Form, nach den Grundsätzen des Widerspruchs und der Identität, der Grund eingesehen werden, warum wenn a ist b, und b ist c, auch a seyn muß c. Ein jeder dieser Vordersätze ist zwar problematisch; ihre Verbindung mit dem Schlußsatze aber, so wie dieser Schlußsatz selbst, sind apodiktisch.

Mit welchem Rechte also einige Logiker die unmittelbaren Schlüsse Verstandsschlüsse nennen, da sie doch nach den bloßen Vernunftgesetzen geschehen, kann ich nicht einsehen.

Die Eintheilung der Schlüsse nach der Relation der ihnen zum Grund liegenden Urtheile (in kathe-

kathegorische, hypothetische u. s. w.) hat zwar ein Fundamentum divisionis, ist aber denselben nicht wesentlich. Ihrem Wesen nach sind alle Schlüsse hypothetische Schlüsse.

Ich habe schon bemerkt, daß ein Schluß, als Produkt der Vernunft, zwar von reellen Objekten gebraucht werden, nichts aber in Ansehung ihrer objektiven Realität bestimmen kann. Wenn a ist b, und b ist c, so ist auch a c, ist ein formeller (sich auf Objekte überhaupt beziehender) hypothetischer Grundsatz. Aber dieser Grundsatz ist bloß die Form des Schlusses, nicht der Schluß selbst. Er drückt bloß die Möglichkeit eines solchen Verhältnisses zwischen Objekten überhaupt aus. Der aus Materie und Form bestehende Schluß selbst ist dieser Grundsatz, auf gegebene Objekte angewandt. Ob diese gegebenen Objekte wirklich in dem, durch die Prämissen gedachten, Verhältnisse stehen oder nicht, muß anderwärts (durch Konstruktion der Begriffe) bestimmt werden. Zum Wesen des Schlusses also gehört bloß die hypothetische Voraussetzung nicht nur der Möglichkeit dieses Verhältnisses zwischen Objekten überhaupt, sondern der Wirklichkeit desselben zwischen den gegebenen Objekten. Die Subsumtion der Objekte aber gehört nicht zum Wesen des Schlusses, sondern zu seinem praktischen Gebrauche.

Alle Schlüsse sind also in doppelter Rücksicht hypothetisch. 1) In Rücksicht auf ihren Grundsatz, der nicht anders, da er sich auf Objekte überhaupt be-

bezieht, als hypothetisch seyn kann, indem ein jedes bestimmte Verhältniß in Beziehung auf Objekte überhaupt, bloß problematisch gedacht werden kann. 2) In Rücksicht auf ihre Anwendung auf gegebene Objekte, worin dieses Verhältniß auf eine bestimmte Art gedacht wird. Dahingegen die Subsumtion der Objekte immer kathegorisch ist. Ich will dieses durch ein Beispiel erläutern.

Gesetzt ich wüßte nicht von dem kathegorischen Satze: Der äußere Winkel eines Dreieckes ist der Summe der beiden gegenüber liegenden innern Winkel gleich; so könnte ich doch diesen Satz problematisch denken, und seine Wahrheit hypothetisch annehmen, um daraus den Satz: der Winkel am Mittelpunkte eines Zirkels ist zweimal so groß, als der Winkel an der Peripherie, herzuleiten. Hier ist nicht die bloße Form eines Schlusses, sondern ein reeller Schluß, d. h. die Anwendung der allgemeinen Schlußform auf Objekte vom gegebenen Verhältniß, das aber bloß hypothetisch angenommen wird. Zum praktischen Gebrauch ist zwar dieses noch nicht hinreichend; zu diesem Behuf muß noch die Subsumtion dieser Objekte unter diesem Verhältnisse (das apodiktische Denken des äußeren Winkels, als der Summe der gegenüber liegenden innern Winkel gleich) hinzukommen. Aber dieses gehört nicht mehr zum inneren Wesen, sondern bloß zum äußeren Gebrauche dieses Schlusses.

II.

II.

Die Urtheile, die zusammen genommen die Hypothesis des Schlusses ausmachen, und die also dem Antezedens eines hypothetischen Urtheils entsprechen, heißen die Prämissen. Ihre von einander verschiedenen Glieder aber heißen die Hauptbegriffe (termini) des Schlusses. Das dem Konsequens entsprechende Urtheil ist der Schlußsatz.

Ich habe schon bemerkt, daß ein Vernunftschluß (wenn auf die Subsumtion keine Rücksicht genommen wird) ein einfaches hypothetisches Urtheil ist, dessen Antezedens zusammengesetzt ist. In diesem Schlusse: wenn a ist b, und b ist c, so ist a auch c, machen die zwei ersten Sätze zusammen genommen die Hypothesis aus, die dem Antezedens eines jeden hypothetischen Urtheils entspricht, wovon der dritte Satz der, dem Konsequenz entsprechende Schlußsatz ist. Die hier vorkommenden Glieder sind zwar, (da jedes Urtheil aus zwei derselben, nämlich aus einem Subjekt und einem Prädikat bestehen muß,) vier an der Zahl; aber nur die verschiedenen Glieder heißen termini, nämlich a, b, c.

Der Schluß, als ein hypothetisches Urtheil, unterscheidet sich von einem jeden andern hypothetischen Urtheile darin, daß der Grund der Wahrheit oder der nothwendigen Folge des Konsequens aus dem Antezedens in diesem, nicht in der bloßen Vernunftform (nach dem Satze

 des

des Widerspruchs und der Identität), sondern anderwärts, in diesem hingegen dieser Grund in der bloßen Vernunftform enthalten ist.

In diesem hypothetischen Urtheile: wenn a ist b, so ist c d, kann nach der bloßen Vernunftform nicht eingesehen werden, warum, wenn a ist b, c seyn muß d. Dieser Satz kann also nur durch Konstruktion der Objekte selbst dargethan werden. Dahingegen in diesem Schlusse: wenn a ist b, und b ist c, so ist auch a nothwendig c, der Konsequens bloß nach der Vernunftform aus dem Antecedens folgt. Dort wird dieses Verhältniß bloß zwischen bestimmten Objekten erkannt, hier aber wird es zwischen Objekten überhaupt a priori gedacht, und daher auch als von allen bestimmten Objekten geltend erkannt. Ich mag unter a, b, c, d, denken, was ich will, so ist es immer wahr, daß wenn a ist b, und b ist c, alsdann a auch c seyn muß. Es ist ein Grundsatz, dessen Wahrheit durch bloße Reflexion über die ersten besten Objekte, die demselben subsumirt werden können, dargethan wird.

Schließen (mittelbar) heißt mittelbar urtheilen, d. h. ein Mannigfaltiges, nach den Grundsätzen der Bestimmbarkeit, in einer Einheit des Bewußtseyns denken. Die ganze Theorie der Schlüsse beruht also auf den Begriff der Bestimmbarkeit, und auf die daraus folgenden Grundsätze.

Der von mir festgesetzte Begriff der Bestimmbarkeit (daß nämlich ein in einer Einheit des Bewußt-

seyns

seyns zu verbindendes Mannigfaltige aus zwei Bestandtheilen bestehen muß, wovon der eine als das für sich bestimmte, und zugleich durch den andern bestimmbar, der andere hingegen nicht für sich, sondern bloß als Bestimmung von jenem, ein Gegenstand des Bewußtseyns ist) und die daraus folgenden Grundsätze (die Bestimmung des durch eine andere Bestimmung Bestimmten ist zugleich Bestimmung des Bestimmbaren, und die Bestimmung der Bestimmung ist zugleich Bestimmung des Bestimmbaren) liegen allen Operationen des Denkens zum Grunde. Ein abstrakter Begriff wird als das, durch mehr als eine Bestimmung, bestimmbare, und ein konkreter Begriff wird als ein gegebenes Bestimmbare, durch eine gegebene Bestimmung, bestimmt gedacht. Durch ein synthetisches Urtheil wird einem Bestimmbaren eine Bestimmung, durch ein analytisches Urtheil wird dem Bestimmten das Bestimmbare beigelegt. Eben so wird durch einen Schluß: a ist b, und b ist c, folglich ist a auch c, (c ist das Bestimmbare in b, und b das Bestimmbare in a, folglich ist auch c das Bestimmbare in a), c dem a mittelbar beigelegt u. d. gl. Ich werde daher alle Lehrsätze der Schlüsse aus diesen Grundsätzen unmittelbar beweisen.

Lehrsatz. Ein Schluß kann nicht mehr oder weniger als drei von einander verschiedene Glieder haben.

Beweis. Die Form der Schlüsse erfordert, daß (wenn man die Schlüsse als einfache hypo-

 thetische

thetische Urtheile betrachtet) der Antezedens darin aus zwei Urtheilen, die ein gemeinschaftliches Glied haben, bestehen muß. Ein Schluß kann also nicht aus weniger als drei Gliedern bestehen, weil er sonst kein hypothetisches Urtheil überhaupt seyn würde. Denn zu einem jeden hypothetischen Urtheile überhaupt werden wenigstens zwei Urtheile erfordert, und wenn diese nicht identisch seyn sollen, müssen sie zum wenigsten in einem Gliede sich unterscheiden, wodurch von den vier Gliedern wenigstens drei übrig bleiben. Sie können aber auch nicht mehr als drei Glieder haben, weil sie sonst kein gemeinschaftliches Glied haben könnten, und der Grund der Verbindung zwischen dem Antezedens und dem Konsequens nicht in der bloßen Vernunftform, sondern anderwärts liegen müßte, welches der Natur der Schlüsse entgegengesetzt ist.

Anders. In einem Schlusse wird c als das Bestimmbare in a, nicht unmittelbar, sondern weil c als das unmittelbar Bestimmbare in b, und b als das unmittelbar Bestimmbare in a, (nach dem Grundsatze: Das Bestimmbare im Bestimmbaren ist zugleich das Bestimmbare im Bestimmten) gedacht wird, erkannt. Ein Schluß kann daher nicht mehr und nicht weniger als drei Hauptbegriffe haben, nämlich das gegebene Bestimmte, (terminus minor, welches das Subjekt im Schlußsatze ist), sein unmittelbar Bestimmbares (terminus medius) und das unmittelbar Bestimmbare von diesen (terminus major), welches das Prädikat im Schlußsatze ist.

Erklä-

Erklärung.

Diejenige Prämisse, worin das Verhältniß des Mittelbegriffs zum major als das Verhältniß des Bestimmten zu dem Bestimmbaren ausgedrückt wird, heißt der Obersatz, und der andere der Untersatz.

Lehrsatz. Der Mittelbegriff (der beiden Prämissen gemeinschaftliche) darf nicht in beiden Prämissen partikulär seyn.

Beweis. Der Begriff des Bestimmbaren ist allgemein, weil er von allen (auf verschiedene Arten) Bestimmten, worin er als das Bestimmbare gedacht wird, ausgesagt werden kann, und der Begriff des Bestimmten ist, in Ansehung seiner, partikulär, daher kann dieser von jenem allgemein, jener aber kann von diesen nur partikulär ausgesagt werden. Der Mittelbegriff wird als das Bestimmbare in dem terminus minor, und zugleich als der, durch eine Bestimmung bestimmte terminus major gedacht. Er muß also in derjenigen Prämisse, worin er als das Bestimmte gedacht wird, allgemein seyn. Aus den Prämissen: Etliche Thiere sind Vögel; etliche Thiere sind Fische, kann nichts folgen, weil der Mittelbegriff Thiere in beiden Prämissen bloß als das Bestimmbare gedacht wird, woraus nichts mehr folgt, als daß Thier ein den Vögeln und Fischen gemeinschaftlicher Begriff ist, ohne das Verhältniß von Vögeln und Fischen zu einander näher zu bestimmen.

Lehr-

Lehrsatz. Weder der major noch der minor kann in der Konklusion allgemein seyn, wenn er in der Prämisse partikulär vorkommt.

Beweis. Dieses erhellet aus der Bezeichnung:

abx + a	ab + abcx
abcx + abx	a + ab
abcx + a	a + abcx

In dem ersten Schluß ist der major in der Prämisse partikulär. Alle ab sind nicht alle a, sondern nur etliche a (nämlich diejenigen, die durch b bestimmt sind); er ist daher auch in der Konklusion partikulär. Nicht alle abc sind alle, sondern nur etliche a, (diejenigen, die durch bc bestimmt sind). Im zweiten Schlusse ist der minor partikulär. Nicht alle, sondern nur etliche a sind ab, und eben so in der Konklusion.

Erklärung.

Der Mittelbegriff kann im Obersatze als Subjekt, und im Untersatze als Prädikat, oder in beiden als Prädikat, oder in beiden als Subjekt, oder endlich im Obersatze als Prädikat, und im Untersatze als Subjekt vorkommen. Dieses ist der Eintheilungsgrund, wonach die Schlüsse in vier Figuren eingetheilt werden. Die erste Art wird die erste Figur genannt u. s. w. ihrer Ordnung nach.

Die mögliche Verschiedenheit der Prämissen in Ansehung ihrer Quantität und Qualität giebt den Eintheilungsgrund der Schlüsse in Modis ab, deren es in jeder Figur sechszehn geben kann, wovon aber doch, aus

aus Gründen, die weiter vorkommen sollen, einige als ungültig ausgeschlossen werden müssen.

Lehrsatz. Aus zwei verneinenden Prämissen folgt nichts.

Beweis. Ein verneinender Satz ist ein solcher, worin das Prädikat als einem im Subjekte gedachten Merkmale, real entgegengesetzt gedacht wird. Die Realentgegensetzung unterscheidet sich aber von der (kontradiktorischen) Formalentgegensetzung darin, daß in dieser das Eine der Entgegengesetzten das Andere bestimmt, indem es bloß die Verneinung von jenem ist; das Entgegengesetzte von a ist non a. In jener aber bestimmt das eine der Entgegengesetzten das andere nicht, sondern dieses muß aus andern Gründen bestimmt werden. Ein Zirkel ist einem Vierecke entgegengesetzt, nicht nach dem Satze des Widerspruchs, sondern ihrer Konstruktion nach. Ein Ding kann also, aus mehreren Gründen, mehreren anderen Dingen real entgegengesetzt seyn, ohne daß man daraus auf das Verhältniß dieser mehreren Dinge zu einander schließen kann. Ein Zirkel ist kein Dreieck, kein Viereck, Fünfeck, u. s. w. Daß ein Dreieck kein Viereck ist, weiß ich zwar, aber nicht aus dem Grunde, weil ein Zirkel kein Dreieck ist; dieses würde aus dem gerade entgegengesetzten Grunde folgen. Aus zwei verneinenden Prämissen: a ist nicht b, c ist nicht a, kann daher auf das Verhältniß von c zu b nicht geschlossen werden, weil c dem a nicht auf eben die Art, als b dem a entgegengesetzt ist.

So kann auch aus den Prämissen: b ist nicht c, a ist nicht

nicht b, gar nicht folgen: a ist c, weil es seyn kann, daß sowohl a als b nicht c ist. Es kann auch daraus nicht folgen: a ist nicht c, weil dieses aus irgend einer dieser entgegengesetzten Prämisse folgen würde, nämlich aus a ist b, b ist nicht c, oder aus: a ist nicht b, b ist c; entgegengesetzte Gründe aber können nicht einerlei Folgen haben.

Eben so wenig kann aus den Prämissen: a ist nicht c, b ist nicht c, folgen: a ist nicht b, weil a und b einem höhern Begriff d, der dem c entgegengesetzt ist, und beide einander subordinirt seyn können, und alsdann würde allerdings a b, oder b, a seyn. Es kann aber auch daraus nicht folgen: a ist b, weil auch a und b einem höheren Begriff d, der dem c entgegengesetzt ist, subordinirt, in Beziehung auf einander aber als sich einander in einem disjunktiven Satz ausschließende Prädikate dieses als Subjekt gedachten Begriffs, koordinirt seyn können, und alsdann würde a nicht b und b nicht a seyn.

Lehrsatz. Wenn beide Prämissen bejahend sind, so ist auch die Konklusion bejahend. Ist aber eine von den Prämissen verneinend, so ist auch die Konklusion verneinend.

Beweis. Dieses folgt unmittelbar aus den Grundsätzen der Bestimmbarkeit. a ist b, und c ist a, heißt so viel, als b auf irgend eine Art bestimmt ist a; wenn man also in der Formel: a ist b, dem a seinen Werth bx substituirt, so sieht man augenscheinlich, daß bx in sich b enthält. Ferner a, d. h. bx, auf

irgend

irgend eine Art bestimmt, nämlich $bxy + c$; diesen Werth von c in der Konklusion substituirt, giebt die Bezeichnung augenscheinlich: $bxy + b$.

a ist nicht b, c ist a, heißt so viel: a enthält ein Prädikat, das einem in b gedachten Prädikate entgegengesetzt ist; oder $a = -b$; ferner a auf irgend eine Art bestimmt, d. h. $ax = c$. In dieser Formel statt a seinen Werth b gesetzt, giebt $-bx = c$. Diesen Werth des c in der Konklusion gesetzt, giebt: $-bx$ ist nicht b; a ist b, c ist nicht a, heißt b auf irgend eine Art bestimmt, z. B. bm ist a, $c = -bm$, folglich $-bm$ (d. h. c) ist nicht b.

Lehrsatz. Aus einer partikulär bejahenden und einer allgemein verneinenden Prämisse folgt nichts.

Beweis. Aus $am + m$ (einige a, nämlich diejenigen, die durch m bestimmt sind, sind m) $cx = -a$ (kein c ist a) folgt nichts. Denn wenn $cx = -a$ (kein c ist a) so ist auch $ax = -c$ (kein a ist c), folglich $cx = -a$, so viel als $cx = -ax$. Es würden also hier vier Hauptbegriffe seyn, am, ax (dem auch $a(-m)$ subsumirt werden kann), cx und m, welches der Regel aller Schlüsse, daß nämlich darin nur drei Hauptbegriffe vorkommen dürfen, zuwider ist. Z. B. aus: einige Menschen sind singende Menschen; kein Vogel ist ein Mensch; folgt nichts. Denn obschon es wahr ist, daß kein Vogel ein singender Mensch ist, oder daß einige Vögel nicht singende Menschen sind, so folgt dieses doch nicht daraus, daß kein Vogel singt (welches sogar falsch ist) oder daß einige Vögel nicht singen,

gen, (obschon dieses an sich wahr ist), sondern bloß: daß kein Vogel ein Mensch ist. Dieses charakteristisch vorgestellt, heißt es: aus $a + am$, $cx = -a$ folgt nichts, weil cx nicht bloß $-am$, sondern $-a$ überhaupt ist.

Die Regeln der Vernunftschlüsse aus ihrer charakteristischen Bezeichnung bewiesen.

Die Wichtigkeit unserer logischen Charakteristik bestehet vorzüglich darin, daß sie nicht bloß die schön aus anderen Gründen erfundenen Regeln gleichsam versinnlicht und anschaulich macht, sondern selbst zur Erfindung der Regeln dient; ja was noch mehr ist, daß selbst die Unbestimmtheit ihrer Zeichen, in gewisser Rücksicht, ein Mittel zur Erfindung dieser Regeln abgiebt. Denn sobald man, in der Bezeichnung einer Schlußform, auf eine solche Unbestimmtheit geräth, so erkennt man dadurch, daß die Konklusion verschieden ausfallen, folglich aus den gegebenen Prämissen nichts geschlossen werden kann.

Wir wollen also versuchen, die Regeln der Schlüsse aus ihrer Bezeichnung herzuleiten.

1) Aus zwei verneinenden Prämissen kann nichts geschlossen werden.

Ein verneinender Satz ist entweder ein solcher, dessen Prädikat dem Bestimmbaren, oder ein solcher, dessen Prädikat einer Bestimmung im Subjekte entgegengesetzt ist. Im ersten Falle wird er durch $ab - (-a)$, im zweiten aber durch $ab - (-b)$ ausgedrückt.

drückt. Laßt uns also zum Obersatze: $ab - (-a)$ annehmen, so wird die Bezeichnung des Untersatzes, wenn er auch verneinend seyn soll, unbestimmt seyn, indem er sowohl $(-a)b - ab$, als $a(-b) - ab$ seyn kann. Im ersten Falle muß, wenn man auf den Inhalt Rücksicht nimmt, die Konklusion seyn $(-a)b + (-a)$, im zweiten aber $a(-b) - (-a)$. Also aus der bloßen Form kann hier nichts geschlossen werden.

2) Aus zwei partikulären Prämissen kann nichts folgen.

Um dieses so viel als möglich deutlich zu machen, und die Bezeichnung dem dadurch Bezeichneten genau anzupassen, soll der Obersatz $am + m$ (a durch m bestimmt enthält die Bestimmung m) seyn, dann kann der Untersatz entweder $a + am$ (etliche a, nämlich die durch m bestimmt sind, sind am) oder $a + an$ (etliche a, nämlich die durch n bestimmt sind, sind an) seyn. Im ersten Falle sind hier in der That nur zwei Glieder, weil a im Untersatze kein anderes als das durch m bestimmte bedeutet, und dieser Satz identisch ist. Die hier vorkommenden verschiedenen Glieder sind also bloß diese zwei: am, m, und die Konklusion $a + m$ enthält nichts mehr als der schon gegebene Obersatz: $am + m$.

Im zweiten Falle sind hier vier Glieder: am, m, a, an (unter etliche a im Untersatze werden ganz andere etliche als im Obersatze verstanden). Beides läuft aber wider die erste Grundregel der Schlüsse, daß nicht mehr und nicht weniger als drei Glieder in einem Vernunftschluß seyn dürfen.

3) Aus einer partikulär bejahenden und einer allgemein verneinenden Prämisse kann nichts geschlossen werden.

Es sey der Obersatz: $am + m$, so kann der Untersatz auf zweierlei Arten bezeichnet werden: $(-a)x - am$, oder $a(-m)x - am$. Nimmt man auf den Inhalt Rücksicht, so wird die Konklusion im ersten Falle entweder $(-a)x + m$ ($-a$, auf welche Art man will bestimmt, ist m), welches nicht richtig ist, weil man dem x auch $-m$ substituiren kann; oder: $(-a)x - m$, welches auch nicht richtig ist, weil dem x auch m substituirt werden kann.

Im zweiten Falle kann der Schlußsatz mit Rücksicht auf den Inhalt nicht anders als $a(-m)x - m$ seyn; wird aber von dem Inhalte abstrahirt, so kann aus der bloßen Form nichts geschlossen werden.

4) In der ersten Figur giebt es folgende mögliche Schlußarten: I. $abx + a$, $abcx + abx$, folglich $abcx + a$. II. $abx - a(-b)$, $abcx + abx$, folglich $abcx - a(-b)$. III. $abx + a$, $am + abx$, folglich $am + a$. IV. $abx - a(-b)$, $am + abx$, folglich $am - a(-b)$.

In der ersten Schlußart wird im Obersatze dem *Bestimmten* ab das *Bestimmbare* a auf eine allgemeine Art beigelegt, im Untersatze wird dieses *Bestimmte* ab noch weiter durch c bestimmt, und demselben das vorige *Bestimmte*, welches das jetzige *Bestimmbare* ist, gleichfalls auf eine allgemeine Art beige-

beigelegt, und im Schlußsatze wird dem letzten *Bestimmten* abc das erste *Bestimmbare* a, auf eine allgemeine Art, nach dem Grundsatze der *Bestimmbarkeit*, beigelegt.

In der zweiten wird im Obersatze dem *Bestimmten* ab eine der in ihm gedachten, entgegengesetzte *Bestimmung* —b, allgemein abgesprochen. Im Untersatze wird dieses *Bestimmte* ab durch c näher bestimmt, und demselben das erste *Bestimmte*, welches das jetzige *Bestimmbare* ist, allgemein beigelegt; und im Schlußsatze wird dem neuen *Bestimmten* abc das dem *Bestimmbaren* darin entgegengesetzte $a(-b)$ gleichfalls nach dem Grundsatze der *Bestimmbarkeit* allgemein abgesprochen.

In der dritten wird im Obersatze einem *Bestimmten* ab das *Bestimmbare* a allgemein beigelegt, im Untersatze wird dieses *Bestimmte* ab dem am (d. h. a als bestimmt gedacht, dessen *Bestimmung* aber nicht ausgedrückt wird) subsumirt, (weil man unter m doch nichts anders als b verstehen kann, wenn der Satz wahr seyn soll) und im Schlußsatze diesem am das erste *Bestimmbare* a (wenigstens) partikulär beigelegt.

Endlich in der vierten wird im Obersatze dem *Bestimmten*, abx, das, durch eine entgegengesetzte Bestimmung *bestimmte* $a(-b)$ allgemein abgesprochen. Im Untersatze wird dieses *Bestimmte* dem am subsumirt, und im Schlußsatze das dem gegebenen entgegengesetzte *Bestimmte* dem am (wenigstens) partikulär abgesprochen.

Die Bezeichnung dieser Schlußarten führt auf lauter **bestimmte** Konklusionen, und beweist die Gültigkeit dieser Schlußarten.

5) Was in der ersten Figur von allen bewiesen ist, ist auch von einigen bewiesen.

Wenn abcx + a, so ist auch abcm + a, weil m dem x subsumirt werden kann.

6) In der ersten Figur muß der Untersatz bejahend seyn.

In der ersten Figur wird nach dem Grundsatze geschlossen: Was dem Bestimmbaren abx beigelegt wird, muß auch dem Bestimmten, worin es enthalten ist, abcx beigelegt werden. Jenes muß also wirklich als in diesem enthalten gedacht, d. h. von diesem bejahet werden.

7) Der Obersatz muß allgemein seyn.

Wäre der Obersatz partikulär abm + m, (etliche ab, nämlich die durch m bestimmt sind, sind m), so könnte der Untersatz nicht seyn abx + abm (alle ab sind abm) weil dieses an sich falsch ist, sondern ab + abm (etliche ab nämlich die durch m bestimmt sind, sind abm) und also identisch, und aus der Konklusion ab + m würde nichts mehr als der schon bekannte Obersatz abm + m folgen.

8) Wenn der Untersatz partikulär ist, so ist auch die Konklusion partikulär.

Aus: abx + b, am + abx (etliche a, nämlich die durch bx bestimmt sind, sind abx) kann nichts weiter

geschlossen werden, als am + b (etliche a nämlich, die durch b bestimmt sind, sind b).

In der zweiten Figur wird der Mittelbegriff als Prädikat in beiden Prämissen gedacht, und in der Konklusion das Subjekt des Obersatzes von dem Subjekte des Untersatzes ausgesagt. Die Regeln für die zweite Figur sind:

1) Eine Prämisse muß verneinend seyn.

Denn wären beide bejahend, so würde die Bezeichnung des Untersatzes unbestimmt, und zwei entgegengesetzte Konklusionen möglich seyn. Wenn der Obersatz: ab + a ist, so kann der Untersatz sowohl abc + a, als a(—b) + a seyn. Im ersten Falle wird die Konklusion abc + ab, im zweiten aber muß (in Rücksicht auf den Inhalt) a(—b) — ab seyn; folglich kann aus der bloßen Schlußform nichts geschlossen werden.

2) Der Obersatz muß allgemein seyn.

Denn eine Prämisse muß nach dem vorhergehenden Beweise verneinend seyn; folglich muß auch die Konklusion verneinend seyn, und also ihr Prädikat (major) allgemein genommen werden. Der major muß also auch im Obersatze allgemein seyn.

Aus den Prämissen:

abm — (— m)
ab(—m) + (—m)
―――――――――
ab(—m) — abm

kann, da sie beide partikulär sind, nichts geschlossen werden. Die Schlußform muß also seyn:

$$\begin{array}{l} a\,b\,x - (-a) \\ (-a)\,b\,x + (-a) \\ \hline (-a)\,b\,x - a\,b\,x \end{array}$$

Ist hingegen der Untersatz partikulär, so ist auch die Konklusion partikulär.

$$\begin{array}{l} a\,b\,x - a\,c \\ a + a\,c \\ \hline a - a\,c \end{array}$$

Hier kann es im Schlußsatze nicht heißen: alle a sind nicht a c, weil dieses dem Untersatze: a + a c (etliche a, nämlich die durch c bestimmt sind, sind c) widerspricht, sondern etliche a, nämlich die durch — c bestimmt sind, sind nicht c.

In der dritten Figur muß die Konklusion partikulär seyn.

Die Prämissen lassen, in Rücksicht auf ihren Inhalt, zwei verschiedene Bezeichnungen zu:

$$\begin{array}{l} a\,b\,x + a \\ a\,b\,x + a\,b \end{array} \quad \text{oder:} \quad \begin{array}{l} a\,b\,x + a\,b \\ a\,b\,x + a \end{array}$$

d. h. entweder das Prädikat des Obersatzes ist allgemeiner als das Prädikat des Untersatzes, oder dieses ist allgemeiner als jenes. Im ersten Falle wird die Konklusion a b + a allgemein; im zweiten hingegen wird die Konklusion a + a b partikulär seyn. Die bloße Schlußform also, ohne Rücksicht auf den Inhalt, kann nur eine partikuläre Konklusion mit Gewißheit bestimmen.

In der vierten Figur muß, wenn der Obersatz bejahend ist, der Untersatz allgemein seyn.

Wenn der Obersatz partikulär ist, so muß der Untersatz aus dem Grunde allgemein seyn, weil aus zwei partikulären Prämissen nichts geschlossen werden kann. Ist der Obersatz allgemein, so kann sein Prädikat nicht anders als partikulär seyn. Es muß also auch als Subjekt des Untersatzes partikulär bleiben, weil es sonst vier Glieder in dieser Schlußform geben würde.

Der Obersatz muß ~~verneinend~~ allgemein seyn, wenn eine Prämisse verneinend ist.

Wenn eine von den Prämissen verneinend ist, so ist auch die Konklusion verneinend. Die Konklusion kann aber nicht anders verneinend seyn, als wenn der Obersatz allgemein ist. Laßt uns annehmen, der Obersatz sey partikulär verneinend,

$$\begin{array}{l} a\,b\,m - a\,b\,(-m) \\ a\,b\,(-m) + a\,b \end{array}$$

so muß der Untersatz bejahend seyn, (weil aus zwei verneinenden Prämissen sich nichts schließen läßt). Dieses wird einen falschen Schlußsatz geben: ab — ab (—m) (kein a b ist a b m). Laßt uns wieder annehmen, der Obersatz sey partikulär bejahend,

$$\begin{array}{l} a\,b\,m + a\,b\,c \\ a\,b\,c - a\,b\,(-c) \\ \hline a\,b\,(-c) - a\,b\,m \end{array}$$

und der Untersatz verneinend; so wird dieses abermal einen falschen Schlußsatz geben (a b durch — c bestimmt, ist nicht etliche a b).

Wenn der Untersatz bejahend ist, so muß die Konklusion partikulär seyn.

Dieses erhellet gleichfalls aus der Bezeichnung:

$$\begin{array}{c} ab + abc \\ abc + a \\ \hline a + ab \end{array} \qquad \begin{array}{c} abc + ab \\ ab + a \\ \hline a + abc \end{array}$$

Ist hingegen der Untersatz verneinend, so kann allerdings die Konklusion allgemein seyn.

$$\begin{array}{c} abc + ab \\ ab - (-a) \\ \hline (-a) - abc \end{array}$$

Alle Schlußarten beruhen auf dem Grundsatze der Bestimmbarkeit.

In der ersten Figur ist dieses offenbar. In *Barbara* wird im Obersatze der Mittelbegriff, als der major, auf eine gewisse Art bestimmt gedacht. Nun aber kann das *Bestimmte* nicht ohne das *Bestimmbare* gedacht werden, folglich kommt dem Mittelbegriff der major nothwendig zu. Im Untersatze wird der Mittelbegriff als das *Bestimmbare* in dem minor gedacht, er kommt also diesem nothwendig zu, folglich kommt auch der major dem minor nothwendig zu.

In *Celarent* wird im Obersatze das *Bestimmbare* im Mittelbegriff dem major entgegengesetzt, im Untersatz aber der Mittelbegriff als das *Bestimmbare* im minor gedacht, folglich der major, als das dem Bestimmbaren im Mittelbegriff entgegengesetzte, auch von dem minor abgesprochen werden muß. In *Darii* und

Ferio ist es eben so, nur daß der Untersatz und die Konklusion partikulär sind.

In der zweiten Figur in *Cesare* wird im Obersatze der Mittelbegriff dem major entgegengesetzt, und im Untersatze wird der Mittelbegriff als das *Bestimmbare* im minor gedacht. Da nun der Mittelbegriff dem minor nothwendig zukommt, so muß der major, als das dem Mittelbegriff Entgegengesetzte, von dem minor abgesprochen werden.

In *Camestres* ist es eben so, nur daß hier Ober- und Untersatz ihre Stellen verwechselt haben, u. s. w.

In der dritten Figur wird in *Darapti* sowohl der major wie der minor als das *Bestimmbare* im Mittelbegriff gedacht, major und minor müssen also subordinirt, d. h. in einem Verhältniß der *Bestimmbarkeit* zu einander seyn. Da es aber aus der bloßen Form nicht bestimmt werden kann, ob der minor dem major (und folglich die Konklusion allgemein), oder dieses jenem (und die Konklusion nur partikulär) subordinirt ist, so kann der major von dem minor zum wenigsten partikulär ausgesagt werden.

In *Falepton* wird sowohl das dem major Entgegengesetzte, wie der minor, als das *Bestimmbare* im Mittelbegriffe gedacht. Sie müssen also gleichfalls subordinirt seyn; und da es der bloßen Form nach unausgemacht ist, ob der major dem *Bestimmbaren* im Mittelbegriffe (und folglich die Konklusion allgemein) oder der *Bestimmung* entgegengesetzt (und die Konklusion nur partikulär) ist, so wird der major von dem minor wenigstens partikulär abgesprochen, u. s. w.

Auf eben die Art können auch die Schlußarten der vierten Figur nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit erklärt werden, wobei ich mich aber nicht länger aufhalten will.

Lehrsatz. Wenn in einem Schlusse der ersten Figur dessen Konklusion allgemein, der Obersatz falsch, und dessen konträrentgegengesetztes Urtheil wahr ist, so ist auch die Konklusion falsch, und ihr konträr entgegengesetztes Urtheil wahr.

Beweis. Erhellet aus der, den Regeln dieser Figur gemäß, eingerichteten Bezeichnung.

ab + (—a)
abc + ab
———————
abc + (—a)

ab — a
abc + ab
———————
abc — a

Lehrsatz. Wenn in einem Schlusse der ersten Figur die Konklusion allgemein, der Obersatz zwar falsch, aber auch dessen konträrentgegengesetztes Urtheil nicht wahr ist, so folgt nicht, daß die Konklusion falsch sey.

Beweis. Es sey falsch: abx — c (kein ab ist c) indem es allerdings ab giebt, die durch c bestimmt sind) aber auch das konträrentgegengesetzte Urtheil abx + c (alle ab sind c) ist falsch, weil es auch ab giebt, die durch —c bestimmt sind. Man mache also diese Schlußform:

abx — c
ab(—c) + ab
———————
so ist die Konklusion: ab(—c) — c wahr.

Oder:

Oder:

abx + (—c)
ab(—c) + ab
———————
ab(—c) + (—c)

oder:

abx + abc
abcdx + ab
———————
abcdx + abc

Lehrsatz. Wenn der Obersatz eines Schlusses der ersten Figur wahr, und der Untersatz falsch ist, so folgt nicht, daß die Konklusion falsch sey.

Beweis. abx + abc (alle ab sind durch c bestimmt) ist falsch, und doch ist die Konklusion in folgenden Schlußformen wahr.

abcx + a
abx + abc
———————
abx + a

oder:

abcx — (—a)
abx + abc
———————
abx — (—a)

oder:

abx + a
abcm + (—ab)
———————
abcm + a

Wenn der Obersatz ein reziprokes Urtheil ist, so kommt es hierin auf die Art der Bezeichnung des Schlusses an. Werden die Glieder wie gewöhnlich bezeichnet, so folgt allerdings, daß in diesem Falle, wenn der Untersatz allgemein und falsch ist, auch die Konklusion falsch seyn muß.

Denn man setze statt des Schlusses:

alle B sind C
alle A sind B
———————
also alle A sind C,

den Schluß:

alle C sind B
etliche A sind nicht B
———————
also kein A ist C.

Da

Da aber die bloße Form des Obersatzes, auf diese Art bezeichnet, nicht angiebt, daß es ein reziprokes Urtheil ist, (indem der Form nach C ein allgemeinerer Begriff als B seyn kann), so folgt die Falschheit der Konklusion wenigstens nicht aus der Schlußform. Dieser Fall kann also in diesem Lehrsatze mit begriffen werden.

Nach unserer charakteristischen Bezeichnung hingegen wird dieser Fall allerdings eine Ausnahme machen müssen, indem man, in dieser Bezeichnung, die Falschheit des Schlußsatzes aus der Schlußform unmittelbar erkennt:

a b x + a c	(der reziproke Obersatz: alle a b sind a c.)
a x + a b	(der falsche Untersatz)
a x + a c	(die falsche Konklusion: alle a sind a c)

Lehrsatz. Wenn die Prämissen eines Schlusses reziprokable Urtheile sind, so ist die Konklusion auch ein reziprokables Urtheil.

Beweis. Die erste Form giebt ihre reziproke:

a b x + a c	a d x + a b
a d x + a b	a b x + a c
a d x + a c	a c + a d x

und die beiden Schlußsätze geben wechselseitige Beweise von einander ab, daß sie reziprok sind.

Sie-

Siebenter Abschnitt.

Von den zusammengesetzten Schlüssen.

Erklärungen.

Schlüsse hängen zusammen, wenn die Konklusion des einen eine Prämisse des andern ist. Jener heißt Prosyllogismus, und dieser Episyllogismus. Eine Reihe zusammenhängender Schlüsse ist eine Schlußkette. Ein einfacher Schluß, der aus mehr als zwei Prämissen bestehet, in welchen das Subjekt einer jeden das Prädikat der vorhergehenden oder nachfolgenden ist, und die Konklusion das Verhältniß des äußersten Subjekts zum äußersten Prädikat bestimmt, heißt ein Sorites (Kettenschluß). Ist das Subjekt einer jeden Prämisse das Prädikat der vorhergehenden, so ist es ein ordentlicher, ist aber das Subjekt immer Prädikat der nachfolgenden, so ist es ein goclenischer Sorites.

Ordentlicher Sorites.	Goclenischer Sorites.
a b c d e + a b c d	a b + a
a b c d + a b c	a b c + a b
a b c + a b	a b c d + a b c
a b + a	a b c d e + a b c d
a b c d e + a	a b c d e + a

Lehrsatz. In einem ordentlichen Sorites ist: 1) die Konklusion allgemein bejahend, wenn alle Prämissen allgemein bejahend sind; 2) allgemein verneinend, wenn alle Prämissen allgemein, und alle, außer

der

der letzten, bejahend sind; 3) partikulär bejahend, wenn alle Prämissen bejahend, und alle, außer der ersten, allgemein sind; 4) partikulär verneinend, wenn die erste Prämisse partikulär bejahend, die letzte allgemein verneinend, und die übrigen allgemein bejahend sind.

Beweis.

1) Man mache die letzte Prämisse zum Obersatz, und die ihr vorhergehende zum Untersatz, so entstehet ein einfacher Schluß in der ersten Form:

$$\begin{array}{l} a\,b + a \\ \underline{a\,b\,c + a\,b} \\ a\,b\,c + a \end{array}$$

Nun mache man die Konklusion zum Obersatze, und die dem vorigen Untersatz vorhergehende Prämisse zum Untersatz, so entstehet folgender Schluß:

$$\begin{array}{l} a\,b\,c + a \\ \underline{a\,b\,c\,d + a\,b\,c} \\ a\,b\,c\,d + a \end{array}$$

Wiederum diese Konklusion zum Obersatz, und die dem vorigen Untersatz vorhergehende Prämisse (welche hier die erste ist) zum Untersatz, so entstehet folgender Schluß, dessen Konklusion die Konklusion des gegebenen Sorites ist:

$$\begin{array}{l} a\,b\,c\,d + a \\ \underline{a\,b\,c\,d\,e + a\,b\,c\,d} \\ a\,b\,c\,d\,e + a \end{array}$$

2) Es sey die letzte Prämisse a b — (— a). Da nun nach 1) a b c d e + a b, so entstehet, wenn man jene zum Obersatz, und diese Konklusion aus dem vorhergehenden zum Untersatz macht, folgender Schluß, dessen Konklusion die Konklusion des gegebenen Sorites ist:

$$\begin{array}{l} a\,b - (-a) \\ \underline{a\,b\,c\,d\,e + a\,b} \\ a\,b\,c\,d\,e - (-a) \end{array}$$

3) Es sey:

$$\begin{array}{l} a\,b\,c\,d + a\,b\,c\,d\,e \\ a\,b\,c\,d\,e + a\,b\,c \\ a\,b\,c + a\,b \\ a\,b + a \end{array}$$

so ist, vermöge des vorhergehenden a b c d e + a; dieses zum Obersatz, und die erste Prämisse zum Untersatz gemacht, giebt folgenden Schluß:

$$\begin{array}{l} a\,b\,c\,d\,e + a \\ \underline{a\,b\,c\,d + a\,b\,c\,d\,e} \\ a\,b\,c\,d + a \end{array}$$

welche Konklusion partikulär ist, weil im Obersatze nur diejenigen a b c d + a, die durch e bestimmt sind.

4) Es sey:

$$\begin{array}{l} a\,b\,c\,d + a\,b\,c\,d\,e \\ a\,b\,c\,d\,e + a\,b\,c \\ a\,b\,c + a\,b \\ a\,b - (-a) \end{array}$$

so ist vermöge des vorhergehenden a b c d e — (— a). Dieses zum Obersatz, und die erste Prämisse zum Untersatz gemacht, giebt die Konklusion: a b c d — (— a), (etliche a b c d, nämlich diejenigen, die durch a bestimmt sind, sind nicht — a).

Lehr-

Lehrsatz. In einem ordentlichen Sorites kann nur die letzte Prämisse verneinend seyn.

Beweis. Es sey:

abcde + abcd
abcd + abc
abc — ab(—c)
ab(—c) + b(—c)
b(—c) + b

worin nicht die letzte, sondern die dritte Prämisse verneinend, und alle übrigen bejahend sind, so folgt aus den letzten auf die verneinende folgenden Prämissen: ab(—c) + b. Dieses zum Obersatze, und die Konklusion aus den, der verneinenden vorhergehenden Prämissen abcde — ab(—c) zum Untersatz gemacht, giebt gar keine Konklusion, weil der Untersatz bejahend seyn muß. Denn obschon abcde — ab(—c) ist, so kann es doch + b seyn, (wie es sich wirklich verhält, wenn man auf den durch die Bezeichnung bestimmten Inhalt Rücksicht nimmt.

Lehrsatz. In einem ordentlichen Sorites kann nur die erste Prämisse partikulär seyn.

Beweis. Das Verhältniß des Subjekts der ersten zu dem Prädikate derjenigen Prämisse, welche partikulär ist, kann durch keinen Schluß bestimmt werden, weil, wenn dieses durch einen Schluß in der vierten Figur geschehen sollte, worin die Konklusion aus allen der partikulären vorhergehenden Prämissen den Obersatz und die partikuläre Prämisse den Untersatz ausmachen würde; dieses ist aber unmöglich, weil in der vierten

ten Figur, wenn der Obersatz bejahend ist, der Untersatz allgemein seyn muß.

Es sey der Sorites:

abcde + abcd
abcd + abc
abcn + abcf
abcf + ab
ab + a

worin die Prämisse abcn + abcf partikulär ist. Man mache:

abcd + abc zum Obersatze,
und abcde + abcd zum Untersatze,

abcde + abc

wird also die Konklusion in der ersten Figur seyn. Diese zum Obersatze, und:

abcde + abc
und abcn + abcf

zum Untersatze in der vierten Figur gemacht, giebt nach den Regeln dieser Figur gar keine Konklusion; nicht alle, auch nicht etliche abcf + abcde, weil es auch seyn kann, daß kein abcf ist abcde, indem beide sich einander ausschließende Arten von abc seyn können. Wenn man z. B. sagt: alle rechtwinklichte Dreiecke sind Figuren; etliche Figuren sind Vierecke; so kann daraus so wenig geschlossen werden: alle Vierecke, als etliche Vierecke sind Dreiecke, weil in diesem Falle in der That kein Viereck ein Dreieck ist. Eben so wenig kann aus diesen Prämissen etwas folgen, wenn man Ober- und Untersatz verwechseln und in der ersten Figur schließen wollte.

Anmerkung. Die Regeln für die hypothetischen und disjunktiven Schlußarten und ihre charakteristischen Bezeichnungen ergeben sich aus dem bisher Vorgetragenen von selbst. Ich will daher die trockene und sehr unfruchtbare Lehre der allgemeinen Logik (die ich hier, bloß um meine Theorie des Denkens vollständig systematisch zu behandeln, und den Nutzen der logischen Charakteristik zu zeigen, vorgetragen habe) hiemit beschließen, und eile zu weit wichtigern Untersuchungen, nämlich zur Kritik des Erkenntnißvermögens und den Bedingungen seines Gebrauchs, welches der eigentliche Zweck dieser Theorie ist.

Achter Abschnitt.

I.

Von den Bestandtheilen der Erkenntniß.

Eine jede Erkenntniß überhaupt bestehet aus einem Stoffe und einer Form. Die Form der Erkenntniß beziehet sich entweder als Conditio sine qua non auf ein Objekt überhaupt, und ist dasjenige in einer jeden bestimmten Erkenntniß, wodurch sie Erkenntniß eines Objekts überhaupt ist. Oder sie beziehet sich auf (durch den Stoff) bestimmte Objekte, und ist dasjenige in einer jeden bestimmten Erkenntniß, wodurch sie Erkenntniß bestimmter Objekte ist. Der Stoff ist dasjenige in einer jeden

den bestimmten Erkenntniß, wodurch sie Erkenntniß bestimmter Objekte ist.

Die logischen Grundsätze sowohl als die logischen Formen beziehen sich, als Conditio sine qua non, auf ein Objekt überhaupt. Jene sind Axiomen des Denkens; diese sind Postulate des Denkens und Axiomen des (formellen) Erkennens. Diese sowohl als jene gelten bloß darum von bestimmten Objekten, weil sie von Objekten des Denkens oder des Erkennens überhaupt gelten.

Die a priori bestimmten Verhältnisse der bestimmten Objekte der Mathematik machen gleichfalls die Form der Erkenntniß dieser Objekte aus (denn Verhältnisse zwischen Objekten sind nicht Objekte selbst). Sie sind nicht bestimmte Objekte, sondern anerkannte Verhältnisse zwischen bestimmten Objekten. Dasjenige in den bestimmten Objekten, wodurch sie bestimmte Objekte, zwischen welchen die gedachten Verhältnisse statt finden, sind, macht den Stoff der Erkenntniß dieser Objekte aus.

In der Folge soll zwar gezeigt werden, daß Stoff und Form der a priori bestimmten Objekte der Mathematik sich einander wechselseitig bestimmen, und folglich im Erkenntnißvermögen unzertrennbar sind; das Verhältniß zwischen bestimmten Objekten der Mathematik setzt die Objekte, zwischen welchen es angetroffen wird, und diese setzen wiederum dieses Verhältniß, ohne welches sie nicht diese Objekte seyn konnten, voraus, und daß die bestimmten Objekte der Mathematik in der That nichts anders als mögliche Verhältnisse

in Raum und Zeit sind. Da aber, wie in der Folge gezeigt werden soll, eine Vorstellung in verschiedener Rücksicht, als Objekt an sich, und zugleich als Verhältniß zwischen Objekten gedacht werden kann, so bleibt immer diese verschiedene Beziehung von Objekten und Verhältnissen auf einander wahr, und muß einer jeden Theorie des Erkenntnißvermögens zum Grunde gelegt werden.

II.

Von dem Ursprung der Erkenntniß.

Die Erkenntniß ist entweder a priori oder a posteriori. Im engern Sinne ist nur dieß eine Erkenntniß a priori, die in der bloßen Form des Erkenntnißvermögens in Beziehung auf ein Objekt überhaupt gegründet ist, und folglich einem jeden bestimmten Objekte der Erkenntniß vorhergehen muß. Gehet aber die Erkenntniß nicht dem Objekte, worauf sie sich beziehet, voraus, sondern sie wird erst durch dasselbe bestimmt, so ist sie Erkenntniß a posteriori. Im weiteren Sinne ist eine Erkenntniß a priori nicht eben eine solche, die dem Objekte, seiner Möglichkeit nach, sondern eine solche, die demselben seiner Wirklichkeit nach vorhergehet. Diejenige Erkenntniß hingegen, die erst durch die Wirklichkeit des Objekts bestimmt wird, ist Erkenntniß a posteriori, oder empyrische Erkenntniß.

Die einmal eingeführten Benennungen: Erkenntniß a priori und a posteriori, sind sehr unglücklich gewählt, und sind, wie ich dafür halte, die Hauptveranlassungen der wichtigsten Streitigkeiten und Mißverständnisse in der Philosophie. Doch können diese Benennungen immerhin beibehalten werden, wenn nur ihre Begriffe berichtigt und genauer, als bis jetzt geschehen ist, bestimmt werden.

Die logische Erkenntniß ist eine Erkenntniß a priori im engern Sinne, ihre Axioma (die Grundsätze des Widerspruchs und der Identität), sowohl als ihre Postulata (die logischen Formen) und Lehrsätze (die unmittelbar aus ihren Grundsätzen und nach denselben folgen) haben ihren Grund in dem bloß formellen Gebrauche der Erkenntniß, und beziehen sich daher auf ein Objekt der Erkenntniß überhaupt.

Die mathematische Erkenntniß hingegen ist keine Erkenntniß a priori in diesem engern Sinne. Sie ist keine bloß formelle Erkenntniß, in Beziehung auf ein Objekt überhaupt, sondern eine reelle Erkenntniß in Beziehung auf (obzwar durch das Erkenntnißvermögen selbst), ihrem Inhalte nach, bestimmte Objekte, und gilt daher nur von den Objekten, worauf sie sich bezieht.

Im weiteren Sinne hingegen ist die mathematische Erkenntniß allerdings eine Erkenntniß a priori, weil sowohl die Form als der Stoff der mathematischen Erkenntniß (die Verhältnisse zwischen den mathetischen Objekten sowohl, als die Objekte selbst), bloß durch das Erkenntnißvermögen selbst bestimmt wird.

Daher ihre Allgemeinheit und objektive Nothwendigkeit.

Die Erfahrungserkenntniß hingegen ist selbst, in diesem weitern Sinne, eine Erkenntniß a posteriori. Sie wird nicht durch die vom Erkenntnißvermögen selbst bestimmte Möglichkeit, sondern nur durch die Wirklichkeit der Objekte außer demselben bestimmt, und wodurch erst ihre Möglichkeit erkannt wird. Ob aber dessen ungeachtet in der Erfahrungserkenntniß etwas anzutreffen ist, was bloß durch das Erkenntnißvermögen bestimmt wird? und ob dieses Faktum selbst wahr, oder eine bloße Täuschung ist? soll in der Folge erörtert werden.

III.

Das Objektive und Subjektive der Erkenntniß.

Dasjenige im Erkenntnißvermögen, was bei allen Veränderungen des Subjekts unverändert bleibt, ist das Objektive, dasjenige aber, das mit Veränderung des Subjekts zugleich verändert wird, ist das bloß Subjektive der Erkenntniß.

Wir haben so wenig vom Subjekt (unserm Ich) als vom Objekte der Erkenntniß an sich außer der Erkentniß selbst (der bestimmten Beziehung beider auf einander) einen bestimmten Begriff. Das Objektive in der Erkenntniß ist also nicht, (wie man gemeiniglich glaubt), dasjenige darin, was durch etwas außer dem Erkenntnißvermögen (das Objekt an sich) bestimmt wird, denn da wir von diesem etwas außer dem

dem Erkenntnißvermögen so wenig als von dem Erkenntnißvermögen selbst irgend einen bestimmten Begriff haben, und wir also den Grund der Erkenntniß nicht einsehen, sondern blos in dem einen oder dem andern (durch eine Illusion, die nachher aufgedeckt werden soll) supponiren, so können wir mit gleichem Rechte diesen Grund im Erkenntnißvermögen selbst, als in etwas außer demselben setzen. Soll also das Objektive von dem blos Subjektiven der Erkenntniß unterschieden werden, (welche Unterscheidung in der ganzen Philosophie von großer Wichtigkeit ist) so müssen wir das Fundamentum divisionis nicht in dem Grund (in der Quelle), sondern in der Erkenntniß selbst aufsuchen.

Hier finden wir etwas, welches, bei allen Veränderungen des Subjekts, unverändert bleibt. Ein Mensch z. B. mag alt oder jung, gesund oder krank seyn, so kann er sich dennoch einen Körper nicht anders als ausgedehnt im Raume vorstellen. Dahingegen die Vorstellung der Farbe, des Geschmacks und des Geruchs, sich mit Veränderung des Subjekts zugleich verändert. Sie hat auch Grade; die Vorstellung des Raums aber hat keine Grade. Ein Ding kann einen größeren Raum als ein anderes einnehmen; es kann aber nicht mehr im Raume seyn, als dieses. Die Vorstellung des Raums ist also das Objektive in dem Körper, dahingegen alle Empfindungsvorstellungen blos subjektiv sind, weil sie durch den besondern Zustand des Subjekts bestimmt werden.

Man

Man sieht hieraus, daß Cartesius nicht so ganz Unrecht hatte, wenn er das Wesen eines Körpers überhaupt in der bloßen Ausdehnung setzt; denn obschon die Undurchdringlichkeit, eben so wie die Ausdehnung, vom Körper unzertrennbar ist, so ist sie doch als Erscheinung an sich, (ohne Rücksicht auf ihren reellen Grund) keine objektive Eigenschaft des Körpers, indem die Undurchdringlichkeit nur empyrisch, durchs Gefühl, erkennbar ist. Aber dieses im Vorbeigehen. In der Folge soll gezeigt werden, daß wir keine andere (reelle) objektive Erkenntniß haben, als die mathematische, und daß die sogenannte empyrische Erkenntniß blos Scheinerkenntniß ist.

IV.

Erkenntnißarten.

Sinnliche und intellektuelle Erkenntniß.

Dasjenige in den Objekten, was theilweise in der Zeit vorstellbar ist, ist ein Gegenstand der sinnlichen; was hingegen ganz auf einmal (ohne Zeit) vorstellbar ist, ist ein Gegenstand der intellektuellen Erkenntniß. Die Formen des Denkens sind rein intellektuelle; der Grundstoff der Objekte ist eine rein sinnliche Erkenntniß. Die Erkenntniß der aus Form und Stoff bestehenden Objekte ist eine gemischte Erkenntniß.

In der Wolfisch-Leibnitzischen Schule macht die sinnliche Erkenntniß keine von der intellektuellen verschiedene Erkenntnißart aus, sondern sie unterscheiden sich bloß darin, daß diese deutlich entwickelt, was jene verworren enthält. Kant bemerkt mit Recht dagegen, daß in der That verworrene und sinnliche Erkenntniß ganz verschiedene Erkenntnißarten sind. Der Begriff von Recht, z. B. ist beim gemeinen Manne verworren, aber nicht sinnlich. Dieser Begriff kann ihm deutlich gemacht werden, dahingegen die sinnliche Vorstellung der rothen Farbe z. B. selbst der größte Philosoph nicht deutlich zu machen im Stande ist. Kant hat aber kein Kriterium angegeben, wodurch man diese Erkenntnißarten charakterisiren, und von einander unterscheiden kann.

Das von mir angegebene Kriterium ist in der Natur der Sache gegründet, nnd zur Unterscheidung dieser Erkenntnißarten hinlänglich. Eine jede sinnliche Vorstellung wird in der Zeit vollendet. Wer sich eine Linie vorstellen will, der muß sie (in Gedanken) ziehen, d. h. nach und nach in der Zeit vorstellen. Dahingegen z. B. das Dreieck unter Voraussetzung der schon vollbrachten Vorstellungen von Linien, nicht in der Zeit, sondern auf einmal gedacht wird. Linie ist also ein Produkt der sinnlichen Anschauung (ob gleich a priori), Dreieck hingegen ist, in Rücksicht auf seinen Stoff (die Linien) gleichfalls ein Produkt der Anschauung. In Rücksicht seiner Form aber (Verbindung der drei, einen Raum einschließenden, Linien in einer Einheit des Bewußtseyns), welche das einzige ist, was seinen Begriff bestimmt, ist es ein Produkt des Denkens.

Die Formen des Denkens, oder die sich auf ein Objekt überhaupt beziehenden, gedachten Verhältnisse sind rein intellektuelle Erkenntniß. Sie sind keine Produkte, sondern Bedingungen des Denkens. Der Grundstoff (nicht selbst aus Stoff und Form bestehender Stoff, wie z. B. das Dreieck überhaupt Stoff in dem Begriffe eines rechtwinklichten Dreieckes ist) ist rein sinnliche Erkenntniß. Die Erkenntniß reeller aus Stoff und Form bestehender Objekte z. B. eines Dreiecks ist eine gemischte Erkenntniß.

V.

Analytische, synthetische, und analytisch-synthetische Erkenntniß.

Analytische Erkenntniß ist diejenige Erkenntniß, die aus dem Begriffe eines Objekts oder aus dem Objekte selbst entwickelt wird; sie setzt also den Begriff des Objekts voraus. Synthetische Erkenntniß ist diejenige, wodurch ein reelles Objekt bestimmt wird; sie muß also dem Objekte vorhergehen. Analytisch-synthetische Erkenntniß ist die Erkenntniß der möglichen, sich auf ein Objekt überhaupt beziehenden Verhältnisse.

Wenn man mit Kant unter analytischer Erkenntniß bloß diejenige verstehen will, die aus dem Begriffe des Objekts entwickelt wird, so wird diese eine sehr armselige Erkenntnißart abgeben. Denn erstlich setzt sie, zu ihrer Realität, die synthetische Erkenntniß voraus. Ich erkenne z. B. nach dem Satze des Widerspruchs, daß ein viereckigter Zirkel viereckigt ist. Aber ein viereckigter Zirkel ist unmöglich, folglich hat diese Erkenntniß keine Realität, und selbst unter Voraussetzung der vorhergegangenen synthetischen Erkenntniß von der Möglichkeit des Objekts, ist zwar die sich darauf beziehende analytische Erkenntniß wahr, aber auch durch jene überflüssig gemacht worden.

Ich dehne daher die Erklärung der analytischen Erkenntniß weiter aus, indem ich darunter eine, durch Entwickelung überhaupt (des Begriffs oder des Objekts) hervorgebrachte Erkenntniß verstehe, so daß also nicht nur die Beilegung der im Begriffe des Objekts schon gedachten wesentlichen Bestimmungen, sondern selbst die Beilegung der Eigenschaften dieses Wesens, meiner Erklärung zufolge, zur analytischen Erkenntniß gehört. Dahingegen schränke ich die synthetische Erkenntniß bloß auf die Erkenntniß dessen, wodurch ein reelles Objekt erst bestimmt wird, ein. Die Begriffe von den (durchs Denken, nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit hervorgebrachten) Objekte der Mathematik gehören zur synthetischen Erkenntniß. Der Begriff eines Dreiecks z. B. entsteht durch das synthetische Urtheil: Raum kann in drei Linien eingeschlossen seyn. Die Lehrsätze hingegen, wodurch einem Objekte Eigenschaften beigelegt werden, wie z. B. der pythagorische Lehrsatz, gehören, obschon sie nicht aus dem Begriffe, sondern aus dem Objekte selbst entwickelt werden, zur analytischen

schen Erkenntniß. Doch betrifft diese Abweichung von Kant bloß die Worterklärung, in der Sache selbst hingegen sind wir völlig einig.

Die allgemeinen Formen des Denkens, oder die sich auf ein Objekt überhaupt beziehenden möglichen Verhältnisse, als Objekte an sich betrachtet, sind gleichsam aus beiden Erkenntnißarten zusammengesetzt. Ursache und Wirkung z. B. sind nicht völlig identisch, und doch können sie ohne einander nicht gedacht werden. Dieses als Postulat gedachte Verhältniß von Ursache und Wirkung ist also analytisch-synthetisch.

Neunter Abschnitt.

Kritik des Erkenntnißvermögens.

Von der sinnlichen Erkenntniß.

I.

Zeit und Raum in fünferlei Rücksichten betrachtet.

A. Als allgemeine Stoffe der Subjekte der Mathematik.

Zeit und Raum sind die dem Erkenntnißvermögen a priori gegebenen allgemeinen Stoffe der Objekte der Mathematik, die durchs Denken alle mögliche Formen annehmen, und also reelle

reelle Objekte der reinen Mathematik werden.

Ein jedes Objekt der reinen Mathematik besteht aus dem allgemeinen Stoff, Raum oder Zeit, und einer besondern Form, welche beide a priori sind, nur daß der Stoff nicht vom Erkenntnißvermögen hervorgebracht, sondern demselben a priori gegeben, die Form aber nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit vom Erkenntnißvermögen hervorgebracht wird. Darauf beruht die Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit der Mathematik: denn da das absolute Bestimmbare in den Objekten der Mathematik (Raum oder Zeit) dem Erkenntnißvermögen a priori gegeben, und Bestimmung ohne das Bestimmbare unmöglich ist, so ist die Verbindung beider in einer Einheit des Bewußtseyns nothwendig und folglich auch allgemeingültig.

Daß aber die Mathematik, außer der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit, auch vor aller Erfahrung objektive Realität hat, beruht darauf, daß sie sich nicht (wie die Logik) auf ein Objekt überhaupt, sondern auf a priori bestimmte Objekte bezieht, oder vielmehr selbst Objekte a priori bestimmt; sie ist also nicht, wie die Logik, eine bloß formelle, sondern eine reelle Wissenschaft a priori. Ja, wie sich in der Folge zeigen wird, giebt die Mathematik selbst den empyrischen Objekten, worauf sie angewandt wird, ihre objektive Realität, und die Naturwissenschaft ist nur in so fern eine

Ob-

Objekt bestimmende Wissenschaft, als die Mathematik darin anwendbar ist.

Daß aber Raum und Zeit den Stoff in den Objekten der Mathematik (das absolute Bestimmbare) ausmacht, ist offenbar: denn was sind die Objekte der Mathematik anders, als Raum und Zeit auf alle mögliche Arten modifizirt.

II.

B. Raum und Zeit als das Objektive in den empyrischen Objekten betrachtet.

Die empyrischen Objekte sind Objekte der sinnlichen Erkenntniß. Sie haben als sinnliche Objekte etwas, was sich bloß aufs Subjekt bezieht, und zur Empfindung gehört. Als außer dem Subjekt vorgestellte Objekte überhaupt aber haben sie etwas, was zur Vorstellung eines Objekts gehört. Dieses ist aber nichts anders, als Zeit und Raum unter ihren möglichen Bestimmungen.

Die Idealisten, welche behaupten, daß die sogenannten äußeren Gegenstände nichts anders als Bestimmungen des Erkenntnißvermögens selbst sind, und daß sie nur außer demselben zu seyn scheinen, sind, trotz aller lächerlichen Einwendungen, die man ihnen gemacht hat, unwiderlegbar. Ich kann mir zwar ein Ding an sich, außer dem Erkenntnißvermögen auf eine unbestimmte Art denken, kann aber keinesweges dasselbe bestimmen. Ein bestimmtes Objekt des Erkenntnißvermögens außer dem Erkenntnißvermögen zu denken, enthält also einen offenbaren Widerspruch. Aber ohne daß das Erkenntnißvermögen außer sich zu gerathen nöthig hat, ist es doch im Stande in einer jeden sinnlichen Erkenntniß zweierlei zu unterscheiden; 1) das was sich blos auf den Zustand des Subjekts bezieht, und zur Empfindung gehört, dessen Kriterium ist, daß es sich mit Veränderung der Empfindungswerkzeuge gleichfalls verändert, und 2) das, was blos Vorstellung eines Objekts ist, (welches zwar im Erkenntnißvermögen ist, aber doch wegen seiner Unabhängigkeit von demselben als außer ihm vorgestellt wird), welches durch den Zustand des Subjekts unveränderlich ist.

Untersuchen wir ferner, was dasjenige ist, das in einer jeden sinnlichen Erkenntniß sich auf ein Objekt außer dem Erkenntnißvermögen bezieht, so finden wir, daß dieses nichts anders als die Vorstellungen von Zeit und Raum sind. Es kann kein Zustand des Subjekts erdacht werden, worin ein sinnliches Objekt nicht in Zeit und Raum vorgestellt werden soll.

Zeit und Raum sind also die einzigen Vorstellungen, wodurch sich eine jede sinnliche Erkenntniß auf ein Objekt bezieht, oder vielmehr sie machen selbst das Objektive in der sinnlichen Erkenntniß aus. Ohne daß uns Dinge in Zeit und Raum gegeben wären,

würden wir zwar Empfindungen, aber keine Vorstellungen von Objekten haben.

Die Frage also: Ob die Vorstellungen von Zeit und Raum im Vorstellungsvermögen, oder in den Objekten selbst, die darin vorgestellt werden, ihren Grund haben? hat dieser Erörterung zufolge gar keinen Sinn. Wir haben so wenig vom Vorstellungsvermögen, als Objekt an sich betrachtet, als von den Dingen an sich außer demselben irgend einen bestimmten Begriff. Wir haben also die völlige, aber ganz unbrauchbare Freiheit, diesen Grund in dem einen oder dem andern zu supponiren. Sollen aber unter den Objekten außer dem Vorstellungsvermögen nicht Dinge an sich, sondern als Objekte außer demselben vorgestellte Dinge verstanden werden, so sind, wie schon gezeigt worden, Raum und Zeit nicht in den Objekten, sondern gerade umgekehrt, die Objekte sind, als solche, in den Vorstellungen von Raum und Zeit gegründet. —

III.

C. Raum und Zeit als Bedingungen des Denkens.

Denken heißt urtheilen. Urtheilen heißt ein gegebenes Mannigfaltige in einer Einheit des Bewußtseyns verbinden. Das Mannigfaltige an sich (außer der Verbindung) kann nicht zu gleicher Zeit, sondern in einer Zeitfolge vorgestellt werden. Die Verbindung dieses Mannigfaltigen hingegen kann nicht in einer Zeitfolge, sondern das Mannigfaltige muß in der Verbindung zu gleicher Zeit gedacht werden. Zeit nach ihren verschiedenen Bestimmungen ist also Bedingung des Denkens überhaupt.

Raum und Zeit machen das Objektive in unserer empyrischen Erkenntniß aus. Raum und Zeit sind also Bedingungen des Denkens empyrischer Objekte.

Urtheile, wodurch Begriffe von Objekten gedacht werden, (ohne darauf zu sehen, ob diese Begriffe als Objekte dargestellt werden können oder nicht) z. B. das Urtheil: a kann seyn b (a kann durch b zu einem Objekt a b bestimmt werden), setzen erstlich die Vorstellungen des durch dieses Urtheil zu verbindenden Mannigfaltigen an sich a und b voraus. Diese können nicht zu gleicher Zeit, sondern in einer Zeitfolge vorgestellt werden. Die Verbindung dieses Mannigfaltigen in einer Einheit des Bewußtseyns aber kann nicht in einer Zeitfolge, sondern zu gleicher Zeit gedacht werden. Wenn ich urtheile: Ein Dreieck kann rechtwinklicht seyn, wodurch der Begriff eines rechtwinklichten Dreiecks bestimmt wird, so setzt dieses Urtheil voraus, daß ich schon die Vorstellung vom Dreieck an sich, und vom rechten Winkel an sich zu verschiedenen Zeiten (da es verschiedene Vorstellungen sind) erlangt habe. Die Verbindung dieser Vorstellungen hingegen ist eine unzertrennbare Ein-

Einheit, beide müssen darin zu gleicher Zeit gedacht werden.

Eben so, wenn ich urtheile: ab ist a (z. B. ein rechtwinklichtes Dreieck ist ein Dreieck) denke ich das einemal a in Verbindung mit b, und das anderemal außer der Verbindung, nachher vergleiche ich a mit sich selbst, in diesen verschiedenen Zuständen. Selbst wenn ich ganz identisch urtheile: a ist a, betrachte ich a als von sich selbst verschieden, und verbinde es gleichsam mit sich selbst in einer Einheit des Bewußtseyns. Hieraus erhellet, wie die Vorstellung der Zeit eine Bedingung des Denkens überhaupt ist.

Ferner ist schon oben bewiesen worden, daß Raum und Zeit das Objektive in der sinnlichen Erkenntniß ausmachen. Sie sind also Bedingungen des Denkens sinnlicher (empyrischer) Objekte. Ohne Zeit können wir gar nicht denken, durch Zeit allein können wir bloß unsere innere Wahrnehmungen, deren Bedingung sie ist, in einer Einheit des Bewußtseyns verbinden, aber diese Verbindung würde sich alsdann blos auf die Modifikationen unseres Erkenntnißvermögens, als Objekt außer uns betrachtet, nicht aber auf ein wirklich außer uns gedachtes Objekt beziehen; beide also machen erst das Denken der Objekte außer uns möglich.

IV.

D. Zeit und Raum als Bedingungen des Erkennens betrachtet.

Ein Objekt denken, heißt blos das Verhältniß der Bestimmbarkeit in dem zum Denken gegebenen Mannigfaltigen supponiren. Ein Objekt erkennen hingegen, heißt dieses Verhältniß wirklich einsehen. Nun stehen aber nur Zeit und Raum und die darin gedachten Bestimmungen in dem zur Erkennbarkeit erforderlichen einzusehenden Verhältniß. Zeit und Raum sind also Bedingungen des Erkennens.

Das Verhältniß der Bestimmbarkeit beruht, wie wir schon gezeigt haben, auf der einseitigen Subordination der sich auf einander beziehenden Glieder des Mannigfaltigen. Das eine muß auch an sich, das andere aber blos als Bestimmung von jenem, ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn können. Nun behaupte ich, daß dieses Verhältniß nur in den Objekten der Mathematik zwischen den Vorstellungen von Zeit und Raum und ihren möglichen Bestimmungen eingesehen werden kann, nicht aber in den empyrischen Objekten. Diese werden überhaupt nicht nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit als Objekte gedacht, weil sie sonst nicht empyrische, sondern Objekte a priori seyn würden. Wenn ich ein empyrisches Objekt, z. B. das Gold, durch Verbindung seiner Merkmale in einer Einheit des Bewußtseyns denke, so geschieht es

nicht deswegen, weil ich einsehe, daß z. B. die gelbe Farbe auch an sich, die vorzügliche Schwere hingegen nicht an sich, sondern bloß als Bestimmung der gelben Farbe, ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann, weil ich sonst das Gold, ohne es in der Erfahrung anzutreffen, a priori hätte bestimmen können. Die gelbe Farbe kann ohne die vorzügliche Schwere, so wie diese ohne jene statt finden. Daß ich sie in einer Einheit des Bewußtseyns verbinde, beruht bloß darauf, daß ich sie immer in der Erfahrung verknüpft finde.

Denke ich hingegen ein Dreieck dadurch, daß ich die Vorstellung von Raum überhaupt durch drei Linien bestimmt, als Objekt denke, so liegt der Grund davon darin, daß Raum auch an sich ein Gegenstand des Bewußtseyns ist, Linien aber ohne Raum kein Gegenstand des Bewußtseyns seyn können, d. h. ich denke das Dreieck nach dem eingesehenen Verhältniß der Bestimmbarkeit. Raum und Zeit sind also Bedingungen der Objekte des Erkennens.

V.

E. Zeit und Raum als allgemeine Hinweisungen zur Vollständigmachung unserer empyrischen Erkenntniß.

Die konstitutiven (Objekt bestimmenden) Begriffe von den Objekten a priori (der Mathematik), und folglich auch die sich darauf beziehenden Erkenntnisse, können immer vollständig gemacht werden. Alles was von den Objekten prädizirt werden kann,

ist entweder in den Begriffen enthalten, oder ergiebt sich aus der Konstruktion der Begriffe. Dahingegen Begriffe empyrischer Objekte, und die sich darauf beziehenden Erkenntnisse nie vollständig gemacht werden können. Die Begriffe bestimmen nicht die Objekte, sondern umgekehrt, jene werden durch diese bestimmt. Nur durch Erfahrung können wir uns der Vollständigkeit unserer empyrischen Erkenntniß immer nähern, ohne sie je völlig zu erreichen. Zeit und Raum (als Formen der empyrischen Objekte) nach ihren verschiedenen Bestimmungen, sind also die allgemeinen Hinweisungen zur Vollständigmachung unserer empyrischen Erkenntniß.

Ein Begriff ist vollständig, wenn er völlig deutlich ist, d. h. wenn man alle seine Merkmale angeben kann. Die sich darauf beziehende Erkenntniß ist vollständig, wenn sie alles, was entweder in dem Begriff enthalten ist, oder sich aus seiner Konstruktion ergiebt, enthält.

Die Begriffe, welche Objekte a priori bestimmen, wie die der Mathematik, sind, objektiv betrachtet, immer vollständig. In den Objekten kann nichts enthalten seyn, was nicht in den Begriffen, wodurch sie bestimmt werden, enthalten ist, oder sich aus ihrer Konstruktion ergiebt. Die sich darauf beziehende Erkenntniß (von ihren Verhältnissen zu einander) kann daher durch das Erkenntnißvermögen selbst vollständig gemacht werden.

Dahingegen empyrische Begriffe, die nicht Objekte a priori bestimmen, sondern vielmehr selbst durch, in der Erfahrung gegebene Objekte bestimmt werden, nie vollständig werden können, weil uns die Erfahrung nie von der Vollzähligkeit der den Objekten entsprechenden Merkmale versichern kann. Wir können uns blos dieser Vollständigkeit immer nähern, völlig werden wir aber dieselbe nie erreichen.

Aber selbst diese Näherung würde unmöglich seyn, wenn wir nicht wenigstens ein negatives Kriterium hätten, wodurch wir überhaupt erkennen, daß die Erfahrungsbegriffe, und folglich auch die dadurch bestimmten Verhältnisse der Objekte der Erfahrung unvollständig sind. Dieses thun die Vorstellungen von Zeit und Raum.

Laßt uns zwei empyrische Objekte, a und b, annehmen. Sollen diese als zwei Objekte, und nicht als ein und eben dasselbe Objekt erkannt werden, so muß dieses entweder durch Vergleichung ihrer innern Merkmale, oder auf irgend eine andere Art geschehen. Diese andere Art kann aber nichts anders seyn, als ihre verschiedenen äußeren Verhältnisse in Zeit und Raum. Nun aber werden, nach dem Satze des zureichenden Grundes, die äußeren Verhältnisse durch die inneren Merkmale bestimmt, wir mögen die Art, wie die innern Merkmale einen Grund der äußern Verhältnisse abgeben, einsehen oder nicht. Finden wir also zwei empyrische Objekte, die bloß ihren verschiedenen äußeren Verhältnissen in Zeit und Raum nach, als zwei, ihren Begriffen nach aber als eins und eben dasselbe Objekt erkannt werden, so sind wir dadurch von der Unvollständigkeit dieser Begriffe überzeugt, weil nach dem Satze des zureichenden Grundes, einerlei Begriff (den innern Merkmalen nach) als Grund, einerlei äußeres Verhältniß als Folge bestimmt. Dieses leitet uns zur Aufsuchung der den Begriffen noch mangelnden, und dennoch in den Objekten enthaltenen Merkmalen, woraus die Verschiedenheit des äußeren Verhältnisses erklärt werden kann.

Daß z. B. zwei Tropfen Wasser ihrem Begriffe nach (wie weit wir denselben erhalten können) einerlei, und dennoch als verschiedene Objekte existiren können, ist zwar unter der Bedingung, daß sie zu verschiedenen Zeiten oder in verschiedenen Orten sind, gewiß, es bleibt aber dennoch unerklärbar, warum sie, da sie (in Ansehung ihrer innern Merkmale) durch einerlei Begriff bestimmt werden, dennoch in verschiedenen äußeren Verhältnissen seyn sollten? Wir müssen also annehmen, daß dieser gemeinschaftliche Begriff unvollständig ist, d. h. daß er nicht alles enthält, wodurch die Objekte bestimmt werden, indem er bloß das beiden Gemeinschaftliche, nicht aber das einem jeden Eigene, wodurch sein besonderes äußeres Verhältniß bestimmt wird, enthält. Dadurch werden wir geleitet, dieses Eigene in den Objekten aufzusuchen, und unsere Begriffe von denselben immer vollständiger zu machen. Raum und Zeit können also als Anweisungen zur Vollständigmachung unserer empyrischen Erkenntniß betrachtet werden.

VI.

F. Raum und Zeit, als auf eine Täuschung gegründete Vorstellungen betrachtet.

Raum und Zeit sind keine ursprünglichen Formen oder Bedingungen der Möglichkeit empyrischer Objekte überhaupt, sondern blos der Möglichkeit von der sinnlichen Vorstellung einer Verschiedenheit unter denselben. Daß wir sie aber dennoch als Bedingungen von der Möglichkeit empyrischer Objekte überhaupt betrachten, und sie, selbst auf solche, beziehen, unter welchen keine Verschiedenheit anzutreffen ist, geschieht durch eine leicht zu erklärende psychologische Täuschung.

Der von mir (V.) angeführte, und durch Erfahrung bestätigte Fall, daß nämlich Objekte, die in Rücksicht auf ihren Begriff als einerlei, in Rücksicht auf ihre äußeren Verhältnisse in Zeit und Raum dennoch als verschiedene Objekte betrachtet werden, läßt eine zwiefache Erklärungsart zu. Wir müssen nämlich entweder annehmen, daß die Objekte ihrem Begriffe nach, bloß (wegen Unvollständigkeit des Begriffs) einerlei zu seyn scheinen, an sich aber (ihren eigenthümlichen Merkmalen nach, die wir nicht deutlich entwickeln können) verschieden sind. und dieses habe ich in dem kurz vorhergehenden Absatze gethan; oder wir müssen annehmen, daß die Objekte, die uns ihrem Begriffe nach einerlei zu seyn scheinen, in der That einerlei sind, und daß ihre Verschiedenheit in Rücksicht auf ihr äußeres Verhältniß in Zeit und Raum bloß scheinbar ist. Dieses soll in diesem Absatze erörtert werden.

Wir haben keinen Grund, eine Vorstellung für ursprünglich zu halten, so lange wir ihre Entstehungsart aus andern Vorstellungen erklären können. Nun behaupte ich, daß Zeit und Raum keine Bedingungen von der Möglichkeit empyrischer (sinnlicher) Objekte überhaupt sind. Es kann allerdings empyrische Objekte geben, die nicht in Zeit und Raum vorgestellt werden, sondern bloß Bedingungen von der möglichen Vorstellung einer Verschiedenheit unter denselben sind. Laßt uns zwei Reihen von Objekten annehmen, wovon die eine Reihe aus Objekten bestehet, die ihren Begriffen nach verschieden sind, die andre aber aus Objekten, die ihrem Begriffe nach einerlei sind:

a b c d e f g h i

k k k k k k k k k

Hier werden wir blos die Objekte der ersten Reihe als außer einander im Raume oder in der Zeit vorstellen, weil die Verschiedenheit der Grund von der Vorstellung in Raum und Zeit, und Raum und Zeit die Bedingungen von der möglichen sinnlichen Darstellung der Verschiedenheit unter diesen Objekten sind. Die Objekte der zweiten Reihe hingegen, da sie nicht von einander verschieden sind, werden wir an sich, nicht als außer einander im Raume oder in

in der Zeit vorstellen, und wenn wir es dennoch thun, so geschieht dieses blos durch Beziehung derselben auf die verschiedenen Objekte der ersten Reihe. Wir stellen uns z. B. einen gleichförmigen Fluß als im Raume vor, weil wir seine Theile auf die verschiedenen Gegenstände am Ufer beziehen. Wir täuschen uns also hierin, wenn wir wähnen, der Fluß an sich kann nicht anders als im Raume vorgestellt werden.

Ist also Leibnitzens Satz des Nicht zu unterscheidenden, nicht blos von Dingen an sich, sondern auch von Erscheinungen wahr, so können wir in der Erfahrung keine zwei Objekte antreffen, die ihren Begriffen nach einerlei, und dennoch in Zeit und Raum als verschieden betrachtet werden sollen.

Ist hingegen, wie Kant haben will, dieser Satz blos von Dingen an sich, nicht aber von Erscheinungen wahr, so müssen wir, da doch Erscheinungen zum wenigsten im Subjekte einen Grund haben müssen, Kants Voraussetzung, daß Zeit und Raum Formen der Sinnlichkeit überhaupt sind, aufgeben, und sie nur als Bedingungen der Möglichkeit einer Verschiedenheit unter den sinnlichen Objekten, wie ich es hier gethan habe, betrachten.

VII.

G. Zeit und Raum als negative Kriterien des Objektiven in unserer Erkenntniß.

So wie Zeit und Raum das Objektive in den Gegenständen der Erkenntniß abgeben (II.), so geben

geben sie umgekehrt negative Kriterien von dem Objektiven in der Erkenntniß selbst, d. h. Kriterien von dem blos Subjektiven der Erkenntniß ab. Eine jede Erkenntniß von dem Realverhältniß der Objekte zu einander, welche die Erkenntniß von ihrem äußeren Verhältniß in Zeit und Raum als Bedingung voraussetzt, ist keine objektive, sondern eine blos subjektive Erkenntniß.

Das Objektive in den Gegenständen der Erkenntniß, ist dasjenige in einem Gegenstande des Bewußtseyns, wodurch es nicht blos als ein Zustand des Subjekts (Empfindung), sondern als ein Objekt außer demselben bestimmt wird. Zeit und Raum als das blos Formelle der empyrischen Erkenntniß, von allem reellen (sich auf Empfindung beziehenden) Inhalte abstrahirt, machen, wie schon gezeigt worden, dieses Objektive aus. Das Objektive in der Erkenntniß selbst hingegen ist das, wodurch die Erkenntniß Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit erhält.

Das positive Kriterium dieses Objektiven ist, wie schon gezeigt worden, der Grundsatz der Bestimmbarkeit. Die Erkenntniß: a ist b, (a und b sind in einer Einheit des Bewußtseyns zur Bestimmung eines Objekts verbunden) ist objektiv, folglich nothwendig und allgemeingültig; wenn a z. B. als das an sich mögliche, durch b bestimmbare, und b als das, was blos als Bestimmung von a möglich ist, erkannt wird. Das negative Kriterium dieses Ob-

Objektiven ist, daß die Realverbindung von a und b nicht an sich unmittelbar, sondern vermittelst einer schon wahrgenommenen äußeren Verbindung derselben in Zeit und Raum erkannt wird, wie alle, nach den empyrischen Gesetzen der Ideenassociation bestimmte subjektive Erkenntniß.

Daß es subjektive Erkenntniß dieser Art giebt, und daß es zuweilen sehr schwer ist, die objektive von der blos subjektiven empyrischen Erkenntniß zu unterscheiden, ist gar keinem Zweifel unterworfen. Ob aber alle empyrische Erkenntniß von dieser Art ist, soll in der Folge erörtert werden.

VIII.

Vergleichung zwischen den Wolfisch-Leibnitzischen, Kantischen und meinen Vorstellungsarten von Zeit und Raum.

In der Wolfisch-Leibnitzischen Schule sind Raum und Zeit nicht Formen der Sinnlichkeit, oder in dem bloßen Vermögen, sinnliche Erkenntniß zu erlangen, gegründete Vorstellungsarten, sondern Formen der Dinge an sich, in so fern sie sinnlich vorgestellt werden. In der Kantischen Philosophie hingegen sind Raum und Zeit blos Formen des sinnlichen Erkenntnißvermögens, nicht aber der Dinge an sich. Ich lasse die Frage über den Grund dieser Vorstellungen ganz unentschieden, und betrachte blos dasjenige, was durch diese Vorstellungen auf irgend eine Art bestimmt wird.

In

In der Wolfisch-Leibnitzischen Schule wird die sinnliche Erkenntniß von der intellektuellen (durchs bloße Denken eines durch den Verstand unmittelbar angeschauten Gegenstands) Erkenntniß nicht ihrem Inhalte, sondern ihrer Form nach, (daß nämlich jene deutlich, diese verworren ist, beide aber sich auf die Dinge an sich beziehen) unterschieden. Diesem zufolge sind Raum und Zeit sich auf Dinge an sich beziehende Vorstellungsarten, in so fern sie sinnlich erkannt werden (dieser letzte Zusatz ist nothwendig, weil man doch nicht glauben kann, daß die blos gedachte durch keine sinnlichen Merkmale bestimmte Dinge an sich, als solche, in einem sinnlich erkennbaren Verhältniß stehen sollen). So wie die sinnliche Erkenntniß überhaupt sich auf diese, als bestimmt gedachte Dinge an sich (als auf ihren Grund) bezieht, ohne welche sie überhaupt nicht statt finden konnte, eben so beziehen sich die Vorstellungsarten dieser sinnlichen Erkenntniß (die Vorstellungen von Zeit und Raum) auf ihren Grund in den Dingen an sich. In einer intellektuellen Erkenntniß der Dinge an sich (vorausgesetzt daß diese möglich ist) werden diese zwar nicht in Zeit und Raum, aber dennoch in irgend einem Verhältniß, das als der Grund dieser Vorstellungen gedacht wird, vorgestellt werden müssen.

Nach Kant sind Zeit und Raum Formen der Sinnlichkeit. Sinnliche Erkenntniß wird, nach ihm, von intellektueller, sich auf, durch das bloße Denken bestimmten Objekten beziehenden Erkenntniß, nicht der Form, sondern dem Inhalte nach,

unter-

unterschieden. Zeit und Raum sind die im Erkenntnißvermögen, in Beziehung auf die sinnliche Erkenntniß, gegründeten Erkenntnißarten. Die sogenannte intellektuelle Erkenntniß ist, in Ansehung unseres Erkenntnißvermögens blos logisch möglich (sie enthält keinen Widerspruch) sie hat aber keine erweisliche objektive Realität.

Meiner Meinung nach hingegen muß die Frage: ob die Vorstellungen von Zeit und Raum in den Dingen an sich, oder im Erkenntnißvermögen ihren Grund haben? unentschieden bleiben, weil wir so wenig von den Dingen an sich, als vom Erkenntnißvermögen (gleichfalls als Ding an sich betrachtet) irgend einen bestimmten Begriff haben, woraus wir den Grund dieser Vorstellungen erkennen könnten. Wir haben also die Freiheit, diesen Grund in den Dingen an sich, oder im Erkenntnißvermögen selbst zu supponiren.

Zeit und Raum sind hiernach:

I. Die allgemeinen Stoffe der a priori bestimmten Objekte der Mathematik. Diese (man mag sich ihrer bewußt seyn, oder nicht) sind als (sowohl ihres Stoffs als ihrer Form nach) a priori mögliche Objekte, dem Erkenntnißvermögen beständig gegenwärtig, oder (nach Leibnitzens Art sich auszudrücken) angeborne Begriffe.

II. Machen Raum und Zeit das Objektive in den empyrischen Objekten aus; weil sie, wie gezeigt worden, nicht Verhältnisse der empyrischen Objekte zu unserem Subjekt, als dem Vermögen durch

durch dieselben affizirt zu werden, sondern blos äußere Verhältnisse dieser empyrischen Objekte zu einander, von ihren Verhältnissen zum Subjekt abstrahirt, sind.

III. Sind Raum und Zeit Bedingungen des Denkens. Die Zeit ist Bedingung des Denkens überhaupt, weil das durchs Denken zu verbindende Mannigfaltige, außer der Verbindung, in einer Zeitfolge, und in der Verbindung, zu gleicher Zeit gedacht werden muß. Raum ist Bedingung des Denkens reeller Objekte a priori, die nur als Bestimmungen des Raumes möglich sind.

IV. Sind Raum und Zeit Bedingungen des Erkennens, weil nur die in ihrem Gebiete liegenden Objekte nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit erkennbar sind.

V. Geben Raum und Zeit Anweisung zur Vollständigmachung unserer empyrischen Erkenntniß. Denn sobald wir finden, daß Dinge, dem Begriffe nach, den wir uns von ihnen gemacht haben, einerlei und dennoch in verschiedenen Zeit- und Raumverhältnissen stehen, so können wir daraus abnehmen, (da die Verhältnisse in den Begriffen gegründet seyn müssen), daß diese Begriffe noch mangelhaft sind. Dadurch werden wir geleitet, dieses Mangelhafte in den Begriffen aufzusuchen, und dieselben vollständig zu machen.

VI. Können auch Zeit und Raum als bloße bildliche Vorstellungen der Verschiedenheit der Objekte überhaupt betrachtet, und ihre absolute von

von dieser Verschiedenheit unabhängig scheinende Vorstellung für eine Täuschung erklärt werden.

VII. Sind Zeit und Raum negative Kriterien von der Objektivität der Erkenntniß. Sobald wir die Entstehungsart irgend einer Erkenntniß aufsuchen, und finden, daß ihr eine, auf eine zufällige Verknüpfung der Objekte gegründete, Ideenassoziation vorhergegangen ist, so haben wir Grund, gegen die vermeinte Objektivität dieser Erkenntniß mißtrauisch zu seyn, weil die mit Recht sogenannte objektive Erkenntniß dergleichen nicht voraussetzt; und dieses ist der Grundstein meiner skeptischen Philosophie.

Raum und Zeit sind also, dieser Erörterung zufolge, keine empyrischen Vorstellungen, sondern als Bedingungen des Denkens und des Erkennens sind sie und alles was darin bestimmbar ist (die Objekte der Mathematik und ihre Verhältnisse) a priori nothwendig und allgemeingültig. Selbst in der (VI.) Vorstellungsart, wo ich Raum und Zeit für keine, von andern Vorstellungen unabhängige Vorstellungen erkläre, betrifft die Täuschung nicht diese Vorstellungen an sich, sondern bloß ihre absolute Beziehung auf sinnliche Objekte. An sich bleiben sie immer (wenn auch bloße Bilder der Verschiedenheit) nothwendige Vorstellungen.

Zehn=

Zehnter Abschnitt.

I.

Das reine und das angewandte Denken überhaupt.

Das reine Denken ist das Denken außer dem Denken unbestimmter (logischer) und nur durchs Denken bestimmter Objekte. Die Objekte können aber durchs Denken nicht an sich, sondern blos im Verhältnisse zu einander bestimmt werden.

Das angewandte Denken ist die Anwendung des reinen Denkens auf Objekte, die nicht nur durchs Denken, sondern auch außer demselben an sich bestimmt sind.

Das praktische Denken ist die Anwendung des reinen Denkens nicht auf an sich bestimmte Objekte überhaupt, sondern auf Objekte, die auf eine besondere Art bestimmt sind. Wir wollen in unserer Theorie des Denkens blos von den beiden ersten handeln, das letzte ist kein Gegenstand der Logik, sondern einer jeden besondern Wissenschaft.

Kant erklärt und unterscheidet die allgemeine, reine und angewandte Logik bloß in Beziehung aufs Subjekt des Denkens (als Objekt der Logik betrachtet). „Die allgemeine Logik," sagt er, (Kritik der reinen Vernunft, S. 77.) „ist nun entweder die reine oder die angewandte Logik. In der erstern abstrahiren wir von allen empyrischen Bedingungen,

 unter

unter denen unser Verstand ausgeübt wird, z. B. vom Einfluß der Sinne, vom Spiele der Einbildung, den Gesetzen des Gedächtnisses, der Macht der Gewohnheit, der Neigung ꝛc., mithin auch den Quellen der Vorurtheile, ja gar überhaupt von allen Ursachen, daraus uns gewisse Erkenntnisse entspringen, oder untergeschoben werden mögen, weil sie blos den Verstand unter gewissen Umständen seiner Anwendung betreffen, und um diese zu kennen, Erfahrung erfordert wird. Eine allgemeine aber reine Logik hat es also mit lauter Prinzipien a priori zu thun," u. s. w.

Ich hingegen erkläre und unterscheide reine und angewandte Logik in Beziehung aufs Objekt des Denkens. Die allgemeine reine Logik hat das Denken an sich unbestimmter und nur durchs Denken (in einem Verhältniß zu einander) bestimmter Objekte zum Gegenstand. Die angewandte Logik hingegen hat das Denken an sich (außer dem Denken) bestimmter, und noch dazu durchs Denken bestimmbarer Objekte zum Gegenstand.

Nun aber können Objekte durchs bloße Denken nur im Verhältnisse zu einander bestimmt werden. Das (allgemeine) reine Denken hat also alle mögliche Verhältnisse, worin, außer dem Denken bestimmte Objekte an sich gedacht werden können, zum Gegenstand, z. B. zwei an sich (außer dem Denken) ganz unbestimmte Objekte A und B können in dem Verhältniß zu einander gedacht werden, daß wenn A gesetzt wird, auch B gesetzt werden muß, aber nicht umgekehrt. Durch dieses als mög-

möglich gedachte Verhältniß werden A und B, die sonst ganz unbestimmt waren, im Verhältniß zu einander bestimmt. A ist das, auf dessen Setzung B gesetzt werden muß, und B das, was durch die Setzung von A gesetzt werden muß.

Die (allgemeine) reine Logik hat also alle mögliche Verhältnisse, worin an sich ganz unbestimmte, und nur durch diese Verhältnisse bestimmte Objekte gedacht werden können, zum Gegenstand.

Die (allgemeine) angewandte Logik hat die mögliche Anwendung dieser reinen Verhältnisse auf an sich (außer dem Denken) bestimmte, und noch dazu durchs Denken in diesen Verhältnissen bestimmbare Objekte zum Gegenstand; nur daß sie von einer jeden gegebenen besondern Bestimmung abstrahirt, und nur bestimmte Objekte überhaupt in Betrachtung ziehet, wodurch sie noch immer allgemeine Logik ist. Sie muß also untersuchen, wie die an sich (außer dem Denken) ganz unbestimmten Objekten, A und B, die durchs reine Denken bloß in einem möglichen Verhältniß zu einander bestimmt sind, in dem praktischen (auf besondere Objekten angewendeten) Denken, besondere als wirklich in diesem Verhältniß stehende Objekte subsumirt werden können.

Nach der Analogie mit der Algebra, können die Objekte der allgemeinen sowohl reinen als angewandten Logik durch x, y, z ausgedrückt werden, nur mit dem Unterschiede, daß diese x, y, z in der reinen Logik den ganz unbestimmten (unbekannte Größen

 über-

überhaupt bezeichnenden); in der angewandten hingegen, den zwar an sich unbestimmten, durch Bedingungen der Aufgaben aber bestimmbaren x, y, z entsprechen. Das Objekt der praktischen Logik aber entspricht einer jeden als bestimmt gegebenen Größe a, b, c.

Die (allgemeine) reine Logik kann mit der Buchstabenrechnung, die (allgemeine) angewandte Logik kann mit der Lehre der Gleichungen, und die praktische Logik mit der Lehre von den Auflösungen der Aufgaben verglichen werden.

Die Buchstabenrechnung hat blos die Bezeichnung der ganz unbestimmten Größen und ihrer möglichen Verhältnisse zum Gegenstand. Die möglichen Verhältnisse der an sich ganz unbestimmten und blos durch diese Verhältnisse bestimmten Größen werden, nach den Regeln der möglichen Rechnungsarten (Addition, Subtraktion, Multiplikation u. s. w.) bestimmt. Die Lehre der Gleichungen giebt allgemeine Methoden zur Auflösung einer jeden vorkommenden Aufgabe an; und in der Lehre der Auflösungen werden gegebene Aufgaben nach jenen Methoden wirklich aufgelößt.

Eben so hat die (allgemeine) reine Logik die Formen oder möglichen Verhältnisse ganz unbestimmter Objekte überhaupt zum Gegenstand. Die angewandte Logik giebt allgemeine, aus der Natur der Sache sich ergebende, Methoden an, diese Formen in besondern Fällen richtig zu gebrauchen.

Die praktische Logik ist in der That nichts anders als eine jede sich auf besondere Objekte beziehende Wissenschaft, in so fern sie diesen Methoden gemäß behandelt wird.

Die angewandte Logik, wie ich sie erklärt habe, kann auch (da sie die Möglichkeit von der Beziehung der blos möglichen Formen der unbestimmten Objekte überhaupt, auf bestimmte Objekte zum Gegenstande hat) die transzendentale Logik genannt werden.

Von der allgemeinen reinen Logik haben wir schon in dem vorhergehenden genugsam gehandelt. Die praktische Logik aber ist kein Gegenstand einer allgemeinen Theorie des Denkens. Es bleibt uns also nichts mehr übrig, als von der angewandten Logik, und von ihren Verhältnissen zur reinen Logik zu handeln.

II.

Formen des Denkens und Kathegorien.

Die Formen des Denkens sind mögliche Verhältnisse zwischen ganz unbestimmten Objekten überhaupt. Die Kathegorien sind eben diese Verhältnisse, in so fern sie nicht blos als mögliche Verhältnisse zwischen ganz unbestimmten, sondern als wirkliche Verhältnisse zwischen an sich unbestimmten, aber in Beziehung auf ein mögliches Bewußtseyn bestimmten Objekten gedacht werden. Die Kathegorien setzen

zu ihrer Möglichkeit die Formen, und diese setzen zu ihrer Wirklichkeit jene voraus.

A — b in der Algebra ist eine mögliche Form, oder ein Verhältniß, worin ganz unbestimmte Größen überhaupt gedacht werden können, eine Größe kann z. B. von einer andern abgezogen werden, ohne auf die Bedingungen zu sehen, unter welchen eine Größe von einer andern abgezogen werden kann. In der Anwendung dieser Form auf gegebene Größen aber muß allerdings auf diese Bedingung Rücksicht genommen werden, daß nämlich die gegebene Größe, die dem a subsumirt wird, größer sey, als die gegebene Größe, die unter b subsumirt wird, weil sonst diese Abstraktion unmöglich wäre. In der Form a—b wird blos ein mögliches Verhältniß zwischen ganz unbestimmten Größen a und b angegeben. In der Anwendung hingegen werden noch dazu diese Größen im Verhältniß zu einem bestimmten Maasstab bestimmt.

Eben so wird durch die allgemeine Form der hypothetischen Sätze, z. B. wenn a gesetzt wird, so muß auch b gesetzt werden, blos a und b in einem möglichen Verhältniß zu einander gedacht. In der Anwendung dieser Form auf bestimmte Objekte aber, muß noch als Bedingung hinzugefügt werden, daß sie in einem solchen Verhältniß zum Bewußtseyn stehen, wodurch diese Form ihnen nicht blos zukommen kann, sondern wirklich zukommt.

Dieses Verhältniß ist aber nichts anders, als das von mir festgesetzte, ein reelles Objekt überhaupt bestimmende Verhältniß der Bestimmbarkeit, wie dieses in der Folge näher gezeigt werden soll.

III.

Die Formen des Denkens sind die sich auf ein unbestimmtes Mannigfaltige überhaupt beziehenden möglichen Verhältnisse zur Einheit des Bewußtseyns überhaupt. Die Kathegorien sind eben diese Verhältnisse, in so fern sie sich auf ein an sich unbestimmtes, in Beziehung aufs Bewußtseyn überhaupt aber bestimmtes Mannigfaltige beziehen. Formen sind Bedingungen von der Möglichkeit der Kathegorien, und diese wiederum Bedingungen von dem Gebrauche der Formen. Die Kathegorien verhalten sich zu den Formen (in Ansehung ihres Gebrauchs) wie der Antecedens zum Konsequens in einem hypothetischen Urtheile.

Die Form der kathegorischen Urtheile: a ist b, bedeutet blos, daß ein, seinem Inhalte nach, ganz unbestimmtes Mannigfaltige a und b in einer kathegorischen Einheit des Bewußtseyns verbunden werden kann. Diese Form an sich kann aber nicht von unbestimmten Mannigfaltigen überhaupt wirklich gebraucht werden, weil auch die ihr entgegengesetzte Form: a ist nicht b, in Beziehung auf ein unbestimmtes Mannigfaltige überhaupt möglich ist.

Ist hingegen dieses Mannigfaltige zwar an sich unbestimmt, im Verhältniß zum Bewußtseyn überhaupt aber bestimmt, ist z. B. a ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich, b aber nur in Verbindung mit a ein Gegenstand des Bewußtseyns, so haben wir Grund, die blos mögliche Form der kathegorischen Sätze von dem, im Verhältnisse zum Bewußtseyn überhaupt gegebenen, Mannigfaltigen a und b wirklich zu gebrauchen, und dasselbe als in einem reellen Objekte a b verbunden zu bestimmen.

Dieses beruhet auf einem, sich a priori auf die Möglichkeit eines reellen Objekts überhaupt beziehenden hypothetischen Urtheile: Wenn a und b in dem Verhältniß zum Bewußtseyn überhaupt gegeben sind, daß a ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich, b hingegen nicht an sich, sondern nur in Verbindung mit a ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann, so sind sie, als Bestimmungen eben desselben Objekts a b, in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden.

Die Setzung der Kathegorien, daß nämlich a als das im Verhältniß zum Bewußtseyn überhaupt von b unabhängige (Substanz), und b als das von a abhängige (Akzidens), gedacht werden muß, ist das Antecedens und der wirkliche Gebrauch der kathegorischen Form von diesen Objekten das Konsequens in diesem Falle. Und so ist es auch mit allen übrigen Kathegorien im Verhältniß zu den ihnen korrespondirenden Formen des Denkens beschaffen.

IV.

Die Kathegorien sind die a priori bestimmten Elementarprädikate oder nothwendigen Prädikate aller reellen Objekte. Die Formen sind hingegen keine Prädikate, sondern blos a priori bestimmte mögliche Arten, wie Prädikate überhaupt von Subjekten überhaupt ausgesagt werden können. Die Möglichkeit der Formen in Beziehung auf Objekte überhaupt beruht auf dem Grundsatze des Widerspruchs. Die Nothwendigkeit der Kathegorien, in Beziehung auf reelle Objekte überhaupt, beruht auf dem Grundsatze der Bestimmbarkeit.

Die kathegorische bejahende Form: a ist b, bedeutet nichts mehr, als: das unbestimmte Mannigfaltige a b widerspricht sich nicht, oder a ist dem b nicht kontradiktorisch entgegengesetzt, sie können also in so fern in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden werden. Nun ist aber die unendliche Form: a ist —, nicht b, gleichfalls kathegorisch, und bedeutet ebenfalls, a widerspricht nicht dem Nicht b (und eben so wenig dem b, weil sonst der Satz nicht unendlich, sondern bejahend seyn müßte: a ist mit nicht b einerlei). Also aus der bloßen kathegorischen Form, ohne Rücksicht auf den Inhalt, kann nicht bestimmt werden, ob der Satz bejahend und objektiv, oder unendlich und daher blos subjektiv ist.

Die (der kathegorischen Form entsprechende) Kathegorie hingegen: a ist Substanz (das in Beziehung aufs Bewußtseyn überhaupt an sich mögliche) und b ihre

b ihre Akzidenz (das blos durch a Mögliche) giebt einen positiven Grund zur Verbindung von a und b in einer Einheit des Bewußtseyns ab. Durch die vorhergegangene Subsumtion bestimmter Objekte unter derselben, wird die ihr entsprechende kathegorische Form als bejahend, und folglich objektiv bestimmt.

Können hingegen die gegebenen Objekte nicht dieser Kathegorie subsumirt werden, stehen so wenig a und b, als a und nicht b, im Verhältnisse der Bestimmbarkeit zu einander (z. B. Tugend und Viereckigtseyn), so ist diese Form blos unendlich, und bedeutet, daß so wenig a mit b, als a mit nicht b, als Bestimmungen eben desselben Objekts, in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden werden können. Durch die in dieser Form ausgedrückte subjektive Verbindung wird die objektive abgesprochen. —

Der Grundsatz des Widerspruchs bezieht sich auf die Formen. Der Grundsatz der Bestimmbarkeit aber bezieht sich auf den Inhalt des Denkens. Formen können sich einander (in Beziehung auf eben denselben Inhalt) widersprechen, Objekte hingegen können sich einander (in Beziehung auf eben dieselbe Form) nicht widersprechen, sondern sie können einander reell entgegengesetzt seyn. Die Form des Widerspruchs kann nicht durch a ist nicht a, sondern durch a b ist nicht b (a, welches b ist, ist zugleich nicht b) ausgedrückt werden.

Der Grundsatz der Bestimmbarkeit hingegen bezieht sich (in den kathegorischen Urtheilen) auf den Inhalt, und kann durch a ist b ausgedrückt werden, wel-

ches, wenn a das Bestimmbare, und b die Bestimmung bezeichnet, die mögliche Bestimmbarkeit von a durch b bedeutet. Bezeichnet hingegen a die Bestimmung oder das Bestimmte, und b das Bestimmbare, so bedeutet es die nothwendige Denkbarkeit von a als b, weil die Bestimmung oder das Bestimmte, ohne das Bestimmbare nicht gedacht werden kann.

Die dem Erkenntnißvermögen a priori gegebenen Elementarprädikate aller reellen (nach dem Verhältnisse der Bestimmbarkeit zu bestimmenden) Objekte müssen also blos aus dem Grundsatze der Bestimmbarkeit hergeleitet und vollzählig gemacht werden, und heißen alsdann Kathegorien.

V.

Die Kathegorien, als die Elementarprädikate aller reellen Objekte sind nach III. die Formen des Denkens oder der Urtheile auf an sich unbestimmte und blos im Verhältnisse zum Bewußtseyn überhaupt a priori bestimmbare Objekte bezogen. Sie müssen also durch die völlig a priori bestimmten Formen gleichfalls a priori bestimmt und vollzählig gemacht werden können. Da aber, so wie die Formen Bedingungen von der Möglichkeit der Kathegorien, eben so die Kathegorien die Bedingungen von der Realität (Beziehung auf reelle Objekte) der Formen abgeben, so ist dieser Weg zur Bestimmung der Kathegorien und ihres rechtmäßigen Ge-

Gebrauchs unsicher. Wir müssen daher zu diesem Behuf einen andern Weg einschlagen; nämlich die unmittelbare Herleitung der Kathegorien aus dem Grundsatze der Bestimmbarkeit.

Kant schlug den Weg ein, die Kathegorien aus den, aus der Logik bekannten Formen der Urtheile herzuleiten, und sich ihrer Vollzähligkeit zu versichern. Diese Methode hat vor der aristotelischen Methode in Aufsuchung der Kathegorien oder der Elementarbegriffe alles reellen (sich auf ein reelles Objekt beziehenden) Denkens den Vorzug, daß da nur diese rhapsodisch verfährt, die Kathegorien aufsucht, wo und wie weit sie sie finden kann, jene nach einem formellen Prinzip a priori verfährt, indem sie die in der Logik bestimmten Formen des Denkens in Beziehung auf ein ganz unbestimmtes (logisches) Objekt überhaupt (welche wenigstens als Conditio sine qua non auch Formen des Denkens reeller Objekte sind) zum Grunde legt, die sie durch Hinzufügung desjenigen, wodurch sie Formen des Denkens reeller Objekte werden, zu Kathegorien erhebt.

Ich sage aber, dieser Weg ist unsicher; denn die Frage ist: nach welchem Prinzip bestimmt die Logik diese Formen selbst? Nach dem Grundsatze des Widerspruchs kann ihre Möglichkeit, als Postulata des Denkens, blos negativ bestimmt werden; woher wird aber ihre positive Möglichkeit erkannt? Ferner nach welchem Prinzip kann sich die Logik der Vollzähligkeit dieser Formen versichern? Es kann

kann noch mehrere derselben geben, die ebenfalls dem Satze des Widerspruchs gemäß sind. Und zuletzt, welche Bedeutung haben diese in der Logik bestimmten Formen des Denkens in Beziehung auf ein unbestimmtes Objekt überhaupt. Ich nehme die allereinfachsten, allen Urtheilen zum Grunde liegenden Formen: Bejahung und Verneinung zum Beispiel, und frage: was bedeuten diese, wenn man sie auf ein Objekt überhaupt, und nicht auf ein reelles Objekt bezieht? Bejahung bedeutet eine Uebereinstimmung zwischen dem Subjekt und Prädikat, und Verneinung Mangel dieser Uebereinstimmung, woraus man sieht, daß die logische Realität und Negation (Bejahung und Verneinung) die transzendentalen (Etwas oder Nichts) voraussetzen, ohne welche sie gar keine Bedeutung haben. Also weit entfernt, die logischen Formen den Kathegorien zum Grunde zu legen, müssen vielmehr diese jenen zum Grunde gelegt werden. Andere Inkonvenienzen der Kantischen Deduktion der Kathegorien werden sich in der Folge von selbst ergeben.

Meine Methode ist daher diese: Ich lege die Möglichkeit des Denkens eines reellen Objekts (des Erkennens eines gedachten Objekts) zum Grunde, suche die Bedingungen dieser Möglichkeit aus dem Begriffe eines reellen Objekts überhaupt a priori zu bestimmen, und als Kathegorien oder Elementarbegriffe aller reellen Objekte darzustellen. Nachher abstrahire ich von diesen das, was sie als Bedingungen von der Möglichkeit des Denkens eines reellen, und behalte nur dasjenige, was sie

sie als Bedingungen von der Möglichkeit des Denkens eines Objekts überhaupt bestimmt. Diese machen alsdann die logischen Formen aus.

Das Gebiet der Logik erstreckt sich, meiner Meinung nach, nicht weiter als das Gebiet der Transzendentalphilosophie, und des diskursiven nicht weiter, als des reellen Denkens, ob gleich die letztern Bestimmungen enthalten, die die erstern nicht enthalten. Was nicht dem Grundsatze der Bestimmbarkeit gemäß gedacht wird, ist nicht nur kein reelles, sondern gar kein Denken, was hingegen diesem gemäß gedacht wird, ist ein reelles Denken; was zwar diesem gemäß, aber von seinen Bedingungen abstrahirt gedacht wird, ist ein blos diskursives Denken.

Diesem zufolge ist das Denken einer viereckigten Tugend, einer weißen Süßigkeit, u. d. gl. nicht nur kein reelles, sondern gar kein Denken; weil Subjekt und Prädikat nicht im Verhältnisse der Bestimmbarkeit zu einander stehen. Sie werden blos in Worten, aber nicht in Gedanken mit einander verbunden. Das Denken eines rechtwinklichten Dreiecks aber ist ein reelles Denken, weil Subjekt und Prädikat in dem zum reellen Denken erforderlichen Verhältnisse der Bestimmbarkeit gegeben sind. Wird von diesem Verhältnisse abstrahirt, so bleibt das bloße diskursive (formelle) Denken übrig; denn wenn ein Prädikat einem Subjekte, unter Voraussetzung des Verhältnisses der Bestimmbarkeit zwischen beiden, beigelegt wird, so muß überhaupt ein Prädikat einem Subjekte beigelegt werden können, wogegen gewiß Niemand was einzuwenden haben wird.

VI.

Aus dem Begriffe des Denkens eines Objekts überhaupt, folgt unmittelbar, daß ein jedes gedachte Objekt ein in einer Einheit des Bewußtseyns überhaupt verbundenes Mannigfaltige seyn muß. Daraus lassen sich die Kathegorien der Quantität unmittelbar herleiten.

Die Kathegorien der Quantität: Einheit, Vielheit, Allheit, brauchen nicht erst aus dem Begriffe eines reellen Objekts, sondern sie können schon aus dem Begriffe eines (logischen) Objekts überhaupt, als Bedingungen desselben, unmittelbar hergeleitet werden. Ein jedes Denken überhaupt ist die Verbindung eines (subordinirten) Mannigfaltigen überhaupt in einer Einheit des Bewußtseyns überhaupt. Das Mannigfaltige, außer der Verbindung, wird als eine Vielheit, und in der Verbindung, als eine Einheit gedacht. Ein jeder Bestandtheil des Mannigfaltigen kann selbst ein verbundenes Mannigfaltige seyn, dessen Bestandtheile zusammen genommen in einer neuen Verbindung gedacht werden. Dieses giebt den Begriff der Allheit.

In dem Begriffe eines rechtwinklichten gleichschenklichten Dreiecks z. B. machen erstlich seine Bestandtheile das rechtwinklichte Dreieck, und das Gleichschenklichtseyn außer der Verbindung eine Vielheit aus,

aus, die in dem Begriffe eines rechtwinklichten gleichschenklichten Dreiecks eine Einheit ausmachen. Aber selbst der eine Bestandtheil dieses Begriffs, nämlich das rechtwinklichte Dreieck, ist ein in einer Einheit verbundenes Mannigfaltige (das Dreieck überhaupt und das Rechtwinklichtseyn), dem zusammen genommen, als Subjekt, das neue Prädikat hinzugefügt wird. Eben so ist auch die koordinirte Vielheit des Subjekts in Beziehung auf das Prädikat eine Allheit, (weil das Prädikat allen koordinirten Merkmalen zusammen genommen beigelegt wird).

In dem Denken eines Objekts überhaupt wird zwar von den Bedingungen dieser Einheit, Vielheit und Allheit (von den transzendentalen Merkmalen, wodurch sie erkannt werden) abstrahirt, sie müssen aber dennoch darin gedacht werden, wenn es ein Denken überhaupt seyn soll.

Kant leitet die Kathegorien der Quantität aus der Quantität der Urtheile her. Ich habe aber schon (Propädeutik zu einer neuen Theorie des Denkens, 158 ff.) gezeigt, daß die einfachen Urtheile in der That keine Quantität haben, und daß diejenigen Urtheile, die eine Quantität haben, keine einfachen, sondern zusammengesetzte Urtheile, oder Schlußsätze abgekürzter Schlüsse sind. Das allgemeine Urtheil z. B.: alle Menschen sind Thiere, ist kein einfaches Urtheil, sondern aus folgenden Urtheilen zusammengesetzt: Alle Menschen sind Menschen, (Mensch, auf welche Art man will bestimmt, ist Mensch) Mensch ist Thier; folglich sind alle Menschen Thiere. Die eine Prämisse: Mensch ist Thier, hat keine Quantität, und bedeutet blos: der Begriff von Mensch enthält den Begriff von Thier in sich, oder Mensch ist Thier auf eine gewisse Art bestimmt. Eben so bedeutet die andere Prämisse: alle Menschen sind Menschen, blos: der Begriff von Mensch, auf irgend eine Art bestimmt, enthält den Begriff von Mensch überhaupt in sich. Und so ist es auch mit allen anden Urtheilen, die eine Quantität haben, beschaffen.

Ich hingegen leite die Kathegorien der Quantität unmittelbar aus den einfachen Urtheilen ohne alle Quantität her. Dieses einfache Urtheil z. B.: Mensch ist Thier, hat zwar seiner äußern Form nach keine Quantität, zu seinem innern Wesen oder zu seiner Möglichkeit aber muß doch die Kathegorie von Quantität, nach allen ihren Momenten, vorausgesetzt werden. Mensch und Thier, in so fern sie nicht völlig identisch sind, machen vor ihrer Verbindung in einer Einheit des Bewußtseyns, eine Vielheit, in der Verbindung aber eine Einheit aus. Da nun der ganze Begriff von Thier, d. h. alle seine Prädikate, dem Menschen zukommen müssen, so haben wir hier auch eine Allheit, und so ist es auch in andern Fällen beschaffen.

VII.

Die Kathegorien der Qualität sind nicht nur Bedingungen des Denkens eines Objekts überhaupt, sondern sie sind auch wiederum selbst durchs reelle Denken (in Ansehung ihrer Erkennbarkeit) bestimmt, und können außer demselben nicht statt finden,

den, worin sie sich von den Kathegorien der Quantität, die blos Bedingungen des Denkens, nicht aber wiederum durch dasselbe bedingt sind, unterscheiden. Die Kathegorien der Qualität haben also außer dem reellen Denken gar keine Bedeutung. Das reelle Denken als Bedingung der Erkennbarkeit des formellen, ist also zugleich Bedingung ihrer Erkennbarkeit.

Einheit, Vielheit und Allheit sind zwar Bedingungen des Denkens eines Objekts überhaupt. Sie selbst aber sind nicht wiederum durchs Denken bedingt, indem sie auch außer dem Denken, beim bloßen Anschauen der Objekte statt finden. Ich betrachte einen jeden Punkt in dieser Reihe . . . . als eine Einheit, mehrere (unbestimmt, wie viel) derselben als eine Vielheit, und die ganze Reihe als eine Allheit. Die Kathegorien der Qualität hingegen, Bejahung, Verneinung, u. s. w. finden außer dem Denken gar nicht statt. Man kann Objekte finden, die eins oder viel sind; man kann aber keine finden, die Bejahung oder Verneinung sind. — Diese sind bloße gedachte Verhältnisse zwischen Objekten, aber keine absoluten Merkmale derselben. Sie sind also durchs bloße Denken möglich, so wie das Denken wiederum durch sie möglich wird.

Nun haben aber, wie wir schon gezeigt haben, die Begriffe von Bejahung, Verneinung, u. s. w. gar keine Bedeutung; das reelle Denken muß also zu

zu ihrer Realität, und folglich auch zur Möglichkeit des formellen Denkens überhaupt, vorausgesetzt werden. Das Gegebenseyn der Objekte in dem zum reellen Denken erforderlichen Verhältniß der Bestimmbarkeit, außer dem reellen Denken, wodurch das Denken als eine absolute Realität möglich wird, macht die Kathegorie von Realität, das Gegebenseyn der Objekte in einem diesem entgegengesetzten Verhältniß (a b und non b) macht die Kathegorie der Negation, und das Gegebenseyn derselben in keinem Verhältniß der Bestimmbarkeit überhaupt macht die Kathegorie der Limitation aus.

Wiederum in einer andern Rücksicht ist die gegebene Bestimmung eine Realität, die durch ihre Setzung ausgeschlossenen Bestimmungen aber sind in sofern Negationen; das Bestimmbare aber wird durch die Setzung der Bestimmung limitirt. Es erhält durch die Bestimmung eine neue Realität, nämlich das wirklich Bestimmtseyn durch diese Bestimmung, wird aber zugleich einer andern Realität beraubt, nämlich der Möglichkeit durch eine andere von dieser ausgeschlossenen Bestimmung bestimmt werden zu können. Dieses giebt den, aus Realität und Negation zusammengesetzten, Begriff von Limitation.

VIII.

Die Kathegorien der Relation sind die Begriffe von den Bedingungen des zum reellen Denken erforderlichen Verhältnisses der Bestimmbarkeit. Diese Bedingungen werden nicht wiederum durchs

Den-

Denken, sondern durch die möglichen Objekte desselben, bedingt.

Die Kathegorien der Relation, Substanz und Akzidens, u. s. w. sind Bedingungen des Denkens reeller Objekte, nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit. Soll a und b in einer Einheit des Bewußtseyns zu einem reellen Objekt verbunden werden, so muß a z. B. als ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich, b aber nicht ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich, sondern blos in der Verbindung durch a, d. h. a muß als Substanz, und b als Akzidens, erkannt werden. Dieses Kriterium selbst aber wird nicht erst durchs Denken bedingt, weil es als ein Verhältniß dieser Objekte zum Bewußtseyn überhaupt, dem Denken derselben, im Verhältniß zu einander, vorhergehen muß. Wohl aber wird es durch die möglichen Objekte des Denkens bedingt, weil es nirgends anders statt finden kann. Was kein mögliches Objekt des Denkens ist, kann auch das gedachte Kriterium nicht haben.

Zu den Kathegorien der Relation rechne ich bloß Substanz, Akzidens und Wechselbestimmung, und lasse Ursache und Wirkung als bloße Bedingungen des Denkens empyrischer, nicht aber reeller Objekte überhaupt, von der Anzahl der Kathegorien weg. Die Logik hat keine, diesen entsprechenden Formen, z. B. in dem Begriffe eines rechtwinklichten Dreiecks, muß Dreieck überhaupt als Substanz, und das Rechtwinklichtseyn als Akzidens gedacht werden. In dem Urtheile: ein Dreieck hat

hat drei Winkel, werden drei Seiten und drei Winkel in einer Wechselbestimmung gedacht.

Welche Form aber entspricht dem Verhältnisse der Kausalität? Die Form der hypothetischen Urtheile kann es nicht seyn, weil in einem hypothetischen Urtheile nicht ein Objekt als Grund eines andern Objekts, sondern ein Urtheil als Grund eines andern Urtheils gedacht wird.

Auch haben wir in der That keine, von den kathegorischen wesentlich verschiedenen, hypothetischen Urtheile. Dieses Urtheil z. B.: wenn ein Dreieck rechtwinklicht ist, so ist das Quadrat der dem rechten Winkel gegenüberliegenden Seite der Summe der Quadrate der übrigen Seiten gleich, hat blos die äußere Form eines hypothetischen Urtheils, seinem Wesen nach aber ist es kathegorisch, und kann auch so ausgedrückt werden: Das Quadrat der dem rechten Winkel gegenüber liegenden Seite, in einem rechtwinklichten Dreieck, ist u. s. w.

Selbst wenn der Antecedens problematisch oder gar falsch ist, kann doch das Urtheil immer kathegorisch ausgedrückt werden; z. B. anstatt: wenn ein Zirkel überhaupt quadrirt werden kann, so kann auch der bestimmte Inhalt eines jeden gegebenen Zirkels gefunden werden; wenn die Hypothenuse eines Quadrats mit den Katheten kommensurabel ist, so kann auch $\sqrt{2}$ bestimmt werden, setze man: Der gegebene Diameter und Umfang des Zirkels bestimmt seinen Inhalt; das gegebene

bene Verhältniß zwischen der Hypothenuse und den Katheten eines Quadrats bestimmt den $\sqrt{2}$, u. d. gl.

Daß wir hypothetische Erfahrungsurtheile zu haben glauben, beruht auf einer Täuschung, die in der Folge gezeigt werden soll.

IX.

Die Kathegorien der Modalität sind als bloße Formen des Denkens eines Objekts überhaupt, die Begriffe der Nothwendigkeit und Möglichkeit. Als Kathegorien in Beziehung auf das Denken reeller Objekte betrachtet, muß noch der Begriff der Wirklichkeit hinzugefügt werden.

Das Denken oder Urtheilen in Beziehung auf ein (durchs bloße Denken bestimmtes) Objekt überhaupt ist entweder nothwendig (nach dem Grundsatze des Widerspruchs), wenn nämlich das Prädikat oder sein Entgegengesetztes im Subjekte enthalten ist, oder möglich, wenn so wenig das eine, als das andere im Subjekte enthalten ist. Was soll aber hier wirklich heißen? Daß ich jetzt wirklich denke: a ist b, ist nicht das Denken: a ist wirklich b.

Das reelle Denken (nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit) ist nothwendig in Beziehung auf die Bestimmung oder das Bestimmte, welche ohne das Bestimmbare nicht gedacht werden kann, möglich, in Ansehung des Bestimmbaren, das so-

wohl

wohl ohne als mit der Bestimmung gedacht werden kann; wirklich in Beziehung auf das durchs Denken bestimmte Objekt.

Das Denken einer geraden Linie z. B. ist, in Beziehung auf die Möglichkeit des Geradeseyns (welches ohne Linie nicht möglich ist) nothwendig, in Beziehung auf Linie überhaupt aber, (die auch an sich möglich ist) bloß möglich; in Beziehung der, durch dieses Denken als Objekt bestimmten geraden Linie aber ist es wirklich.

Tafel der Formen und Kathegorien aus dem Begriffe des Denkens überhaupt deduzirt.

Formen.	Kathegorien.
Quantität.	**Quantität.**
Einheit.	Einheit.
Vielheit.	Vielheit.
Allheit.	Allheit.
Qualität.	**Qualität.**
Bejahung. (das Gegebenseyn im Verhältnisse der Bestimmbarkeit.)	Realität (der gegebenen Bestimmung.)
Verneinung. (das Gegebenseyn in einem, dem Verhältnisse der Bestimmbarkeit entgegen gesetzten Verhältnisse.)	Negation (der dadurch ausgeschlossenen Bestimmungen.)
Unendlichkeit. (das Gegebenseyn in keinem Verhältnisse der Bestimmbarkeit.)	Limitation (des Bestimmbaren.)

Rela-

Relation.	**Relation.**
Substanz und Akzidens.	Gegenstand des Bewußtseyns an sich, und Gegenstand des Bewußtseyns durch jenen.
Wechselbestimmung. (zwei Akzidenzen einer Substanz, die sich einander wechselseitig voraussetzen oder ausschließen.)	Wechselbestimmung.
Modalität.	**Modalität.**
Nothwendigkeit und Unmöglichkeit. (wenn das Prädikat oder sein Entgegengesetztes im Begriffe des Subjekts enthalten ist.)	Nothwendigkeit. (das Bestimmbare in Beziehung auf die Bestimmung)
Möglichkeit. (Wenn so wenig das Prädikat als sein Entgegengesetztes im Begriffe des Subjekts enthalten ist.)	Möglichkeit. (die Bestimmung in Beziehung auf das Bestimmbare.)
	Wirklichkeit. (Darstellung des aus dem Bestimmbaren und der Bestimmung bestehenden Objekts.)

Aus dieser Tafel ersieht man, daß die Kathegorien sowohl als die Formen der Quantität aus dem Begriffe des Denkens eines Objekts überhaupt hergeleitet werden, und daher in der Logik und in der Transzendentalphilosophie einerlei Bedeutung haben. Die Kathegorien der Qualität hingegen haben in der Logik (als bloße Formen) eine bloß relative (im Verhältnisse vom Prädikat zum Subjekt gegründete) in der Transzendentalphilosophie aber (als Kathegorien) eine absolute (im Verhältnisse zum Bewußtseyn überhaupt gegründete) Bedeutung. Sowohl die Kathegorien der Quantität und die der Qualität, als die ihnen entsprechenden Formen, sind in beiden nach allen ihren Momen-

Momenten anzutreffen. Die Kathegorien der Relation, als bloße Formen von den Bedingungen ihres Gebrauchs abstrahirt, sind nur zwei Momente. Das erste ist die Form der kathegorischen, und das zweite die gemeinschaftliche Form der hypothetischen und disjunktiven Urtheile. Die eigentlich sogenannten (einseitigen) hypothetischen Urtheile, wo das Antecedens den Konsequens bestimmt, aber nicht umgekehrt, haben, wie ich schon gezeigt habe, keinen von den kathegorischen verschiedenen Gebrauch. Die wechselseitig hypothetischen Urtheile aber sind mit den disjunktiven gleichgeltend; z. B. anstatt des wechselseitig hypothetischen Urtheils: wenn a ist b, so ist es nicht c, nicht d, und umgekehrt: wenn a nicht c, nicht d ist, so ist es b, — kann dieses disjunktive Urtheil gesetzt werden: a ist entweder b, oder c, oder d. Beide können also unter dem Begriffe von Wechselbestimmung gebracht werden, nur daß in dem hypothetischen Urtheile Antecedens und Konsequens, in dem disjunktiven aber die sich ausschließenden Glieder in Wechselbestimmung stehen. Ja jenes Urtheil kann selbst kathegorisch ausgedrückt werden, nämlich: a welches b ist, ist nicht c, nicht d; a das nicht c oder d ist, ist b.

Ist aber der Konsequens eines wechselseitig hypothetischen Urtheils bejahend, so ist es nicht mit dem disjunktiven, sondern mit dem kathegorischen Urtheile gleichgeltend, z. B. anstatt dieses wechselseitig hypothetischen Urtheils: wenn eine Figur dreiseitig ist, so ist sie auch dreiwinklicht, und so auch umgekehrt, kann dieses kathegorische gesetzt werden: eine dreiseitige Figur hat drei Winkel, eine dreiwinklichte Figur hat drei Seiten u. d. gl.

In Ansehung der Modalität haben die Kathegorien ein Moment mehr als die Formen; nämlich Wirklichkeit, die keine logische, wohl aber eine transzendentale Bedeutung haben kann. Nothwendig ist in logischer Bedeutung dasjenige, dessen Entgegengesetztes einen Widerspruch enthält, und möglich das, was keinen Widerspruch enthält; was ist aber in logischer Bedeutung wirklich?

In transzendentaler Bedeutung hingegen ist das Bestimmbare, als Bedingung von der Möglichkeit der Bestimmung, nothwendig. Die Bestimmung aber dem Bestimmbaren blos möglich. Das bestimmte Objekt aber ist wirklich.

Die besondern Momente der Modalität werden in einem jeden Urtheile auf folgende Art bestimmt: Ist die Bestimmung oder das Bestimmte Subjekt, und das Bestimmbare Prädikat des Urtheils, so ist dieses Urtheil nothwendig. Ist umgekehrt das Bestimmbare, Subjekt, und die Bestimmung oder das Bestimmte, Prädikat, so ist dieses Urtheil möglich. Ist aber das aus dem Bestimmbaren und der Bestimmung bestehende Objekt Subjekt, und die Aussage von seiner objektiven Realität Prädikat, so ist dieses Urtheil wirklich (assertorisch); z. B. ein Mensch ist nothwendig ein Thier; ein Thier kann Mensch seyn; ein Mensch ist ein reelles Objekt, u. d. gl.

Eilf-

Eilfter Abschnitt.

I.

Von der Deduktion der reinen Begriffe a priori.

Die Deduktion der reinen Begriffe a priori ist die Herleitung ihres rechtmäßigen Gebrauchs von bestimmten Gegenständen der Erkenntniß aus dem Begriffe von einem Gegenstand der Erkenntniß überhaupt.

Die Rechtmäßigkeit einen bestimmten Gegenstand einem Begriffe a priori zu subsumiren, braucht keine Deduktion, sondern bloß Beurtheilungsvermögen. Die Beurtheilung z. B., daß dieser Teller rund ist, braucht keine Deduktion ihrer Rechtmäßigkeit. Das Vermögen, den Teller mit dem Begriffe des Runden zu vergleichen, und ihn mit demselben als übereinstimmend zu erkennen, d. h. den Teller dem Begriffe des Runden zu subsumiren, oder überhaupt das Beurtheilungsvermögen, bestimmt diese besondere Beurtheilung als rechtmäßig.

Wir haben aber schon gesehen, daß überhaupt ein Prädikat einem Subjekte nur alsdann wirklich beigelegt werden kann, wenn es erst ausgemacht ist, daß es ein mögliches Prädikat dieses Subjekts ist, d. h. wenn das Subjekt das Bestimmbare, und das Prädikat eine mögliche Bestimmung desselben ist. Dieses Urtheil also: der Teller ist rund, findet bloß darum statt, weil der Teller, als ein sinnlicher äußerer Gegenstand, in Raum, und die

runde

runde Figur eine mögliche Bestimmung des Raumes ist. Würde hingegen der Teller ein Gegenstand seyn, der nicht im Raume ist, so könnte man nicht urtheilen: der Teller ist rund; nicht deßwegen, weil er eine dem Runden reell entgegengesetzte Bestimmung (viereckigt) hat, sondern weil in diesem Falle so wenig die runde Figur, als das derselben reell entgegengesetzte eine mögliche Bestimmung des Tellers seyn würde.

Nun haben wir reine Begriffe a priori, die wir bestimmten Gegenständen, als Prädikate, beilegen. Ehe wir also untersuchen, aus welchem Grunde wir diese Begriffe diesen bestimmten Gegenständen wirklich beilegen, müssen wir erst untersuchen, ob diese Begriffe mögliche Prädikate dieser Gegenstände sind? d. h. diese Begriffe erfordern, in Ansehung ihres möglichen Gebrauchs, eine Deduktion.

II.

Wir haben schon den Unterschied, zwischen logischen Objekten, Objekten des Denkens, gedachten Objekten, und den Verhältnissen zwischen Objekten gezeigt. Ein logisches Objekt ist alles das, wovon etwas prädizirt werden kann, sollte es auch bloß seyn, daß es mit sich selbst einerlei ist, oder daß es nicht zugleich seyn und nicht seyn kann. Ein Objekt des Denkens ist alles, was dem Denken auf eine bestimmte Art gegeben wird, (nicht erst

erst durchs Denken bestimmt wird). Ein gedachtes Objekt ist das, was zwar dem Denken auf eine bestimmte Art gegeben ist, aber durchs Denken erst näher bestimmt wird. Ein Verhältniß ist die bestimmte Art, wie durchs Denken, Objekte des Denkens gedachte Objekte werden. Aus der Erklärung dieser verschiedenen Funktionen des Bewußtseyns und ihrer Unterscheidung werden sich zugleich die Gründe für die Rechtmäßigkeit ihres Gebrauchs und die Regeln dieses Gebrauchs ergeben.

Wenn man von einem reellen (durch innere Merkmale sowohl vom Subjekt, als Objekt betrachtet, als von andern Objekten unterschiedenes) Objekt die innern Merkmale abstrahirt, und nur das zurückbehält, daß es überhaupt vom Subjekt durchs Bewußtseyn unterschieden, und darauf, als Objekt überhaupt, bezogen wird, so bleibt der Begriff eines logischen Objekts überhaupt übrig.

Abstrahirt man hingegen von einem reellen Objekt bloß das, was demselben durchs Denken hinzugethan war, und behält nicht bloß, daß es ein, vom Subjekt unterschiedenes und darauf bezogenes Objekt überhaupt, sondern daß es ein, durch innere Merkmale außer dem Denken (und vor demselben) bestimmtes und noch dazu durchs Denken bestimmbares Objekt ist, zurück, so bleibt der Begriff von einem Objekt des Denkens.

Diesen wiederum die durchs Denken hervorgebrach-

brachten Bestimmungen hinzugefügt, giebt den Begriff eines gedachten Objekts.

Die bestimmten Arten, Objekte überhaupt in einer Einheit des Bewußtseyns zu denken, und sie dadurch zu bestimmen, sind die, dem Denken a priori gegebenen (wenn schon das Subjekt sich derselben nicht immer bewußt ist) möglichen Verhältnisse zwischen Objekten überhaupt. Diese Verhältnisse sind, in Rücksicht auf die darin zu denkenden Objekte, Postulate des Denkens. (Jeder giebt zu, daß Objekte in diesen Verhältnissen zu einander gedacht werden können.) Aber auch diese Verhältnisse an sich machen ein bestimmtes Denken aus. Sie sind, wie schon gezeigt worden, bestimmte, aus Stoff und Form bestehende analytisch-synthetische Urtheile, deren wechselseitig sich auf einander beziehende Glieder den Stoff, und die Art wie sie sich auf einander beziehen die Form dieser Urtheile ausmachen.

Das Verhältniß von Ursache und Wirkung z. B. ist, in Rücksicht auf Objekte überhaupt, ein bloßes Postulat des Denkens, indem jeder zugeben wird, daß Objekte überhaupt, a und b, in diesem Verhältnisse zu einander gedacht werden können; daß wenn a gesetzt wird, auch b gesetzt werden muß, aber nicht umgekehrt. An sich aber ist dieses Verhältniß selbst ein bestimmtes, aus Stoff und Form bestehendes, Denken oder Urtheilen. Den Stoff oder das darin in einer Einheit des Bewußtseyns gedachte Mannigfaltige machen die, von einander verschiedenen, und sich wechselseitig auf einander beziehenden Begriffe von Ursache und Wirkung aus, und die Form ist die nothwendige Art, wie sie sich auf einander beziehen. Der Begriff von Ursache kann nicht ohne den Begriff von Wirkung, und auch umgekehrt, nicht gedacht werden.

Laßt uns nun sehen, wie wir diese, sich auf die allgemeinsten Funktionen des Erkenntnißvermögens beziehenden Erklärungen und Unterscheidungen gebrauchen, und unserer Kritik des Erkenntnißvermögens zum Grunde legen können.

III.

In Ansehung der Verhältnisse können und müssen zwei Fragen aufgeworfen werden: 1) Wie können diese blos möglichen, sich als solche auf Objekte überhaupt beziehenden Verhältnisse, von bestimmten Objekten wirklich gebraucht werden? 2) Wie können diese Verhältnisse, die, als Objekte betrachtet, mit den Objekten, worauf sie sich beziehen, in keinem zum Denken erforderlichen Verhältniß der Bestimmbarkeit stehen, dennoch in diesem Verhältnisse mit demselben gedacht werden?

Zur Beantwortung der ersten Frage, brauchen wir nur die Funktion des Beurtheilungsvermögens, die Subsumtion der Objekte unter Begriffen, als ein Faktum des Bewußtseyns, vorauszusetzen. Wir werden also diese allgemeinen Verhältnisse von bestimmten Objekten mit eben dem Rechte gebrauchen können, mit wel-

welchem wir sonst allgemeine Begriffe von bestimmten Objekten gebrauchen. Die Beantwortung der zweiten Frage hingegen erfordert eine Deduktion dieser allgemeinen Verhältnisse. Diese besteht darin, zu zeigen, daß diese allgemeinen Verhältnisse zwar nicht mit den Objekten selbst, worauf sie bezogen werden, aber dennoch mit etwas, das mit diesen Objekten im Verhältnisse der Bestimmbarkeit stehet, gleichfalls in diesem Verhältnisse stehen.

Ich habe schon bemerkt, daß die Subsumtion bestimmter Objekte unter allgemeinen Begriffen, als eine ursprüngliche Funktion des Beurtheilungsvermögens, keine Deduktion oder Beweis ihrer Rechtmäßigkeit erfordert. Dieses Urtheil also: Feuer ist die Ursache der Wärme, worin ich das Feuer, als bestimmtes Objekt, dem allgemeinen Verhältnisse von Ursache subsumire, beruht auf eben dem Grunde, als dieses Urtheil: der Teller ist rund, worin ich den Teller als bestimmtes Objekt, dem allgemeinen Begriffe des Runden subsumire.

Aber die Frage: ob ein bestimmtes Objekt einem allgemeinen Begriffe wirklich subsumirt werden soll? setzt eine andere Frage voraus: ob nämlich dieses Objekt diesem Begriffe subsumirt werden kann? Die Frage z. B.: ob dieser Teller wirklich rund sey, setzt die Frage voraus: ob dieser Teller rund seyn kann? und dieses könnte mit Recht bezweifelt werden, weil das Rundseyn mit dem Materiellen im Teller in keinem Verhältnisse der Bestimmbarkeit steht. Da aber der Raum die Form der äußeren Anschauungen ist, und sich uns nichts als Objekt außer uns darstellen kann, das nicht im Raum angeschauet werden soll, so braucht dieses Urtheil keinen weitern Beweis seiner Richtigkeit als daß man die Objektivität des Raumes, als Form der äußeren Anschauungen, darthut, und die runde Figur als eine mögliche Bestimmung des Raumes erkennt.

Eben so setzt die Frage: ob das Feuer wirklich die Ursache der Wärme ist? die Frage voraus: ob Ursache ein mögliches Prädikat des Feuers ist? Diese letzte Frage läßt sich nicht so leicht beantworten, weil wir nicht einsehen, wie der reine Begriff a priori von Ursache mit einem empyrischen Objekt überhaupt im Verhältniß der Bestimmbarkeit stehen kann?

Dieses erfordert also eine Deduktion. Wir müssen zeigen, daß, obschon der Begriff von Ursache unmittelbar mit einem empyrischen Objekt in keinem Verhältnisse der Bestimmbarkeit stehet, er doch mit etwas, was in dem empyrischen Objekte nothwendig anzutreffen ist, und vermittelst diesem mit dem empyrischen Objekte selbst in diesem Verhältnisse stehen kann. Was aber dieses etwas ist, soll bald gezeigt werden.

IV.

Die Frage: nach welchem Rechte wir die reinen Begriffe a priori von den möglichen allgemeinen Verhältnissen der Objekte von denselben wirklich gebrauchen können? zieht noch eine andere Frage nach sich, nämlich: ob wir sie wirklich von bestimmten Objekten gebrauchen? Die Beantwortung dieser Frage beruht darauf, daß wir zeigen, wie wir diese Begriffe gar nicht haben könnten, wenn wir sie nicht zugleich von bestimmten Objekten gebraucht hätten. Die Beantwortung jener Frage aber beruht darauf, daß wir zeigen, daß diese Begriffe zwar keine mögliche Bestimmungen der Objekte, wohl aber Bestimmungen von etwas, das den Objekten nothwendig ist, sind, und daß wir sie von diesem Etwas gebrauchen müssen, weil wir sonst keine Begriffe von Objekten überhaupt haben würden.

Die Methode in Beantwortung dieser Fragen ist also diese: Es ist ein Faktum des Bewußtseyns, daß wir Begriffe von Objekten außer unserm Subjekt haben. Eben so ist es ein Faktum des Bewußtseyns, daß wir diese reinen Begriffe a priori als Funktionen unseres Subjekts, im Besitze haben. Nun aber könnten wir uns nicht dieser Begriffe bewußt seyn, wenn wir sie nicht von Objekten wirklich gebrauchten. Wir gebrauchen sie aber von den Objekten nicht unmittelbar,

telbar, sondern blos als Prädikate von etwas, das ein nothwendiges Prädikat der Objekte ist. Aber eben dieses macht, daß wir sie nicht blos von Objekten gebrauchen können, sondern daß wir sie von ihnen, als solchen, sogar gebrauchen müssen.

Begriffe und Grundsätze a priori im engern Sinne sind solche, die vor der Erkenntniß des besondern Objekts von demselben prädizirt werden, weil sie sich auf ein Objekt überhaupt beziehen. Von dieser Art ist ohnstreitig der Grundsatz des Widerspruchs und der blos dadurch bestimmte Begriff von einem möglichen Dinge überhaupt. Aber dieser Grundsatz ist blos als Conditio sine qua non negativ, und setzt zu seinem Gebrauche, von reellen Objekten, positive (reelle Objekte bestimmende) Grundsätze voraus. Ab ist nicht a non b, setzt ab als ein reelles Objekt voraus; ist hingegen ab ein blos gedachter Begriff, dem kein reelles Objekt entspricht, so wird auch dieser Grundsatz von einem bloß gedachten Begriffe, aber nicht von einem reellen Objekte, gebraucht.

Es ist gleichfalls als Faktum des Bewußtseyns außer allem Zweifel, daß wir reelle Objekte bestimmende Begriffe und Grundsätze haben; z. B. die Begriffe von Einheit, Vielheit, Substanz, Akzidens, Ursache, Wirkung u. s. w. und die sich darauf beziehenden Grundsätze. Haben wir diese, so müssen wir sie auch von reellen Objekten gebrauchen, weil sie, nicht blos historisch betrachtet, sich gelegentlich bei ihrem Gebrauche entwickeln,

wickeln, sondern auch, ihrem Wesen nach betrachtet, erst durch ihren Gebrauch ihre Realität, als Gegenstände des Bewußtseyns an sich, erhalten, wie dieses nachher gezeigt werden soll. Damit sind die ersten zwei Fragen beantwortet.

Nun bleiben noch die andern zwei Fragen übrig, nämlich mit welchem Rechte wir sie nach dem von uns festgesetzten Grundsatze der Bestimmbarkeit, von Objekten, die unmittelbar mit ihnen nicht in diesem Verhältnisse stehen, gebrauchen können? Da wir sie ferner von allen erkennbaren Objekten gebrauchen, so ist dieses eine Anzeige, daß wir sie von erkennbaren Objekten überhaupt gebrauchen müssen. Die zweite Frage ist also: aus welchen Gründen wir diese Nothwendigkeit herleiten können?

Die Beantwortung der ersten Frage ist diese: die Begriffe und die sich darauf beziehenden Grundsätze a priori stehen zwar nicht unmittelbar, aber dennoch mittelbar mit den Objekten im Verhältnisse der Bestimmbarkeit. Die Form aller reellen Objekte, in so fern ihnen Anschauungen zum Grunde liegen müssen, ist die Vorstellung der Zeit. Diese Begriffe und Grundsätze aber sind mögliche Zeitbestimmungen; folglich sind sie auch mittelbar mögliche Bestimmungen der Objekte selbst.

Die Beantwortung der zweiten Frage beruht darauf, daß wir zeigen, wie wir ohne diesen Gebrauch zwar reelle Objekte des Anschauens, aber keine reellen Objekte des Denkens haben könn-

ten, die wir doch haben. Die Beantwortung der ersten Frage heißt die Deduktion der reinen Begriffe a priori (im engern Sinne), welche Deduktion einem Beweise in so fern ähnlich ist, daß, so wie durch diesen, die Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat in dem zu beweisenden Satze, (die nicht unmittelbar eingesehen werden kann), mittelbar gezeigt wird, eben so ist es auch mit jener beschaffen, nur mit dem Unterschiede, daß der Beweis formell, nach dem Satze des Widerspruchs, unsere Deduktion hingegen transzendental, nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit, geführt wird.

V.

Deduktion im engern Sinne.

Lehrsatz. Die sich auf reelle Objekte überhaupt beziehenden reinen Begriffe a priori sind mögliche Bestimmungen von den möglichen Zeitbestimmungen.

Beweis. Die Kathegorien sind nicht bloß denkbare (wie die logischen Formen), sondern erkennbare Verhältnisse zwischen Objekten. Nun aber stehen die Kathegorien in keinem unmittelbaren Verhältnisse der Bestimmbarkeit mit den Objekten, wovon sie gebraucht werden. Sie müssen also in einem mittelbaren Verhältnisse der Bestimmbarkeit mit denselben stehen. Die Zeit unter ihren möglichen Bestimmungen (Zugleichseyn, Folge, Dauer)

Dauer) ist die Form der, dem Denken gegebenen, Anschauungen. Können wir also darthun, daß die Kathegorien mögliche Bestimmungen dieser Zeitbestimmungen sind, so wird dadurch auch zugleich dargethan, daß die Kathegorien mittelbar mögliche Bestimmungen der in der Zeit möglichen Objekte sind. Jenes aber wird auf folgende Art bewiesen. Die logischen Formen drücken ein nothwendiges Verhältniß in Ansehung der Denkbarkeit zwischen Subjekt und Prädikat aus. Dadurch wird auch das Verhältniß in Ansehung des Daseyns der Objekte, worauf sie sich beziehen, in der Zeit bestimmt; zwar gilt dieses nicht auch umgekehrt, daß nämlich, wenn ein Verhältniß zwischen den Objekten, in Ansehung ihres Daseyns in der Zeit gegeben ist, dadurch auch ihr Verhältniß in Ansehung der Denkbarkeit bestimmt werden soll; Aber dennoch wird durch das gegebene Verhältniß in Ansehung des Daseyns, das Verhältniß in Ansehung der Denkbarkeit als möglich erkannt.

Gesetzt wir hätten z. B. von Feuer und Wärme völlig bestimmte Begriffe, so daß wir aus ihrer Vergleichung unmittelbar einsehen könnten, wie Feuer der Grund der Wärme ist, und folglich, wenn jenes (logisch) gesetzt wird, auch diese gesetzt werden muß, so könnten wir daraus mit Gewißheit folgern, daß wenn Feuer als existirend (reell) gesetzt wird, auch Wärme als existirend (nach vorausgesetzten Bedingungen) gesetzt werden muß. Nun ist zwar umgekehrt der Fall nicht so, weil die Denkbarkeit die Existenz, die Existenz hingegen nicht die Denkbarkeit als noth-

nothwendig bestimmen kann. Wenn wir also in unserer Wahrnehmung finden, (wie es wirklich der Fall ist), daß immer (so weit unsre Erfahrung reicht) auf Feuer Wärme folgt, so können wir zwar daraus nicht schließen, daß Feuer den logischen (nothwendigen) Grund der Wärme enthält; aber wir können doch daraus so viel schließen, es sey möglich, daß das Feuer den (logischen) Grund der Wärme enthalte. Denn wenn alles, was auf eine gewisse Art denkbar ist, auf diese Art existiren muß, so muß einiges, was auf eine gewisse Art existirt, auf diese Art denkbar seyn.

Wir sehen also hieraus, wie der Begriff von Kausalität eine mögliche Bestimmung von Zeitfolge nach einer Regel ist.

Eben so kann eine Bestimmung ohne das Bestimmbare nicht gedacht werden, und folglich auch nicht ohne dieselbe existiren. Nun kann zwar etwas mit etwas anderm zugleich existiren, ohne daß es deßwegen als Bestimmung von diesem gedacht werden muß. Aber unter den Fällen, wie Dinge mit einander zugleich existiren, ist auch der Fall enthalten, daß das eine eine Bestimmung des andern ist, und folglich ohne dasselbe nicht seyn kann. Der Begriff der Inhärenz (der Akzidens in der Substanz) ist also eine mögliche Bestimmung des Zugleichseyns.

Eben so wird das Bestimmbare als das mit allen seinen möglichen, sich zu gleicher Zeit ausschließenden Bestimmungen verbundene, ge-

 dacht

dacht. Finde ich also ein Objekt in der Erfahrung, das mit mehrern andern wechselnden zugleich existirt, so kann ich deßwegen nicht schließen, daß es mit ihnen im Verhältniß der Bestimmbarkeit stehet, wohl aber, daß es mit ihnen in diesem Verhältnisse stehen kann. Man siehet also hieraus, wie Inhärenz eine mögliche Bestimmung des Zugleichseyns ist; und eben dieses kann auch von allen übrigen Kathegorien bewiesen werden.

VI.

Grundsätze des reellen Denkens.

1. Ein gedachtes reelles Objekt ist nur durch den Gebrauch der Kathegorien von Anschauungen möglich.

Beweis. Ein reelles Objekt des Erkenntnißvermögens überhaupt (im Gegensatze vom Subjekt) ist dasjenige in einer jeden reellen Erkenntniß, was durchs Bewußtseyn vom Subjekt unterschieden und darauf bezogen wird. Ein reelles gedachtes Objekt ist das, was nicht nur durch innere Merkmale an sich, sondern auch durchs Denken im Verhältnisse zu einem andern reellen Objekt bestimmt wird. Ohne die absolute Bestimmung durch innere Merkmale an sich, würde es zwar ein gedachtes, aber kein reelles, und ohne die relative Bestimmung im Verhältnisse zu einem andern reellen Objekte würde es ein reelles, aber kein gedachtes Objekt seyn.

seyn. Beide sind also zur Möglichkeit eines gedachten reellen Objekts nothwendig.

Die Kathegorien sind Funktionen des Denkens in Beziehung auf reelle Objekte. Sie sind gedachte Verhältnisse zwischen reellen Objekten, aber keine reellen Objekte selbst. Ihre, sich auf einander beziehenden Glieder (z. B. Ursache und Wirkung) bestimmen einander wechselsweise, keines derselben aber wird absolut (an sich) bestimmt.

Die angeschauten Objekte sind zwar (da der sinnliche Stoff der Anschauungen absolut bestimmt ist) reelle, aber (vor dem Denken derselben durch die Kathegorien) keine gedachten Objekte. Also nur durch den Gebrauch der Kathegorien von sinnlichen Anschauungen ist ein gedachtes reelles Objekt möglich.

2) Die dem gedachten Objekte zum Grunde liegenden Anschauungen müssen eine Quantität haben.

Beweis. Anschauungen enthalten etwas Materielles, (sich auf Empfindung beziehendes), wodurch bloß der durch sie verursachte Zustand des Subjekts, und etwas Formelles, wodurch das respektive Objekt, worauf sie sich beziehen, vorgestellt wird. Die Formen der Anschauungen aber sind, wie schon gezeigt worden, Zeit und Raum, welche das Objektive in den Anschauungen ausmachen. Zeit und Raum aber können nur durch die Kathegorie der Quantität vorgestellt werden, folglich müssen auch alle Anschauungen, deren For-

men sie sind, durch die Kathegorien der Quantität vorgestellt werden, d. h. sie müssen eine Quantität haben.

3. Ein jedes reelles Objekt des Denkens hat entweder eine absolute (nicht bloß logische) Realität oder eine absolute Negation, oder keines von beiden zur Folge.

Beweis. Das als Objekt des Denkens gegebene Mannigfaltige stehet entweder im Verhältnisse der Bestimmbarkeit, oder nicht. Im ersten Falle sind die Bestimmungen dem Bestimmbaren immer koordinirt. Die Bestimmungen unter einander aber können sowohl koordinirt als subordinirt seyn, und im ersten Falle können sie direkte oder umgekehrt koordinirt seyn, d. h. eine jede kann mit der reell entgegengesetzten von der andern direkte koordinirt seyn. Subordinirte Bestimmungen haben immer eine absolute Realität (das dadurch bestimmte Objekt) zur Folge. Direkte koordinirte Bestimmungen haben gleichfalls eine Realität zur Folge; dahingegen umgekehrt koordinirte Bestimmungen einander wechselseitig aufheben, und also eine Negation (Aufhebung eines reellen Objekts) zur Folge haben.

Stehen hingegen die gedachten Bestimmungen in gar keinem Verhältniß der Bestimmbarkeit mit dem Bestimmbaren, so haben sie keines von beiden zur Folge. Das Denken derselben als Bestimmungen ist alsdann ganz willkührlich, und hat keinen objektiven Grund.

4. Das

4. Das Bestimmbare muß als durch die Bestimmungen unveränderlich d. h. als unter allen seinen möglichen Bestimmungen mit sich selbst einerlei gedacht werden.

Beweis. Dieses folgt unmittelbar aus dem Begriffe der Bestimmbarkeit.

5. Ein jedes Bestimmbare muß durch mehr als eine Bestimmung bestimmbar seyn, wenn durch die gedachte Bestimmung ein neues, vom Bestimmbaren verschiedenes Objekt bestimmt werden soll.

Beweis. Wenn das Bestimmbare nur durch eine einzige Bestimmung bestimmbar wäre, so müßte diese entweder im Begriffe, oder in der Konstrukzion des Bestimmbaren enthalten seyn. In beiden Fällen würde durch diese Bestimmung kein neues, von dem Bestimmbaren verschiedenes, Objekt bestimmt werden. Das Bestimmbare muß also durch mehr als eine Bestimmung bestimmbar seyn, wenn durch die Bestimmung ein neues von dem Bestimmbaren verschiedenes Objekt bestimmt werden soll.

6. Ein jedes Bestimmbare kann nur durch eine unmittelbar subordinirte Bestimmung auf einmal bestimmt werden.

Beweis. Verschiedene Verbindungen, so wie alle verschiedene Gegenstände des Bewußtseyns überhaupt, können nicht zugleich im Bewußtseyn

seyn statt finden. Die *Verbindung* des *Bestimmbaren* mit der ihr *unmittelbaren* *Bestimmung* ist von der *Verbindung* dieser als das *Bestimmbare* gedachte mit der ihr *subordinirten* *Bestimmung* verschieden. Beide können daher nicht (intuitiv) *auf einmal* im *Bewußtseyn* statt finden. Dieses ist nur *symbolisch* möglich, d. h. bei der zweiten *Verbindung* muß die erste nicht *vorgenommen*, sondern als *schon vorgenommen*, *symbolisch* vorgestellt werden. Dieses ist auch das Verfahren der *Vernunft* im *Schließen*, wie schon oben gezeigt worden ist.

Sollte jemand diesem entgegen setzen zu können glauben, daß wir doch Beispiele von *Objekten* haben, die durch *mehr* als eine *Bestimmung* bestimmt sind. Z. B. ein gleichschenklicht rechtwinklichtes Dreieck, wo das Gleichschenklichtseyn und das Rechtwinklichtseyn *koordinirte* *Bestimmungen* des Dreiecks sind u. d. gl. dem dient zur Antwort, daß in diesem und dergleichen Beispielen in der That keine *mehrere* *demselben* *Bestimmbaren* *koordinirte* *Bestimmmungen* anzutreffen sind. Das Gleichseitigseyn ist eine *Bestimmung* der Seiten, und das Rechtwinklichtseyn eine *Bestimmung* des Winkels, sie sind also nicht in *demselben* *unmittebar* *Bestimmbaren*, sondern in dem *mittelbar* *Bestimmbaren* (dem Dreiecke) *koordinirt*.

7. Ein jedes *gedachtes reelles Objekt* muß einem Grund entweder *in sich* selbst oder in einem *andern reellen Objekt* haben.

Be-

Beweis. Zur *Möglichkeit* eines *reellen* *Objekts* ist der *Mangel* des *Widerspruchs* nicht hinreichend, sondern diese *Möglichkeit* muß durch *Konstrukzion* dargethan werden. Diese *Konstrukzion* ist entweder *an sich* möglich, oder sie setzt eine *andere* voraus. Ein Zirkel kann an sich konstruirt werden; ein gleichseitiges Dreieck hingegen kann nicht *an sich*, sondern durch den Zirkel konstruirt werden.

8. Alle *mögliche* *Objekte* des *reellen* *Denkens* die in einander gegründet sind, sind *wechselsweise* in einander gegründet.

Beweis. Die *Objekte* die in einander gegründet, sind einander *subordinirt*. Das Subordinirte setzt zu seiner *Möglichkeit* dasjenige dem es *subordinirt* ist, d. h. das *Bestimmte* setzt das *Bestimmbare* voraus. Dieses ist zwar *an sich* möglich; da aber zur *Möglichkeit* des *Bestimmbaren* an sich das mitgehört, daß es durch die gegebene *Bestimmung* bestimmbar ist, so ist auch in so fern das *Bestimmbare* in der *Möglichkeit* des durch diese Bestimmung *Bestimmten* gegründet. Die *Möglichkeit* eines rechtwinklichten Dreiecks z. B. setzt die Möglichkeit eines Dreiecks überhaupt, als *Objekt*, voraus. Jenes ist also in diesem gegründet. Ein Dreieck ist zwar überhaupt *an sich* möglich, da aber in seinem *vollständigen* *Begriff* das mitgehört, daß es durchs Rechtwinklichtseyn *bestimmbar* ist, und ohne diese Bestimmung das Dreieck nicht seyn würde, was es ist, so ist auch in so fern die *Mög-*

lich

lichkeit des Dreiecks in der Möglichkeit eines rechtwinklichten Dreiecks gegründet.

VII.

Resultat der Kritik des Erkenntnißvermögens.

Die Formen der Urtheile sind, als Postulate des Denkens in Beziehung auf Objekte überhaupt, bloß möglich. Die Kathegorien d. h. diese Formen, in Ansehung ihres Gebrauchs durch Bedingungen der Bestimmbarkeit eingeschränkt, können von den durch diese Bedingungen erkennbaren Objekten nur unter der Voraussetzung gebraucht werden, daß das erkennbare Verhältniß der Bestimmbarkeit in dem logischen Verhältniß der Formen, und dieses in dem Realverhältnisse der Objekte, gegründet ist.

Die Kathegorien können also nicht von Dingen an sich gebraucht werden, weil diese, da sie durch keine innere Merkmale, sondern bloß durch die Kathegorien gedacht werden, nicht im Verhältnisse der Bestimmbarkeit erkannt werden können. Von Erscheinungen, da diese in gedachtem Verhältniß erkennbar sind, können zwar die Kathegorien gebraucht werden; ob sie aber wirklich gebraucht werden, bleibt noch immer zweifelhaft. Dieses ist der Grund meines Skeptizismus.

Kant nimmt den wirklichen Gebrauch der Kathegorien von empyrischen Objekten als ein unbe-

zweifeltes Faktum an. Dieses sucht er durch Beispiele darzuthun. Wir urtheilen z. B. das Feuer erwärmt den Stein, wo es nicht heißt: das Feuer gehet vorher, und die Wärme des Steins folgt darauf, (welches eine bloße Wahrnehmung, aber kein Urtheil wäre) sondern das Feuer ist Ursache von der Erwärmung des Steins u. d. gl.

Laßt uns dergleichen Beispiele näher beleuchten. 1) Zugegeben, daß wir von der hypothetischen Form der Urtheile, wie sie die Logik darstellt, einen Begriff haben: wie kann eine allgemeine sich auf Objekte überhaupt beziehende bloß mögliche Form von bestimmten Objekten wirklich gebraucht werden? Ich weiß, daß Objekte überhaupt in diesem Verhältnisse stehen können, woher weiß ich aber, daß das Feuer und die Wärme des Steines unter diese Objekte gehören? Durch das Schema, weil das Feuer immer (so weit unsere Erfahrung reicht) vorhergehet und die Wärme darauf folgt. Aber wie kann die in Beziehung auf die Existenz dieser Objekte wahrgenommene Regel in der Zeitfolge den Grund einer, in Beziehung auf ihre Denkbarkeit, nothwendigen Regel abgeben? Stünden diese Objekte in diesem logischen Verhältnisse, müßten sie freilich auch wirklich nach dieser Regel in der Zeitfolge existiren. Es folgt aber daraus nicht, daß es auch umgekehrt wahr ist. Wir müssen also voraussetzen, daß die Existenz nach dieser Regel in der Zeitfolge, in dem logischen Verhältniß worinn die Objekte mit einander stehen, gegründet ist. Aber hier kehrt wieder die Frage zurück: woher wissen wir,

wir, daß diese Objekte in diesem logischen Verhältniß mit einander stehen?

Mein Skeptizismus gründet sich also auf dieses zweihörnichte Dilemma. Entweder ist das Faktum an sich (daß wir die Form der hypothetischen Urtheile von empyrischen Objekten gebrauchen) falsch, und die angeführten Beispiele beruhen auf Täuschung der Einbildugskraft, wie ich schon mehreremal gezeigt habe, die Kathegorien haben alsdann gar keinen Gebrauch; oder es ist an sich wahr, und dann hat es keinen erkennbaren Grund, und die Kathegorien bleiben nach ihrer mühsamen Deduktion und Schematismus, wie vor, bloße Formen die keine Objekte bestimmen können.

Die erste Frage kann juristisch durch quid facti? und die zweite durch quid juris? ausgedrückt werden. Wir haben so wenig gedachte Objekte der Erfahrung als sich darauf beziehende Urtheile in genauem Sinne genommen. Ich läugne (oder wenigstens bezweifele) sowohl den transzendentalen als den empyrischen Gebrauch der Kathegorien. Jenen, weil Dinge an sich in keinem zu diesem Gebrauche erforderlichen erkennbaren Verhältniß der Bestimmbarkeit stehen. Diesen, weil das an empyrischen Objekten wahrgenommene Zeitverhältniß nicht dieses Verhältniß der Bestimmbarkeit ist.

Dahingegen gestehe ich den Gebrauch der Kathegorien von zwar sinnlichen, aber dennoch nicht empyrischen Objekten der reinen Mathematik zu, weil ich hier dieses, ihren Gebrauch bestim-

stimmende Verhältniß wirklich finde. Ein Dreieck ist ein gedachtes reelles Objekt, weil das Subjekt (Raum) mit dem Prädikat (drei Linien) in dem Verhältniß der Bestimmbarkeit mit einander stehen, indem Raum auch an sich, Linien hingegen ohne Raum nicht gedacht werden können. Ich brauche hier nicht dieses Verhältniß erst durch eine Regel in Ansehung der Zeit (daß der Raum, er mag bestimmt seyn auf welche Art es sey, immer unveränderlich bleibt) darzuthun, wie es mit den empyrischen Objekten der Fall ist; wie ich schon im Vorhergehenden umständlich gezeigt habe.

VIII.

Verhältniß dieser Theorie des Erkenntnißvermögens zur Kantischen Kritik der reinen Vernunft.

Die Kritik der reinen Vernunft hat die zwei ersten der von uns in Ansehung der synthetischen reinen Erkenntniß a priori aufgeworfenen vier Fragen, dadurch aufgelöst, daß sie den Gebrauch dieser Erkenntniß von empyrischen Objekten, als Faktum des Bewußtseyns, durch viele Beispiele darthut. Die dritte Frage hat sie durch ihr Schematismus, und die vierte dadurch aufgelöst, daß sie unmittelbar aus dem Begriff eines reellen Objekts des Denkens, dessen Gebrauch von empyrischen Objekten sie gleichfalls als Faktum des Bewußtseyns voraussetzt, den nothwendigen Gebrauch dieser Erkenntniß beweist.

Wir lösen die ersten zwei Fragen dadurch auf, daß wir den Gebrauch dieser Erkenntniß nicht von empyrischen, sondern von reellen Objekten (der Mathematik a priori darthun. Die dritte Frage (die unserer Erklärung nach selbst in Beziehung auf diese Objekte statt findet) lösen wir nach dem von uns festgestellten Grundsatz der Bestimmbarkeit auf, wodurch denn auch die vierte Frage in Ansehung der reellen Objekte a priori aufgelöst wird. In Ansehung der empyrischen Objekte hingegen findet sie, unserm skeptischen Systeme zufolge, gar nicht statt, weil wir den Gebrauch der synthetischen reinen Erkenntniß a priori von empyrischen Objekten in Zweifel ziehen. Die übrigen Näherungen oder Abweichungen unsrer Theorie von der Kritik der reinen Vernunft werden sich aus nachfolgender Prüfung einer zum Behuf einer dogmatischen gebrauchten skeptischen Theorie von selbst ergeben.

Auf die Frage: haben wir synthetische Erkenntniß a priori die sich dennoch auf empyrische Objekte bezieht? antwortet Kant: allerdings; und führt zu diesem Behuf Beispiele sowohl aus der Mathematik als aus der Naturwissenschaft an. Ich aber antworte hierauf: wir haben zwar synthetische Erkenntniß a priori, weil wir sie in der That von den Objekten der Mathematik gebrauchen, wir gebrauchen sie aber nicht von den empyrischen Objekten.

Auf die Frage: mit welchem Recht wir diese Erkenntniß, die sich auf reelle Objekte überhaupt bezieht, von bestimmten Objekten gebrauchen können? antwortet Kant durch das Schematismus unter Bestimmungen der nothwendigen Form der Anschauung. Ich nehme gleichfalls diesen Schematismus an, entwickle aber denselben aus dem Grundsatze der Bestimmbarkeit.

Auf die Frage: aus welchem Grunde wir diese Erkenntniß von empyrischen Objekten gebrauchen müssen? antwortet Kant, weil wir sonst keine gedachte empyrische Objekte haben könnten, wie wir doch haben. Ich bezweifele hingegen das Faktum, daß wir nämlich gedachte empyrische Objekte haben und beantworte diese Frage blos hypothetisch.

Reflexionsbegriffe.

Die Formen der Urtheile können noch vor ihrem Gebrauche von gegebenen Objekten auf verschiedene Arten näher bestimmt gedacht werden. Die Formen, als das Bestimmbare, können auch an sich, ohne die Bestimmungen, diese hingegen nicht ohne jene, gedacht werden. Im wirklichen Urtheilen aber verhält es sich umgekehrt. Die Bestimmungen der Formen müssen, als der Grund ihres Gebrauchs von den gegebenen Objekten, durch Reflexion über die besondere Erkenntnißart, worin dieser Grund statt findet, den Formen selbst in der Reflexion vorausgehen. Die möglichen Bestimmungen der Formen heißen daher Reflexionsbegriffe.

Die Form der bejahenden Urtheile: a ist b, läßt unbestimmt, ob a mit b völlig identisch, oder zum Theil einerlei, oder ob a mit b im Verhältniß der Bestimmbarkeit stehe, u. d. gl. Bejahung kann als das, allen diesen besondern Arten der Bejahung gemeinschaftliche, auch an sich ohne die besondere Bestimmung, gedacht werden. Dahingegen die besondere Bestimmung der Einerleiheit, z. B. Bejahung überhaupt voraussetzt. Denn sobald als ich a mit b einerlei denke, so bejahe ich sie von einander. Im wirklichen Urtheilen aber geht die besondere Bestimmung der Bejahung derselben voraus. Denn ehe ich a von b bejahe, muß ich wissen, warum und in welcher Rücksicht ich bejahe, sonst wäre mein Urtheil ohne Grund.

Laßt uns also diese Reflexionsbegriffe genauer betrachten.

1) Einerleiheit und Verschiedenheit. Wenn dem reinen Verstande ein Gegenstand, durch die Kathegorien der Quantität und Qualität gedacht, darstellbar wäre, so würde derselbe, wenn er auch mehrere Male gedacht würde, nicht viele, sondern nur ein Ding seyn. Ist er hingegen bloß als Erscheinung durch die Formen der Sinnlichkeit darstellbar, so kann er dem Begriffe nach durch die Kathegorien bestimmt, mit sich selbst einerlei, und dennoch durch seine Darstellung zu verschiedenen Zeiten oder in verschiedenen Orten, als viele gedacht werden. So können zwei Tropfen Wasser der Qualität und Quantität nach ähnlich und gleich, und dennoch numerisch verschieden seyn, dadurch daß sie in verschiedenen Orten angeschauet werden. Weil Leibnitz

nitz die Erscheinungen für Dinge an sich selbst hielt, in deren Vorstellung die Sinnlichkeit eine gewisse Verworrenheit verursacht, die der Verstand durch Entwickelung ihrer Begriffe wegschaffen muß, so entstand sein Satz des Nichtzuunterscheidenden (principium identitatis indiscernibilium), nach welchem es in der Natur nicht zwei völlig ähnliche und gleiche Dinge geben kann, obgleich die Sinnlichkeit es zu glauben verleitet. Wenn der Verstand von seinen Kathegorien einen andern als bloß empyrischen Gebrauch (Anwendung derselben auf sinnliche Anschauungen) machen könnte, so würde auch dieser Satz in der That wahr seyn. Da aber die Kathegorien bloß durch Anwendung auf sinnliche Erscheinungen ihre objektive Realität erhalten, ohne welche sie gar keine Bedeutung haben, so ist dieser Satz nicht allgemein wahr. So weit Kant.

Ich würde aber hierauf statt Leibnitz erwiedern, daß nach meiner V. und VI. Betrachtung (132-136) die Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse in Zeit und Raum in der Verschiedenheit der innern Beschaffenheit gegründet seyn muß. Diesem zufolge kann es in der That keine zwei ähnliche und gleiche Dinge geben, die in verschiedenen Orten seyn sollten. Zwei Tropfen Wasser würden nicht in zwei Orten erscheinen, wenn sie nicht ihrer innern Beschaffenheit nach verschieden wären, und es ist der Unvollständigkeit unserer Begriffe von denselben beizumessen, wenn wir diese Verschiedenheit nicht einsehen können. Diesem zufolge ist Leibnitzens Satz allgemein (selbst von Erscheinungen) wahr.

2) Einstimmung und Widerstreit. Das Bestimmbare und seine Bestimmung werden in Einstimmung (zur Hervorbringung eines reellen Objekts); sich zu gleicher Zeit ausschließende, eben demselben Bestimmbaren mögliche Bestimmungen aber werden im Widerstreite gedacht. Stehet hingegen Subjekt und Prädikat in gar keinem Verhältnisse der Bestimmbarkeit, so werden sie (durch ein unendliches Urtheil) so wenig in Einstimmung als in Widerstreit gedacht.

3) Das Innere und Aeußere. Merkmale wodurch ein Objekt an sich, ohne Beziehung auf ein anderes Objekt, bestimmt wird, sind innere; dahingegen sind die Merkmale, wodurch ein Objekt bloß im Verhältniß zu einem andern Objekt bestimmt wird, äußere Merkmale. Daß z. B. eine Linie gerade ist, ist ein inneres, daß aber eine gegebene Linie parallel läuft, ist ein äußeres Merkmal.

4) Materie und Form. Das Bestimmbare in einem Objekte ist die Materie, und die Bestimmung die Form desselben. Die Materie wird zur Möglichkeit der Form vorausgesetzt. Dieses beruht auf dem Grundsatze der Bestimmbarkeit. In einem Dreiecke z. B. ist Raum überhaupt die Materie, die Einschließung in drei Linien aber die Form.

In Ansehung der empyrischen Objekte wird, nach Kant, die Form der Materie vorausgesetzt; Raum z. B. wird jedem empyrischen Objekt vorausgesetzt. Meiner Meinung nach hingegen ist es zweifelhaft, weil nach der V. und VI. Betrachtung Raum nicht als Form

Form der sinnlichen Objekte überhaupt, sondern bloß als Form ihrer Verschiedenheit bestimmt wird. Diese Verschiedenheit muß also in den sinnlichen Objekten ihrer Vorstellung im Raum vorausgesetzt werden.

Ueberhaupt bemerke ich, daß Kant Materie und Form in ganz entgegengesetzter Bedeutung nimmt, als alle Philosophen vor ihm. Nach diesen ist Materie das Allgemeine, und Form das Besondere in einem Objekte, wodurch es dieses, von allen übrigen verschiedenes Objekt ist. Nach Kant hingegen ist es gerade umgekehrt: Form ist das Allgemeine, und Materie der besondere Stoff in einem gegebenen Objekte; dieses bildlich vorgestellt, muß man sich den Stoff als eine flüssige Materie, welche die Form eines jeden Gefäßes annimmt, und in jeder Form unveränderlich bleibt, vorstellen. Nach Kant hingegen stelle man sich die besondern Stoffe als verschiedene weiche Materien vor, die eben dieselbe Form eines Petschafts annehmen müssen. Die im Petschaft enthaltene Form ist also die Bedingung a priori von der in diesen Materien eingedrückten Form. Eben so ist die im Erkenntnißvermögen gegründete Form, in Beziehung auf Objekte einer Erkenntnißart überhaupt, die Bedingung a priori von den Objekten dieser Erkenntnißart.

Zwölfter Abschnitt.

Funktionen der reinen Vernunft, und der daraus entspringende Schein.

Die Vernunft ist das Vermögen zu schließen; sie setzt also zur Realität ihres Gebrauchs den Verstandsgebrauch und seine Bedingungen voraus. Wie weit die Vernunft im Schließen progressiv oder regressiv gehen muß, ist durch diese Funktion unbestimmt. Der Schein der dogmatischen Philosophie bestehet darin, daß sie die Funktion der Vernunft, sowohl formaliter als materialiter; der Schein der kantischen Philosophie aber darin, daß sie die Funktion der Vernunft zwar nicht materialiter, wohl aber formaliter, über ihre Gränzen ausdehnt. Darauf beruht unsere nachfolgende Dialektik des transzendentalen Scheines.

Die Vernunft ist das Vermögen zu schließen, oder mittelbar zu urtheilen. Die Objekt bestimmenden Urtheile beruhen auf der Einsicht des Verhältnisses der Bestimmbarkeit zwischen gegebenen Objekten; sie setzen also diese Objekte voraus. Die Schlüsse beruhen auf der mittelbaren Einsicht in diesem Verhältniß. Sie setzen also die Urtheile und ihre Bedingungen voraus. Der Fehler der dogmatischen Philosophie besteht darin, daß sie durch Vernunftschlüsse die ganze Reihe der zu einem gegebenen Schlußsatze erforderlichen Bedingungen, und folglich auch die letzte unbedingte Bedingung dieser Reihe zu bestimmen sucht. Sie fehlt also erstlich formaliter, indem in der bloßen formalen Funktion der Vernunft, die Allheit der Bedingungen nicht enthalten ist. Die formale Funktion der Vernunft bestehet bloß darin, daß sie Urtheile verbindet, und dadurch ein neues Urtheil bestimmt. Wie weit sie dieses treiben soll, bleibt in dieser Funktion unbestimmt. Zweitens erstreckt sich ihr Gebrauch materialiter blos auf Objekte, die in dem Verhältniß der Bestimmbarkeit gegeben sind. Die Dogmatiker glauben dadurch Objekte zu bestimmen, die gar nicht in diesem Verhältniß gegeben werden können. Die Kantianer weichen zwar diesem letzten Fehler glücklich aus, indem sie die Vernunft blos auf den Erfahrungsgebrauch einschränken, verfallen aber dennoch in den ersten Fehler, indem sie das Dringen auf Totalität der Bedingungen nicht, wie es sich wirklich damit verhält, als einen bloßen Naturtrieb nach der höchsten Vollkommenheit, sondern als die der Vernunft eigenthümliche Form betrachten, wie dieses alles in der Folge umständlich gezeigt werden soll.

Die Form der Erkenntniß läßt ihren Umfang unbestimmt. Die Form ist also von jedem gegebenen Umfange der Erkenntniß brauchbar. Dahingegen ein Umfang, der nicht gegeben werden kann, kein Umfang ist. Durch eine leicht zu erklärende Illu-

Illusion der Einbildungskraft wird ein Umfang, der nicht gegeben ist, mit einem Umfang, der nicht gegeben werden kann, und die Unbestimmtheit mit der Allheit des Umfangs verwechselt. Hieraus entspringen die sogenannten Ideen.

Kant läßt den platonischen Ideen, die bisher in der neuern Philosophie gänzlich vernachläßigt worden sind, zu viel Ehre wiederfahren. Sie entspringen, nach ihm, aus der Funktion der reinen Vernunft im Schließen. Erst schleichen sie sich bei ihm ganz unvermerkt ein. Sie sollen nicht von konstitutivem, sondern bloß von regulativem Gebrauche seyn. Nach und nach fangen sie an, immer eine größere Rolle zu spielen, bis sie endlich sich in die wichtigsten menschlichen Angelegenheiten mengen, und ihnen Gesetze vorschreiben.

Mit aller Hochachtung gegen diesen großen Lehrer der Philosophie, sehe ich mich gezwungen hierin von ihm abzuweichen.

Wenn es auch ein Vernunftgesetz ist, vom Bedingten zu seiner Bedingung, von dieser Bedingung, (wenn sie gleichfalls bedingt ist), zu der ihrigen, und so weiter bis zur letzten (unbedingten) Bedingung hinaufzusteigen, und folglich, wenn das Bedingte gegeben ist, die ganze Reihe der subordinirten Bedingungen und auch die letzte (unbedingte) Bedingung nothwendig vorauszusetzen, so ist doch dieses Vernunftgesetz, in Ansehung seines Gebrauchs, durch die Natur der gegebenen Reihe beschränkt; es kann nur alsdann gebraucht werden, wenn diese Reihe endlich ist. Ist sie hingegen unendlich, so hat das Vernunftgesetz, in diesem Falle, gar keinen Gebrauch, weil es nothwendig auf einen Widerspruch führt. Nun aber ist, nach Kant, die Vorstellung des letzten Gliedes nur alsdann eine Idee, wenn die Reihe unendlich ist, (denn sonst müßte er alle Axiomen und Grundsätze der Wissenschaften, welche die letzten Glieder der Reihen einander subordinirter Lehrsätze ausmachen, Ideen nennen); wie kann also diese Vorstellung in der Natur der Vernunft gegründet seyn, da sie die Form der Vernunft gerade aufhebt? Diese Vorstellung kann nicht anders als in der Natur der Einbildungskraft gegründet seyn, die eine Form von einem Objekt, worauf sie sich beziehen kann, auf ein anderes Objekt, worauf sie sich nicht beziehen kann, überträgt. Die Vernunft erklärt, in diesem Falle, diese Form für eine bloße Form ohne alle Brauchbarkeit, und die Vorstellung ihres Objekts für imaginär, so wie z. B. die imaginäre Wurzel $\sqrt{-a}$ in der Algebra.

Eine Reihe Zahlen zu denken, die nach einem Gesetze auf einander folgen, ist vernunftmäßig; durch dieses Gesetz aber wird bloß das Verhältniß der auf einander folgenden Glieder, nicht aber ihre Anzahl bestimmt. Man kann also so viele Glieder man will diesem Gesetze gemäß denken. Dieses Gesetz kann durch eine allgemeine Formel ausgedrückt werden und daraus kann wiederum, nach Regeln der Analytik, die Summe dieser Reihe, ihr letztes Glied u. s. w. gleichfalls durch eine allgemeine Formel ausgedrückt werden. Durch diese allgemeinen Formeln kann das letzte Glied

Glied einer jeden gegebenen Reihe gefunden werden. Diese Formel aber bestimmt bloß die Größe des letzten Gliedes in den Fällen, wo ein letztes Glied möglich ist. Die Fälle selbst aber, wo ein letztes Glied möglich ist, oder nicht, läßt sie unbestimmt.

Denkt man sich also eine unendliche Reihe, und will man durch die allgemeine Formel für das letzte Glied, dasselbe in diesem Falle bestimmen, so geräth man in einen Widerspruch. Das letzte Glied kann nicht = o seyn, weil es sonst mit dem vorletzten Gliede nicht in dem, durch das Gesetz dieser Reihe, bestimmten Verhältniß stehen könnte. Das letzte Glied kann nicht eine bestimmbare Größe seyn, weil es sonst, (da eine jede Größe theilbar ins Unendliche ist) nicht das letzte seyn würde, indem immer noch eine Größe gedacht werden kann, die mit demselben in diesem Verhältnisse stehet. Aber eben dieser Widerspruch in Ansehung der Bestimmung des letzten Gliedes, beweist, daß eine unendliche Reihe nie als vollständig gegeben und ein letztes Glied haben kann. Der Verstand, der das Gesetz dieser Reihe vorschreibt, wird hier, in Ansehung seines Gebrauchs, sowohl von der Sinnlichkeit als von der Vernunft beschränkt. Von der Sinnlichkeit dadurch, daß sie keine Unendlichkeit fassen, und folglich das Unendliche ihr nicht gegeben werden kann. Durch die Vernunft dadurch, daß sie zeigt, die Vorstellung des Unendlichen führe nothwendig auf einen Widerspruch. Die Verstandsregel, in so fern sie den Umfang ihres Gebrauchs unbestimmt läßt, ist an sich möglich. Die Vorstellung des letzten Gliedes einer unendlichen Reihe aber ist so wenig Produkt der Sinnlichkeit, als des Verstandes und der Vernunft. Die erste und die dritte enthalten gerade die Verneinung dieser Vorstellung, und der Verstand bejahet sie so wenig, als er sie verneinet. Diese Vorstellung hat bloß in der Einbildungskraft ihren Ursprung, die, nach den Gesetzen der Assoziation, die Vorstellung des letzten Gliedes, die in allen Reihen, außer der unendlichen, mit der Vorstellung der Reihe verknüpft ist, auch mit der unendlichen Reihe verknüpft, und diese Vorstellung ist in diesem Falle die hochgepriesene Idee.

Eben so ist die Vorstellung von der Summe aller möglichen Zahlen (der sich die Einbildungskraft nicht erwehren kann) bloß imaginair, deren Unmöglichkeit die Vernunft beweißt. Denn die Summe aller möglichen Zahlen muß selbst eine mögliche Zahl seyn (weil Summe nichts anders als eine Zahl, die andern Zahlen zusammen genommen gleich ist), sie muß also unter den zusummirenden Zahlen mitgerechnet werden, woraus folgen würde, daß das Ganze einem Theile gleich, und die Summe zugleich nicht die Summe sey. Dergleichen Beispiele ließen sich mehrere aus der Mathematik anführen.

Das Methodus indivisibilium, die unendliche Reihe, die Differentialrechnung u. d. gl. führen nothwendig auf Widersprüche, wenn man sie für mehr als bloße Methoden betrachtet. Die Einbildungskraft treibt ihr Spiel mit ihnen, und stellt ihre

ihre Fikzionen als reelle Objekte vor. Die Vernunft aber kehrt sich daran nicht, und erklärt sie für das was sie wirklich sind, für bloße Fikzionen.

Kant gesteht zwar den Ideen keinen konstitutiven, sondern einen blos regulativen Gebrauch zu. Aber ich sehe nicht ein, wie dergleichen Fikzionen selbst zum regulativen Gebrauch unentbehrlich seyn sollen? Wenn die Mathematik sich dergleichen Fikzionen bedient, so geschieht es blos in Rücksicht auf die Einbildungskraft, so wie die Mathematik sich der gezeichneten Figuren bedient. Nicht die bloße Vorstellung der Unendlichkeit einer Reihe, sondern die Vorstellung dieser unendlichen Reihe und ihr letztes Glied als gegeben, macht sie zu einer Idee. Stellet man sich hingegen dieselbe in einer bloßen Progressum in Infinitum vor, so ist sie allerdings eine brauchbare Verstandsregel.

Daß so wenig (so weit mir bekannt ist) Kantianer als Antikantianer dieses bemerkt haben, muß keinen Selbstdenker wundern, weil diese größtentheils blos wiederholen, was Kant einmal gesagt hat. Jene aber dankten Gott, daß der alles zermalmende Kant ihnen durch seine Ideenlehre, wenigstens einen Schatten von Metaphysik übrig gelassen hatte.

Was mich anbetrifft, so halte ich aus vorerwähnten Gründen die Ideen für bloße Erfindungsmethoden, die blos zum Behuf der Einbildungskraft als gegebene Objekte fingirt werden, wie die angeführten Beispiele von den in der Mathematik gebrauchten Methoden. Oder sie sind der menschlichen Seele (dem Erkenntniß- und Willensvermögen) von der Natur abgesteckte Ziele ihrer Wirksamkeit; z. B. die Idee der höchsten Vollkommenheit, des höchsten Gutes, der höchsten Gerechtigkeit, Schönheit u. s. w.

Diese Ideen liegen zwar in der menschlichen Natur, aber nicht eben in der Natur der Vernunft, wie Kant haben will. In der Folge soll dieses näher gezeigt werden.

Dreizehnter Abschnitt.

Die transzendentale Dialektik.

I.

Von den Paralogismen der reinen Vernunft.

Ein der Form nach falscher Schluß heißt ein logischer; ein in Ansehung des Gebrauchs einer Form falscher Schluß aber ist ein transzendentaler Paralogismus.

So wohl die Formen des Verstandes als der Vernunft (die Formen der Urtheile und Schlüsse) sind an sich in Beziehung auf Objekte überhaupt, blos möglich. Sie können also nicht ohne das vorher eingesehene Verhältniß der Bestimmbarkeit von gegebenen Objekten wirklich gebraucht werden. Der Vernunftgebrauch, worinn auf dieses Ver-

Verhältniß keine Rücksicht genommen wird, ist ein transzendentaler Paralogismus.

Die rationale Seelenlehre der Methaphysiker beruht auf einem transzentalen Paralogismus.

Dieses hat schon Kant (Kritik der reinen Vernunft 397—432) gezeigt. Ich füge blos hinzu, daß Kant in der Grundlage der rationalen Seelenlehre ein einfaches bemerkt hatte, ich hingegen finde hier einen zwiefachen Paralogismum.

1) Wird in der rationalen Seelenlehre das Ich denke zum Grunde gelegt, und von der Art wie ich mich denke, auf die Art, wie ich wirklich bin, geschlossen. Kant bemerkt also mit Recht, daß das transzendentale Ich blos das logische (durch keine innern Merkmale bestimmte) Subjekt des Denken ist, von dem die Kathegorien (als blos mögliche logischen Formen) der Substanzialität, Einfachheit u. s. w. gedacht, aber nicht wirklich gebraucht werden können.

2) Füge ich hinzu, daß, gesetzt auch ich dürfte von der Art, wie ich mich denke, auf die Art, wie ich wirklich bin, schließen, so ist selbst die Voraussetzung der Metaphysiker in Ansehung der Art, wie ich mich denke, falsch. Ich denke mich als Substanz, nicht in Beziehung auf alle meine Gedanken, sondern blos durch die Identität des Bewußtseyns in Beziehung auf das in einem jeden gegebenen Gedanken enthaltene Mannigfaltige. Daß ich z. B. ein rechtwinklichtes Dreieck denke, setzt die

die Identität des Bewußtseyns in dem zum Denken gegebenen Mannigfaltigen voraus. Ich denke mich als eben derselbe, in dessen Bewußtseyn sowohl das Dreieck als der rechte Winkel anzutreffen ist, weil ich sie sonst nicht in eine Einheit des Bewußtseyns verbinden konnte. Denke ich ein andermal ein Viereck, so muß ich mich in Ansehung seines Mannigfaltigen gleichfalls als Substanz denken. Es ist aber nicht nöthig, daß ich mich in Ansehung dieser beiden Gedanken, als Substanz denken muß, so daß so lange ich diese beiden Gedanken nicht wiederum in einer Einheit des Bewußtseyns denke, ich nicht einmal wissen kann, ob eben dasselbe Ich, welches das Dreieck denkt, auch das Viereck denkt. —

Dieses kann bloß in Beziehung auf das empyrische Ich statt finden, indem ich die, mein empyrisches Ich bestimmenden dunklen Vorstellungen die mein Denken des Dreiecks begleiten, mit denjenigen für einerlei erkenne, die das Denken des Vierecks begleiten.

II.

Antithetik der reinen Vernunft und der Einbildungskraft.

Der Verstand ist das Vermögen zu urtheilen, d. h. unmittelbar zu verbinden. Die Vernunft ist das Vermögen zu schließen, d. h. mittelbar zu urtheilen oder zu verbinden. Durch diese beiden Vermögen an sich, wird bloß die Form oder die Art, wie ein zum Verbinden gegebenes Mannig-

nigfaltige verbunden werden soll, bestimmt, der Umfang des zu verbindenden Mannigfaltigen aber bleibt unbestimmt. Der Verstand wird in seinem Gebrauche durch die Sinnlichkeit, und die Vernunft durch den Verstandsgebrauch beschränkt. Die ursprüngliche (produktive) Einbildungskraft aber sucht durch Fiktionen diese Schranken aufzuheben, wodurch sie mit der Vernunft in Widerstreit geräth.

Kant, der die Vorstellung von der Totalität des Verstandsgebrauchs (wider die gewöhnlichen Erklärungen) der Vernunft beilegt, setzt die Vernunft mit sich selbst in Widerstreit. Aber wahrhaftig, es müßte eine unvernünftige Vernunft seyn, die mit sich selbst in Widerstreit gerathen könnte.

Da aber Kant in keinem Theile seines Systems so entscheidend spricht, als eben in diesem, wo er die Antithetik der reinen Vernunft demonstrirt, und niemand (so weit mir bekannt ist) darüber etwas zu sagen sich gewagt hat, da doch die Begriffe und Sätze, worauf er sich in seinen dialektischen Schlüssen stützt, bisher sowohl den Mathematikern als den Methaphisikern die größte Schwierigkeit gemacht haben, (weil sie das Unendliche betreffen), so verdient dieses alle unsere Aufmerksamkeit. Es sey mir daher erlaubt, bei aller Hochachtung gegen diesen großen Philosophen unserer Zeit, wider seine Beweise einige Einwendungen zu machen, die gleich dem polnischen nie pozwalem, nichts entscheiden, sondern blos unser Urtheil

Urtheil über diese dunkle Materie aufschieben. Es soll mich der Vorwurf der Nachwelt nicht treffen, wo es heißen wird:

Kant sagte: Es werde (im dunkeln Chaos) Licht, und die Kantianer sagten: Es war Licht.

Zu diesem Behuf werde ich hier seine Antithetik durchgehen, und gelegentlich meine Anmerkungen darüber hinzufügen.

Erste Antinomie.

Thesis.

Die Welt hat einen Anfang in der Zeit, und ist dem Raume nach auch in Gränzen eingeschlossen.

Beweis.

Denn man nehme an, die Welt habe der Zeit nach keinen Anfang, so ist bis zu jedem gegebenen Zeitpunkte eine Ewigkeit abgelaufen, und mithin eine unendliche Reihe auf einander folgender Zustände der Dinge in der Welt verflossen. Nun bestehet aber eben darin die Unendlichkeit einer Reihe, daß sie durch successive Synthesis niemals vollendet seyn kann. Also ist eine unendliche verflossene Weltreihe unmöglich, mithin ein Anfang der Welt eine nothwendige Bedingung ihres Daseyns, welches zuerst zu beweisen war.

Kant bedient sich hier der schwankenden Ausdrücke abgelaufen, verflossen, ohne ihre Begriffe genau zu bestimmen. Ablaufen, verfließen, ist nicht mit vergehen einerlei, sondern jene Begriffe verhalten sich zu diesem, wie die Species zum Genus. Vergangen bedeutet eine in der Anschauung unmittelbar erkennbare Richtung der Zeit, deren entgegengesetzte Richtung zukünftig und der Zeitpunkt, welcher beide verbindet, gegenwärtig ist. Wir unterscheiden die vergangene von der gegenwärtigen und zukünftigen Zeit, ohne auf ihre Größe zu sehen.

Eine Zeit ist abgelaufen oder verflossen, will nicht bloß sagen, sie ist vergangen, sondern sie ist als eine angebliche Größe vergangen, d. h. sie hat einen Anfang und ein Ende gehabt. Wie kann nun daraus, daß man annimmt, die Welt habe der Zeit nach keinen Anfang, folgen, daß bis zu jedem gegebenen Zeitpunkte eine Ewigkeit abgelaufen sey, da doch das Ablaufen der Zeit einen Anfang voraussetzt?

Zugegeben nun, daß die Unendlichkeit einer Reihe darin bestehe, daß sie durch successive Synthesis niemals vollendet seyn kann, (welches selbst noch streitig gemacht werden kann), was wird daraus folgen? Wo sollen wir diese successive Synthesis anfangen, um zu beweisen, daß sie nicht hätte vollendet werden können, wie sie doch vollendet worden ist? Vom Anfange der Welt? — Aber nach unserer Voraussetzung hatte die Welt keinen Anfang! Also müssen wir umgekehrt von dem gegebenen Zeitpunkte

punkte diese Synthesis rückwärts machen. Was werden wir alsdann finden? Daß wir diese Synthesis niemals vollenden werden. Das aber ist eben, was der Gegner dieser Thesis annimmt; wodurch haben wir ihn also vom Gegentheil überführt?

Ferner setzt Kant in dem Begriffe einer unendlichen Reihe den Begriff der unendlichen Zeit und wiederum in diesem jenen voraus. Der Begriff einer unendlichen Reihe bestehet darin, daß sie durch successive Synthesis niemals vollendet seyn kann. Aber was heißt dieses niemals anders, als daß sie in keiner endlichen, sondern in einer unendlichen Zeit vollendet seyn kann?

Ich begreife also nicht, wie Kant den Gegner dieser Thesis, welcher behauptet, die Welt habe der Zeit nach keinen Anfang, so daß wenn wir durch eine rückwärts gehende successive Synthesis, die vergangene Zeit zur zukünftigen machen wollen, wir diese Synthesis niemals vollenden können, durch diesen Beweis überführen kann,

Antithesis.

Die Welt hat keinen Anfang, u. s. w.

Beweis.

Denn man setze, sie habe einen Anfang; da der Anfang ein Daseyn ist, wovor eine Zeit vorhergehet, darin das Ding nicht ist, so muß eine Zeit vorhergegangen seyn, darin die Welt nicht war, d. i. eine leere Zeit. Nun ist aber in einer leeren Zeit kein Entstehen irgend eines Dings möglich, weil kein Theil einer

solchen Zeit vor einem andern irgend eine unterscheidende Bedingung des Daseyns, vor der des Nichtseyns an sich hat, (man mag annehmen, daß sie von sich selbst, oder durch eine andere Ursache entstehe). Also kann zwar in der Welt manche Reihe der Dinge anfangen, die Welt selbst aber kann keinen Anfang haben, und ist also, in Ansehung der vergangenen Zeit, unendlich.

Die Erklärung vom Anfang, als ein Daseyn, dem eine Zeit vorhergehet, worinn das Ding nicht ist, ist willkührlich und zu enge, weil sie nicht auf Anfang der Zeit, und alles, was mit der Zeit zugleich anfängt, paßt. Freilich stellt sich Kant die Zeit als unendlich vor; sie hat also nach ihm keinen Anfang. Ich habe aber schon gezeigt, daß diese Vorstellung von der transzendenten Einbildungskraft herrührt, und keine Realität hat. Ich erkläre Anfang als einen Zeitpunkt der in einer rückwärtigen Synthesis von einem gegebenen Zeitpunkt des Daseyns eines Dings der letzte ist. Die Welt hat einen Anfang, heißt so viel: wenn wir von irgend einem gegebenen Zeitpunkte ihres Daseyns die Synthesis der vergangenen Zeit und aller ihrer vergangenen Zustände machen wollen, so werden wir zuletzt auf einen Zeitpunkt kommen, worin diese Synthesis vollendet wird. Vor dem Daseyn der Welt war auch keine Zeit da, und dieses vor, als Zeitbestimmung, drückt in diesem Falle keine reelle, sondern eine imaginäre Vorstellung aus, ungefähr wie $\sqrt{-a}$ in der Algebra.

Da nun Kant die Beweise der Thesis und Antithesis in Ansehung des Raumes auf die Beweise in Ansehung der Zeit gründet, so überhebe ich mir der Mühe, meine Einwendungen auch in Ansehung des Raumes vorzulegen.

Die Frage: ob die Welt einen Anfang in der Zeit hat, und dem Raume nach in Gränzen eingeschlossen ist, oder nicht? muß, nach meiner Meinung, unentschieden bleiben.

Zweite Antinomie.

Thesis.

Eine jede zusammengesetzte Substanz in der Welt bestehet aus einfachen Theilen, und es existirt überall nichts, als das Einfache, oder das, was aus diesen zusammengesetzt ist.

Beweis.

Denn nimmt man an, die zusammengesetzten Substanzen beständen nicht aus einfachen Theilen; so würde, wenn alle Zusammensetzung in Gedanken aufgehoben würde, kein zusammengesetzter Theil und (da es keine einfachen Theile giebt) auch kein einfacher, mithin gar nichts übrig bleiben, folglich keine Substanz seyn gegeben worden. Entweder also läßt sich unmöglich alle Zusammensetzung in Gedanken aufheben, oder es muß nach deren Aufhebung etwas ohne alle Zusammensetzung bestehendes, d. i. das Einfache übrig blei-

ben. Im ersten Falle aber wird das Zusammengesetzte wiederum nicht aus Substanzen bestehen (weil bei diesen die Zusammensetzung nur eine zufällige Relation der Substanzen ist, ohne welche diese, als für sich beharrliche Wesen, bestehen müssen); da nun dieser Fall der Voraussetzung widerspricht, so bleibt nur der zweite übrig: daß nämlich das substanzielle Zusammengesetzte in der Welt aus einfachen Theilen bestehe u. s. w.

Antithesis.

Kein zusammengesetztes Ding in der Welt bestehet aus einfachen Theilen, und es existirt überall nichts Einfaches in derselben.

Beweis.

Gesetzt, ein zusammengesetztes Ding (als Substanz) bestehe aus einfachen Theilen, weil alles äußere Verhältniß, mithin auch alle Zusammensetzung aus Substanzen nur im Raume möglich ist, so muß der Raum, den es einnimmt, aus eben so viel Theilen, als das Zusammengesetzte, bestehen. Nun bestehet der Raum nicht aus einfachen Theilen, sondern aus Räumen, also muß jeder Theil des Zusammengesetzten einen Raum einnehmen. Die schlechthin ersten Theile aber alles Zusammengesetzten sind einfach, also nimmt das Einfache einen Raum ein. Da nun alles Reelle, was einen Raum einnimmt, ein außerhalb einander befindliches Mannigfaltige in sich faßt,

faßt, mithin zusammengesetzt ist, und zwar als ein reelles zusammengesetztes, nicht aus Akzidenzen (denn die können nicht ohne Substanz außer einander seyn) mithin aus Substanzen, so würde das Einfache ein substanzielles Zusammengesetztes seyn, welches sich widerspricht.

Der zweite Satz der Antithesis, daß in der Welt gar nichts Einfaches existire, soll nur so viel bedeuten, als: es könne das Daseyn des schlechthin Einfachen aus keiner Erfahrung oder Wahrnehmung, weder äußeren noch inneren, dargethan werden, und das schlechthin Einfache sey also blos eine Idee, deren objektive Realität niemals in irgend einer möglichen Erfahrung dargethan werden kann, mithin in der Exposition der Erscheinungen ohne alle Anwendung und Gegenstand. Denn wir wollen annehmen, es ließe sich für diese transzendentale Idee ein Gegenstand der Erfahrung finden, so müßte die empyrische Anschauung irgend eines Gegenstands als eine solche erkannt werden, welche schlechthin kein Mannigfaltiges außerhalb einander, und zur Einheit verbunden enthält. Da nun von dem Nichtbewußtseyn eines solchen Mannigfaltigen auf die gänzliche Unmöglichkeit desselben in irgend einer Anschauung eines Objekts, kein Schluß gilt, dieses letztere aber zur absoluten Simplizität durchaus nöthig ist; so folgt, daß diese aus keiner Wahrnehmung, welche sie auch seyn könne, geschlossen werden. Da also etwas, als ein schlechthin ein-

 fachef

faches Objekt niemals in irgend einer möglichen Erfahrung kann gegeben werden, die Sinnenwelt aber als der Inbegriff aller möglichen Erfahrungen angesehen werden muß, so ist überall in ihr nichts Einfaches gegeben.

Dieser zweite Satz der Antithesis gehet viel weiter, als der erste, der das Einfache nur von der Anschauung des Zusammengesetzten verbannt, dahingegen dieser es aus der ganzen Natur wegschafft; daher er auch nicht aus dem Begriffe eines gegebenen Gegenstands der äußeren Anschauung (des Zusammengesetzten), sondern aus dem Verhältnisse desselben zu einer möglichen Erfahrung überhaupt hat bewiesen werden können.

Diese ganze Antithesis beruht auf der Vorstellung des Raumes als ein unendliches Kontinuum, wie sich ihn die Einbildungskraft in der That nicht anders vorstellen kann.

Meiner Meinung nach (V. u. VI. Betr.) hingegen ist der Raum nicht Form der Sinnlichkeit überhaupt, sondern bloß Form der sinnlichen Verschiedenheit. Diesem zufolge bestehet der ausgefüllte Raum allerdings aus einfachen Theilen, welche den ihn ausfüllenden einfachen Theilen korrespondiren, und da die Theile des Raumes den einfachen Theilen (in welchen keine Verschiedenheit anzutreffen ist) der äußeren sinnlichen Gegenstände korrespondiren, so sind die einfachen Theile des Raumes keine Räume. Der erste Satz der Antithesis, daß nämlich kein zusammengesetztes Ding aus einfachen Theilen bestehe, ist also nicht bewiesen, sondern vielmehr ist sein Gegentheil in der Thesis dargethan.

Der der Mathematik zum Grunde liegende Raum ist freilich ein unendliches Kontinuum, so wie sich ihn die Einbildungskraft nicht anders vorstellen kann. Die Mathematik hat sich um die Entstehungsart der Vorstellung des Raums (aus der transzendenten Einbildungskraft) nicht zu bekümmern, ihr ist es genug, daß diese Vorstellung a priori nothwendig ist. Die Philosophie hingegen, die nicht den Raum an sich, sondern sein Verhältniß zu den ihn ausfüllenden Objekten in Betrachtung zieht, muß allerdings nach dem Geburtsbriefe des Raumes fragen, und da findet sie, daß der Raum ursprünglich nichts anders als die Form der sinnlichen Verschiedenheit, folglich kein unendliches Kontinuum ist, und daß es immer so viel Theile des Raumes giebt, als verschiedene wahrgenommene Theile der ihn ausfüllenden Materie. Die Einbildungskraft aber sucht, ihrer Funktion gemäß, die Lücken des Raumes erstlich dadurch auszufüllen, daß sie die der Wahrnehmung nach gleichartigen Theile der Materie (die also Theilen des Raumes entsprechen, die selbst keine Räume sind) durch Beziehung auf die, mit ihnen in einem äußeren Verhältniß stehenden ungleichartigen gleichfalls (als wären sie selbst ungleichartig) im Raume vorstellt, und da ihr niemals an Gelegenheit zu

zu einer solchen Beziehung mangeln kann, so entstehet bei ihr die ganz unwiderstehliche Vorstellung des Raumes als ein Kontinuum, welche Vorstellung sie bis ins Unendliche erweitert.

Das Daseyn der einfachen Substanzen kann freilich nicht durch Wahrnehmung, wohl aber durch Schlüsse dargethan werden.

Dritte Antinomie.

Thesis.

Die Kausalität nach Gesetzen der Natur ist nicht die einzige, aus welcher die Erscheinungen der Welt insgesamt abgeleitet werden können. Es ist noch eine Kausalität durch Freiheit zur Erklärung derselben anzunehmen nothwendig.

Der Beweis dieser Thesis beruht gleichfalls auf der nothwendigen Vorstellung der Totalität, die nach Kant eine Vernunftidee, meiner Meinung nach hingegen eine Idee der transzendenten Einbildungskraft ist. Ich will mich daher hiebei nicht länger aufhalten. Zur Antithesis finde ich auch nichts anzumerken.

Vierte Antinomie.

Thesis.

Zu der Welt gehört etwas, das entweder als ihr Theil oder ihre Ursache ein schlechthin nothwendiges Wesen ist.

Be-

Beweis.

Die Sinnenwelt, als das Ganze aller Erscheinungen, enthält zugleich eine Reihe von Veränderungen, denn ohne diese würde selbst die Vorstellung der Zeitreihe, als einer Bedingung der Möglichkeit der Sinnenwelt uns nicht gegeben seyn. Eine jede Veränderung aber steht unter ihrer Bedingung, die der Zeit nach vorhergeht, und unter welcher sie nothwendig ist. Nun setzt ein jedes Bedingte, das gegeben ist, in Ansehung seiner Existenz, eine vollständige Reihe von Bedingungen bis zum schlechthin Unbedingten voraus, welches allein absolut nothwendig ist. Also muß etwas absolut Nothwendiges existiren, wenn eine Veränderung als seine Folge existirt, dieses Nothwendige aber gehört selbst zur Sinnenwelt. Denn gesetzt, es sey außer derselben, so würde von ihm die Reihe der Weltveränderungen ihren Anfang ableiten, ohne daß doch diese nothwendige Ursache selbst zur Sinnenwelt gehört. Nun ist dieses unmöglich; denn da der Anfang einer Zeitreihe nur durch dasjenige, was der Zeit nach vorhergeht, bestimmt werden kann, so muß die oberste Bedingung des Anfangs einer Reihe von Veränderungen in der Zeit existiren, da diese noch nicht war, (denn der Anfang ist ein Daseyn, vor welchem eine Zeit vorhergeht, darin das Ding, welches anfängt, noch nicht war); also gehört die Kausalität der nothwendigen Ursache der Veränderungen, mithin auch die Ursache selbst, zu der

Zeit,

Zeit, mithin zur Erscheinung, (an welcher die Zeit allein, als deren Form, möglich ist), folglich kann sie von der Sinnenwelt, als dem Inbegriff aller Erscheinungen, nicht abgesondert gedacht werden. Also ist in der Welt selbst etwas schlechterdings Nothwendiges enthalten, es mag nun dieses die ganze Weltreihe selbst, oder ein Theil derselben seyn.

Diesem Beweise von dem Daseyn einer nothwendigen Ursache überhaupt, liegt abermals die Vorstellung der Totalität, die ich für ein Produkt der Einbildungskraft erkläre, zum Grunde.

Dem Beweise von der Behauptung, daß diese nothwendige Ursache zur Sinnenwelt gehört, liegt der Begriff vom Anfang zum Grunde, den Kant als ein Daseyn, vor welchem eine Zeit vorher geht, darin das Ding, welches anfängt, noch nicht war, erklärt; ich aber als das Ende des von einem jeden gegebenen Zeitpunkt rückwärts vorgestellten Daseyns erkläre, wodurch dieser Beweis wegfallen muß.

Antithesis.

Es existirt überall kein schlechterdings nothwendiges Wesen, weder in der Welt, noch außer der Welt, als ihre Ursache.

Beweis.

Gesetzt die Welt selbst oder in ihr, sey ein nothwendiges Wesen, so würde in der Reihe ihrer Veränderungen entweder ein Anfang seyn, der unbedingt nothwendig, mithin ohne Ursache wäre, welches dem dynamischen Gesetze der Bestimmung aller Erscheinungen in der Zeit widerstreitet; oder die Reihe selbst wäre ohne allen Anfang, und, obgleich in allen ihren Theilen zufällig und bedingt, im Ganzen dennoch schlechterdings nothwendig und unbedingt, welches sich selbst widerspricht, weil das Daseyn einer Menge nicht nothwendig seyn kann, wenn kein einziger Theil derselben ein an sich nothwendiges Daseyn besitzt.

Gesetzt dagegen, es gäbe eine schlechthin nothwendige Weltursache außer der Welt, so würde dieselbe, als das oberste Glied in der Reihe der Ursachen der Weltveränderungen, das Daseyn der letztern und ihre Reihe zuerst anfangen. Nun müßte sie aber alsdann auch anfangen zu handeln, und ihre Kausalität würde in die Zeit, eben darum aber in den Inbegriff der Erscheinungen, d. i. in die Welt gehören, folglich sie selbst, die Ursache, nicht außer der Welt seyn, welches der Voraussetzung widerspricht. Also ist weder in der Welt, noch außer derselben (aber mit ihr in Kausalverbindung) irgend ein schlechthin nothwendiges Wesen.

Ich bemerke erstlich, daß ich wahrlich nicht einsehen kann, welcher Widerspruch daraus entspringen muß, wenn man annimmt, die Weltreihe wäre ohne allen Anfang, und obgleich in allen ihren Theilen zufällig und bedingt, im Ganzen dennoch schlechthin nothwendig und unbedingt, da die Zufälligkeit allen Theilen distributiv, die Noth-

Nothwendigkeit aber allen Theilen kollektiv beigelegt wird. Eine dreiseitige Figur z. B. ist an sich nicht nothwendig; eine dreiwinklichte eben so wenig, und doch sind beide zusammen nothwendig in einer Einheit des Bewußtseyns verknüpft. Eine dreiseitige Figur hat nothwendig drei Winkel, und so auch umgekehrt. Der Begriff von Recht ist einem jeden einzelnen Menschen (außer der Gesellschaft) nicht nothwendig, und dennoch ist er ihnen, als in einer Gesellschaft verbunden betrachtet, nothwendig. So wie es in Ansehung der bloßen Möglichkeit Dinge giebt, wo die Vorstellung der Theile erst durch die Vorstellung des Ganzen möglich ist, wie z. B. die Vorstellung einer intensiven Größe, eben so kann auch die nothwendige Wirklichkeit der ganzen Weltreihe die zufällige Wirklichkeit der Theile bestimmen.

Zweitens, sehe ich auch nicht ein, wie die Voraussetzung: es gebe eine schlechthin nothwendige Ursache außer der Welt auf einen Widerspruch führt. Die Kausalität dieser Ursache würde keinesweges in die Zeit, und folglich in den Inbegriff der Erscheinungen gehören. Ich nehme die Zeit, so wie die Welt, die darin existirt, für endlich an, und setze eine Kausalität durch Freiheit außer derselben, die nicht in der Zeit zu wirken anfängt, sondern die Zeit selbst bewirkt.

Das Streben nach Totalität in unserer Erkenntniß ist eine besondere Art von dem Streben nach

nach der höchsten Vollkommenheit überhaupt. Die Vorstellung dieser höchsten Vollkommenheit aber ist umgekehrt eine besondere Art von der Vorstellung der Totalität unserer Erkenntniß überhaupt. Das Streben nach Totalität ist eine Vollkommenheit, die Vorstellung dieser Totalität als Objekt aber ein Mangel. Nicht auf diese Vorstellung, sondern auf das Streben muß natürliche Religion und Moral gegründet seyn.

Wir haben schon gezeigt, daß die Vorstellung der Totalität keine Funktion der Vernunft, wie Kant haben will, sondern der transzendenten (die Gränzen der Erkenntniß überschreitenden) Einbildungskraft ist, worin sie also mit der Vernunft im Widerstreit geräth. Das Streben nach Totalität (beständige Näherung zu derselben) ist ein unbezweifeltes Faktum, und betrifft nicht blos das Erkenntnißvermögen, sondern alle Vermögen ohne Unterschied. Die Vorstellung dieser Totalität ist, in Ansehung der Erkenntniß, absolute (unbedingte) Wahrheit, in Ansehung des Willens das höchste Gut, in Ansehung des Geschmacks das höchste Ideal der Schönheit, u. s. w. Das Streben hingegen ist bei allen diesen einerlei. Die Vorstellung ist das Ziel des Strebens (wozu es sich nähern, das es aber nie erreichen kann. Die transzendente Einbildungskraft macht diese bloße Vorstellung zu einem Objekte, welches

 an

an sich betrachtet falsch, und als Ziel des Strebens betrachtet, entbehrlich ist.

Die Ideen haben blos als Vorstellungen dieses Strebens nach Totalität, nicht aber als Vorstellungen dieser Totalität selbst, als Objekt betrachtet, ihre Realität. Kant schränkt dieses Streben nach Totalität zu sehr ein, indem er es blos als eine Funktion der Vernunft betrachtet, da es doch alle Vermögen ohne Unterschied betrifft, und der Trieb nach der höchsten Vollkommenheit demselben als Faktum vorausgesetzt werden muß. Wie aber auf dieses Streben nach der höchsten Vollkommenheit Religion und Moral gegründet seyn müssen, ist hier der Ort nicht zu zeigen.

Erläu-

Erläuterungen und Anmerkungen.

Seite 1.

Die Logik ist die Wissenschaft des Denkens eines durch innere Merkmale unbestimmten und blos durch das Verhältniß zur Denkbarkeit bestimmten Objekts überhaupt.

Innere Merkmale sind solche, wodurch ein Gegenstand an sich, Verhältnisse aber solche, wodurch ein Gegenstand nicht an sich, sondern blos in Vergleichung mit einem andern Gegenstande, bestimmt werden kann. Verhältnisse setzen immer innere Merkmale voraus, zwischen welchen diese Verhältnisse statt finden. Verhältnisse zwischen a priori, blos durch diese Verhältnisse gedachten Objekte aber setzen keine innern Merkmale, wodurch die Objekte bestimmt werden, voraus, sondern sie bestimmen selbst die Objekte. Von der ersten Art sind z. B. die Objekte der angewandten, von der zweiten aber die der reinen Mathematik. Sollen z. B. zwei Körper, in Ansehung ihrer Größe,

als im Verhältnisse von zwei zu eines gegeben, gedacht werden, so müssen sie in Ansehung ihrer *Qualität* auf eine bestimmte Art gegeben seyn, weil Größe überhaupt ohne etwas das groß ist, nicht gegeben werden kann. Die Zahlen Eins, Zwei, an sich (von ihrer Anwendung abstrahirt) gedacht, sind a priori durch Verhältniß bestimmte *Objekte der reinen Arithmetik*. Diese haben keine andern *innern Merkmale*, als die gedachten *Verhältnisse* selbst.

Die *Logik* abstrahirt nicht nur von den *empyrischen* (a posteriori gegebenen) innern Merkmalen, wodurch Objekte auf eine bestimmte Art gegeben sind, sondern selbst von den a priori gedachten *Verhältnissen*, wodurch Objekte auf eine bestimmte Art gedacht werden, d. h. (da in dem letzten Falle die gedachten Verhältnisse selbst innere Merkmale sind) von allen *innern Merkmalen* bestimmter Objekte überhaupt und betrachtet blos ein, durch das *Verhältniß* zur *Denkbarkeit* bestimmtes Objekt überhaupt. Objekte mögen, auf welche Art sie wollen, a posteriori gegeben, oder a priori gedacht werden, so abstrahirt die *Logik* von der bestimmten Art, worin sie gegeben oder gedacht werden, und betrachtet blos die *Form* wodurch sie in einer Einheit des Bewußtseyns überhaupt gedacht werden können.

Diese *Form* aber begreift zweierlei in sich. 1) Die im *Denkvermögen* a priori gegründeten Ge-

Ge-

Gesetze der Möglichkeit des Denkens eines Objekts überhaupt. 2) Die in den *Objekten* selbst gleichfalls a priori gegründeten Gesetze des wirklichen Denkens eines bestimmten Objekts überhaupt. Jenes begreift wiederum zweierlei: a) die *negativen* (Conditio sine qua non), b) die *positiven Gesetze* dieser Möglichkeit.

Das *wirkliche* Denken (nicht Denken der Wirklichkeit) eines Dreiecks z. B. setzt erstlich, als Conditio sine qua non, voraus, daß die *Bestimmung*: in drei Linien eingeschlossen seyn, die Vorstellung des Raumes, als das durch diese Bestimmung *Bestimmbare* nicht aufhebt (widerspricht). Dieses ist nicht nur Bedingung von der Möglichkeit des Denkens eines Dreiecks, sondern von der Möglichkeit des Denkens eines jeden Objekts überhaupt. Zweitens setzt es voraus, daß Raum und in drei Linien eingeschlossen seyn, nicht bloß in einer Einheit des Bewußtseyns überhaupt, sondern in einer bestimmten Einheit des Bewußtseyns, nämlich in der *kathegorischen* denkbar sind, weil es in der That mehrere Arten, ein Mannigfaltiges in einer Einheit des Bewußtseyns überhaupt zu denken, a priori giebt. Dieses bestimmt blos eine besondere *Art* dieser *Einheit*, nicht aber ein besonderes *Mannigfaltiges*. Jenes bestimmt das Denken des gegebenen *Mannigfaltigen* (Raum, und in drei Linien eingeschlossen seyn) als *nicht unmöglich*, dieses als auf eine bestimmte Art *möglich*.

 Da-

Dadurch wird aber das Dreieck noch nicht wirklich gedacht; dieses geschieht erst durch die Einsicht in dem Verhältniß der Bestimmbarkeit zwischen dem Subjekt und dem Prädikat, daß nämlich Raum als das Bestimmbare auch an sich, ohne die Bestimmung von drei Linien, diese aber nicht ohne jenen ein Gegenstand des Bewußtseyns überhaupt seyn kann. Die beiden ersten Bedingungen sind, indem sie sich auf ein Objekt überhaupt beziehen, im Denkvermögen, die leztere hingegen, da sie sich auf ein, durch das Bewußtseyn erkennbares Objekt bezieht, ist in den gegebenen Objekten gegründet.

Die Logik ist entweder allgemeine, oder transzendentale Logik. Jene hat blos das Verhalten eines gegebenen Objekts zur nothwendigen und zur möglichen Denkbarkeit zum Gegenstand. Das erste Verhältniß wird durch den obersten Grundsaz der Logik (den Saz des Widerspruchs), das zweite durch die bekannten logischen Formen bestimmt. Diese hat das, als Bedingung des Denkens bestimmter Objekte, von mir festgesezte Verhältniß der Bestimmbarkeit zum Gegenstande; beide aber abstrahiren von den a posteriori gegebenen Merkmalen. Das Objekt der allgemeinen Logik ist erstlich negativ durch den Saz des Widerspruchs, zweitens positiv durch bestimmte Formen des Denkens. Das Objekt der transzendentalen Logik ist noch dazu durch das materielle Verhältniß der Be-

stimmbarkeit (von allen empyrischen Merkmalen abstrahirt) bestimmt.

Seite 3. Was also von den Einsichten des Hallischen Gelehrten Zeitungsschreibers zu halten sey, welcher bei Gelegenheit der Rezension meiner Abhandlung über die Progressen der Philosophie (Hallische Gelehrte Zeitungen, 21. n. 22. Stück Sonnabend den 16. März, 1793, S. 169.) sagt: „Die Eintheilung der Philosophie in eine reine, angewandte und praktische Wissenschaft S. 11, hat kein sie rechtfertigendes Fundamentum divisionis" — mögen andere beurtheilen. Ich habe sowohl dort als hier dieses Fundamentum divisionis so bestimmt angegeben, daß nur ein Hallischer Gelehrter Zeitungsschreiber dasselbe nicht einsehen kann. Der Gedankenstrich bedeutet hier also blos, daß der Hallische Gelehrte Zeitungsschreiber dabei nichts hatte denken können, keineswegs aber, daß es dabei nichts zu denken giebt.

II. Meine Absicht in dieser Nummer ist, zu zeigen, daß die Logik, obschon sie sich auf ein Objekt überhaupt bezieht, und nicht, wie irgend eine andre Wissenschaft, ein reelles (durch innere Merkmale an sich bestimmtes) Objekt zum Gegenstand hat, dennoch auf den Rang einer Wissenschaft Anspruch machen kann.

Eine Wissenschaft setzt erstlich gewisse Erkenntnisse voraus, die nicht erst durch diese Wissenschaft bestimmt werden, sondern umgekehrt, wodurch alles in der Wissenschaft bestimmt werden kann; diese Erkenntnisse sind die *Grundsätze* einer jeden Wissenschaft. Zweitens solche Erkenntnisse, die aus jenen Grundsätzen hergeleitet, und als *Lehrsätze* dieser Wissenschaft aufgestellt werden. Die *allgemeine Logik* hat auch ihre *Grundsätze*. Diese sind Grundsätze der *nothwendigen* und der *möglichen Denkbarkeit*, (Axiomen und Postulate); jene sind die Grundsätze des Widerspruchs und der Identität, nach welchen ein Objekt überhaupt gedacht werden *muß*, diese sind die bestimmten logischen Formen, nach welchen ein Objekt überhaupt gedacht werden *kann*. Die Lehrsätze der Logik beziehen sich auf die *zusammengesetzten* (in irgend einem Verhältniß der einfachen gegründeten) *logischen Formen*, die durch *Reduktion* auf die einfachen, nach dem Grundsatze der Identität bestimmt werden. Die Logik hat also das Eigenthümliche, daß man ihre Lehrsätze nicht, wie die Lehrsätze einer jeden andern Wissenschaft (z. B. der Mathematik) blos *aus* den Grundsätzen, nicht aber *nach* denselben herleitet, sondern sie sowohl *aus*, als *nach* den Grundsätzen hergeleitet.

Eine jede andere Wissenschaft hat außer den *allgemeinen analytischen Grundsätzen* (des Widerspruchs und der Identität) *nach* welchen, noch eigen-

eigenthümliche synthetische Grundsätze nöthig, *aus* welchen sie ihre Lehrsätze herleitet, die *Logik* hingegen hat blos die *ersten* nöthig, um ihre Lehrsätze *aus* ihnen und *nach* denselben herzuleiten.

IV. Seite 5. Objekt der Logik ꝛc. Ich mache einen Unterschied zwischen dem *Objekt der Logik*, und dem *logischen Objekt*. Jenes ist das dem *logischen Denken* Gegebene; dieses aber das *durchs* logische Denken *Bestimmte*. Um ein Beispiel aus der Algebra zu geben, denke man sich die Formel $a + b$. A und b sind als Objekte der Algebra gegebene unbestimmte Größen, durch das Zeichen + werden sie blos in einem algebraischen Verhältnisse zu einander (als verbunden) bestimmt; übrigens bedeuten a und b welche Größen sie wollen. Eben so ist ein jedes *bestimmtes* (in der Anschauung gegebenes) *reelles Objekt* (von dessen *besondern* Bestimmung aber abstrahirt wird) in so fern es mit einem andern Objekte in einem *logischen Verhältniß* gedacht werden kann, ein Objekt der Logik; durch das *logische Denken* aber wird es ein logisches Objekt; z. B. die logische Form der kathegorischen Urtheile, a ist b, bezieht sich auf *außer* dem Denken gegebene *reelle Objekte* überhaupt. Diese Form ist in Beziehung auf *reelle Objekte überhaupt* möglich, dadurch wird aber noch nicht a b als ein *logisches Objekt* bestimmt; denn so gut wie diese *bejahende Form*

in

in Beziehung auf Objekte *überhaupt* möglich ist, so ist auch die *verneinende Form*: a ist nicht b, in Beziehung auf Objekte *überhaupt* möglich, und da beide einander entgegengesetzt sind, so kann durch keine von beiden etwas gedacht werden, außer der Form selbst. Soll dadurch etwas (logisch) nach dem Satze des Widerspruchs gedacht werden, so muß zu der *Vorstellung dieser Form*, als in Beziehung auf Objekte *überhaupt möglich*, noch die materielle Bedingung hinzukommen, daß b nicht non a ist; diese Bedingung vorausgesetzt, wird a b als ein (mögliches) *logisches Objekt* bestimmt. Mangel des Widerspruchs ist also kein Kriterium von dem Objekte der Logik (von dem, dem *logischen Denken* gegebenen Stoff), sondern vom (gedachten) *logischen Objekt*. Das *Objekt* der Logik ist das, *außer diesem Denken* (in der Anschauung oder durch ein anderes Denken) *bestimmte* (von dessen besondern Bestimmung aber abstrahirt wird) durch dieses Denken *Bestimmbare*.

Das logische Objekt aber ist nichts anders, als die *Form* selbst unter *Bedingungen* ihres (logischen) *Gebrauchs*. — Ich hoffe, daß man dieses für keine Spitzfündigkeit ansehen wird, wenn man nur bedenken will, welchen Mißbrauch die Ausdrücke: *Objekt der Logik*, *logisches Objekt*, *reelles Objekt* u. s. w. in der neuesten Philosophie veranlaßt

laßt

laßt haben. Vom *reellen Objekt* soll in der Folge gesprochen werden.

IV. Seite 68. Dieses ergiebt sich aus der vorhergehenden Anmerkung. Die Formen des Denkens unter den Bedingungen ihres (logischen) Gebrauchs sind *logische Objekte*, die erst durchs Denken als Objekte bestimmt sind. Von diesen Bedingungen abstrahirt, sind sie bloße *Formen*. Die Formen enthalten schon in sich das (logische) *Mannigfaltige*, worauf sie sich beziehen; *Bejahung*, *Verneinung*, u. s. w. heißt nichts anders, als Bejahung, Verneinung eines *Etwas von einem Etwas* u. d. gl. Im logischen Denken ist der (in der Form enthaltene) *Stoff* das *Allgemeine*, und die *Form* das *Besondere*; im *reellen Denken* hingegen ist es umgekehrt. Im logischen Denken: a ist b, sind a und b *an sich* unbestimmt, sie können alle reelle Objekte bedeuten, die sich einander nicht widersprechen; die *Form* hingegen ist an sich *bestimmt* (kathegorisch bejahend). Eben derselbe *Stoff* (sich einander nicht widersprechende *reelle Objekte*) kann auch durch andere Formen gedacht werden; in dem reellen Denken hingegen, z. B. eine dreiseitige Figur hat drei Winkel, ist es umgekehrt. Die *Form* (kathegorisch, apodiktisch, bejahend) ist das *Allgemeine*; es können mehrere Objekte darin gedacht werden, und der *Stoff* (drei Seiten, drei Winkel) ist das

Be-

Besondere, blos diesem Denken eigenthümliche.

V. S. 8 u. 9. Formen des Denkens überhaupt sind dem Denkvermögen a priori gegebene Begriffe von allgemeinen Verhältnissen, worin Objekte gedacht werden. Sie sind aber von zweierlei Art. Die eine Art begreift solche Formen in sich, die Gesetze für alle Objekte ohne Unterschied sind, wie der oberste Grundsatz alles Denkens überhaupt (der Satz des Widerspruchs); die zweite aber begreift solche, die in Beziehung auf Objekte überhaupt bloß möglich sind, durch welche Objekte überhaupt gedacht werden können. In so fern sie nun von Objekten überhaupt gebraucht werden müssen (denn wie könnten wir sonst zu ihrem Bewußtseyn gelangen?) setzen sie zwar ein, durch sie denkbares Objekt überhaupt voraus, sie sind aber keine allgemeinen Gesetze für ein Objekt überhaupt; denn da es in Beziehung auf Objekte überhaupt verschiedene, ja sogar entgegengesetzte Formen geben kann, so kann keine derselben ein nothwendiges Gesetz für ein Ding überhaupt seyn: eine jede derselben ist also in Beziehung auf ein Objekt überhaupt blos möglich. In Beziehung auf die Klasse von Objekten, deren Form sie ist, ist sie nothwendig, d. h. kürzlich: es muß Objekte geben, die durch diese Form gedacht werden müssen, und diese Klasse von Objekten, (die nachher bestimmt wer-

werden soll), muß durch diese Form gedacht werden, z. B. es muß Objekte geben, die im Verhältniß von Ursache und Wirkung mit einander gedacht werden müssen (denn woher kommen wir sonst zu dem Begriff von diesem Verhältniß?); Magnet und das Eisenziehen, Feuer und die Erwärmung des Steins u. s. w. gehören zu der Klasse der Objekte, die in diesem Verhältniß gedacht werden müssen. Dieses Verhältniß ist also in Beziehung auf ein Objekt überhaupt blos möglich, weil es auch Objekte giebt, die nicht in diesem Verhältniß gedacht werden müssen, in Beziehung auf diese Klasse hingegen ist es nothwendig.

VI. S. 9-10. Subordinirte Begriffe werden nicht von einander abstrahirt, denn das Besondere kann vom Allgemeinen nicht abstrahirt werden, weil das Besondere ohne das darin enthaltene Allgemeine nicht gedacht werden kann. Das Allgemeine, da es an sich denkbar ist, braucht nicht erst vom Besondern abstrahirt zu werden. Dreieck, Viereck, u. s. w. kann von Figur nicht abstrahirt werden; Figur braucht nicht erst von Dreieck, Viereck, u. s. w. abstrahirt werden, indem die Möglichkeit von Dreieck, Viereck, u. s. w. die Möglichkeit von Figur schon voraussetzt.

Abstraktion findet nur bei empyrischen Objekten statt, deren Merkmale zwar als subordinirt gedacht,

dacht, aber nicht als solche erkannt werden können. Hier wird erst das Konkrete als Objekt gegeben, und seine Merkmale werden nachher davon abstrahirt. Der Begriff Mensch wird erst als ein lebendiges, vernünftiges Wesen in der Erfahrung gegeben. Das Leben ist der Vernunft nicht subordinirt, weil es auch lebendige Wesen giebt, die keine Vernunft haben. Vernunft wird zwar als dem Leben subordinirt gedacht, weil wir sonst keinen Grund hätten, Leben und Vernunft in einer Einheit des Bewußtseyns zu einem einzigen Objekt zu verbinden, wird aber nicht als solche (nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit, der in der Folge erklärt werden soll) erkannt. Es kann allerdings vernünftige Wesen geben, die kein Leben (Gefühl) haben, wir können daher Vernunft vom Menschen abstrahiren, um zu sehen, was daraus allein, ohne Rücksicht aufs Gefühl, folgen würde. Die Formen und Grundsätze des Denkens müssen als Bedingungen einem jeden besondern Denken vorausgesetzt werden. Durch Abstraktion gelangen sie blos zum Bewußtseyn, an sich aber sind sie im Denkvermögen a priori, und brauchen nicht erst abstrahirt zu werden. Wären sie erst durch Abstraktion möglich, so müßte diese Abstraktion von allen Objekten, wovon sie gebraucht werden, (weil sie Bedingungen alles Denkens überhaupt sind) geschehen. Dieses ist aber von der einen Seite unmöglich (weil wir nicht alle mögliche Objekte wirklich denken können), und von

der

der andern Seite ganz entbehrlich, weil sie sich in den Objekten, die wir wirklich denken, als nothwendige Bedingungen des Denkens eines Objekts überhaupt ankündigen.

Zweiter Abschnitt. I. Seite 12. Es möchte vielleicht manchem befremden, daß ich zur äußeren Möglichkeit des Denkens bloß das Subjekt und die identische Einheit des Subjekts rechne, da doch auch ein Objekt (außer dem Denkvermögen) zur äußeren Möglichkeit des Denkens gehört. Ich gestehe zwar, daß ich in einem jeden Bewußtseyn die durchs Denken bestimmte Vorstellung von mir selbst sowohl als Subjekt, wie auch von dem Objekt unterscheide und auf beide beziehe; behaupte aber zugleich, daß dieses kein ursprüngliches, sondern ein auf eine Täuschung beruhendes Bewußtseyn ist. Vorstellung ist nichts anders als Theildarstellung, oder die Darstellung einiger Merkmale eines Objekts mit dem Bewußtseyn, daß diese Merkmale mit noch andern Merkmalen im Objekte verknüpft sind, so wie z. B. ein Gemählde, ein theatralisches Stück u. d. gl. Von dem gemahlten Menschen und der Handlung, wie sie in der Natur anzutreffen sind, habe ich keine bloße Vorstellung, ich beziehe diese Gegenstände nicht auf etwas außer demselben, sondern sie werden mir so wie sie sind dargestellt. Die Redensarten also: der

 Mensch

Mensch, die Handlung außer der Vorstellung, haben für mich keinen Sinn und beruhen auf folgender Täuschung. Da wir durch die beständige Wirksamkeit der reproduktiven Einbildungskraft uns Objekte beständig vorstellen, d. h. weil die Einbildungskraft nicht stark genug ist, alle Merkmale der Objekte darzustellen, und wir immer die dargestellten Merkmale auf die noch fehlenden und im Objekt selbst befindlichen beziehen, so entstehet bei uns die Täuschung, als wären alle Objekte unsers Bewußtseyns Vorstellungen; und da wir nicht wissen, worauf wir die ursprünglichen Objekte weiter beziehen sollen, so fingiren wir Objekte außer denselben, gleichsam als deren Urbilder, worauf sich jene beziehen. In der That aber sind diese sogenannten Vorstellungen nichts anders, als die unserm Bewußtseyn gegebenen Objekte selbst. Das Denken des Subjekts und seiner Identität ist zur äußeren Bedingung nothwendig, weil ohnedem kein Denken überhaupt möglich ist. Das Denken eines Objekts, nicht des Denkens (des im Bewußtseyn zum Denken gegebenen), sondern außer dem Denken wovon im Bewußtseyn nichts vorkommt, ist ganz und gar nicht nothwendig, indem das Denken auch ohne dasselbe statt finden kann. Das Objekt des Denkens aber (das gegebene Mannigfaltige) gehört zur innern Möglichkeit des Denkens, weil es den Inhalt desselben ausmacht. Die identische Ein-

heit des Subjekts ist zwar mit der objektiven Einheit nothwendig verbunden, ist aber dennoch nicht mit derselben einerlei. Die objektive Einheit gehört zur Form, und also zur inneren, die Einheit des Subjekts aber gehört zur äußeren Möglichkeit des Denkens.

II. Seite 15 u. 16. Eine Theorie des Erkenntnißvermögens muß von dem höchsten Gattungsbegriff anfangen, wenn sie sich nicht im beständigen Zirkel herumdrehen will. Dieses wird in allen bekannten Theorien vermißt; alle suchen zwar diesen höchsten Gattungsbegriff der Erkenntniß, verfehlen ihn aber gänzlich. Die eine macht Empfindung, die andre Vorstellung, wieder eine andere macht Begriff u. s. w. zum höchsten Gattungsbegriff, woraus sie durch nähere Bestimmung alle andere Funktionen des Erkenntnißvermögens herleiten zu können glaubt; welches ihr aber, da der von ihr angenommene nicht der höchste Gattungsbegriff ist, mißlingen muß, da doch offenbar das Bewußtseyn sich selbst als der allen Funktionen des Erkenntnißvermögens gemeinschaftliche höchste Gattungsbegriff ankündigt. Unter diesem Bewußtseyn, als höchstem Gattungsbegriff, aber muß so wenig Bewußtseyn des Subjekts (Selbstbewußtseyn) als Bewußtseyn eines Objekts außer demselben, sondern das unbestimmte Bewußtseyn oder die Handlung

des Wissens überhaupt verstanden werden. Freilich haben unsere Sprachen für diesen höchsten Gattungsbegriff keinen adäquaten Ausdruck; was thut aber dieses zur Sache? der Begriff ist einmal da, und kündigt sich laut genug an.

Aber, wird man sagen, wir haben von diesem unbestimmten Bewußtseyn keinen bestimmten Begriff? — Aber, werde ich wieder fragen, warum nicht? Keinen bestimmten Begriff von einer Sache haben, heißt so viel, als von einer Sache, die auf verschiedene Arten bestimmt gedacht werden kann, die besondere Bestimmung, durch welche sie wirklich gedacht wird, nicht angeben können. Soll aber die Sache abstrahirt von allen ihren möglichen Bestimmungen gedacht werden, so wird ihr Begriff eben dadurch völlig bestimmt, daß sie abstrahirt von allen ihren möglichen Bestimmungen gedacht wird. Man wird sie so wenig mit einer ihr subordinirten (indem diese eine Bestimmung zu jener hinzufügt), als mit einer andern Sache, die mit ihr unter keinem höhern Begriff stehet, verwechseln. Das Besondere in einem jeden Bewußtseyn kann nicht einmal abstrahirt vom Bewußtseyn überhaupt gedacht werden (indem das Denken selbst eine Art des Bewußtseyns ist). Das Bewußtseyn überhaupt aber von allen besondern Bestimmungen abstrahirt, kann zwar nicht wirklich statt finden, wird aber dennoch in jedem besondern Bewußtseyn gedacht. Es ist

ist die allgemeinste Form des Erkenntnißvermögens.

III. S. 16 u. 17. Nachdem ich in der vorhergehenden Nummer das Bewußtseyn überhaupt als den höchsten Gattungsbegriff aller Funktionen des Erkenntnißvermögens aufgestellt habe, will ich nun zeigen, wie alle diese verschiedenen Funktionen durch Bestimmung des unbestimmten Bewußtseyns überhaupt vorgestellt werden können. Die Erklärungen dieser Funktionen sind übrigens verständlich genug, ich finde also nichts hinzuzufügen. Man muß das Objekt dieser Funktionen nicht als etwas Absolutes, von diesen Funktionen Unabhängiges, betrachten, sondern eine jede Funktion des Erkenntnißvermögens und das Objekt, worauf sie sich beziehet, bestimmen einander wechselsweise. Anschauung von etwas, z. B. der gelben Farbe, bedeutet die allgemeine Funktion des Erkenntnißvermögens, wodurch nicht nur dieses Etwas, sondern alles, was unmittelbar ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann, in demselben wirklich wird. Das Besondere (der Anschauung der gelben Farbe) Eigenthümliche darin aber ist Objekt dieser Anschauung. Vorstellung ist dasjenige im Bewußtseyn, welches nicht bloß an sich, sondern auch mit Beziehung auf Etwas, dessen Vorstellung sie ist, vorkömmt. Dieses Etwas aber, wor-

 auf

auf sich die Vorstellung bezieht, ist Objekt dieser Vorstellung u. s. f.

Das Objekt ist bei mir kein fingirtes Etwas außer dem Erkenntnißvermögen, sondern immer dasjenige, was im Erkenntnißvermögen selbst Gegenstand einer Funktion desselben ist.

IV. S. 18. Gemeinhin heißt es: Vorstellungen sind logisch wahr, wenn sie mit einander, metaphysisch wahr, wenn sie mit den Objekten, worauf sie sich beziehen, übereinstimmen. Aber diese Erklärung ist fehlerhaft. Die Uebereinstimmung der Vorstellungen unter einander und ihre Uebereinstimmung mit den Objekten sind in der That einerlei; denn was heißt Vorstellungen stimmen mit einander überein anders, als sie stimmen in einem Objekte überein? Vorstellungen können sowohl logisch als metaphysisch, sowohl unter einander als mit den Objekten, worauf sie bezogen werden, übereinstimmen. A und b (unter Voraussetzung, daß b nicht non a ist) stimmen mit einander zur Bestimmung eines Objekts, a b, logisch überein. Dreieck und Rechtwinklichtseyn stimmen mit einander zur Bestimmung des rechtwinklichten Dreiecks, als Objekt, methaphysisch überein. In beiden ist die Uebereinstimmung mit einander zugleich Uebereinstimmung mit dem Objekte. Der Unterschied bestehet blos darin, daß die logische Uebereinstimmung analytisch, die methaphysische aber synthetisch ist; in beiden ist aber die Uebereinstimmung in Beziehung aufs Objekt. Die metaphysische Uebereinstimmung setzt die logische voraus, nicht aber umgekehrt, wie aus dem angeführten Beispiel des Dekaeders erhellet.

V. S. 19. In dem bloß formellen Denken wird die Form bloß durch den obersten Grundsatz alles Denkens (den Satz des Widerspruchs) bestimmt, und von dem im Stoffe enthaltenen positiven Grunde dieser Form abstrahirt. Man kann daher a ist b und a ist non b zugleich denken, d. h. so wenig b als non b widerspricht dem a. Die Form ist in beiden bejahend, und auf den Stoff wird in beiden keine Rücksicht genommen. Man kann aber nicht a ist b und a ist nicht b zugleich denken, indem die bejahende und verneinende Form in Beziehung auf eben die Objekte sich einander wechselsweise aufheben. Dieses Denken hat also gar keine Form. Im ersten Falle ist das Urtheil: a ist b (b widerspricht nicht a) bejahend, da aber von dem Inhalt abstrahirt wird, so kann es mit dem Urtheil: a ist non b (non b widerspricht nicht a) welches unendlich ist, (weil es sonst mit a ist nicht b, welches dem ersten Urtheile widerspricht, gleich wäre) gleichgeltend seyn, z. B. eine mathematische Figur ist tugendhaft, (Tugend widerspricht dem Begriff einer mathematischen Figur nicht) und eine mathematische Figur ist ein Ding, das

das nicht tugendhaft ist, welche beide sich einander nicht widersprechen.

Uebrigens bemerke ich, daß hier ein Schreibfehler eingeschlichen ist. Statt: a ist entweder b oder non b, muß es heißen: a ist sowohl b als non b.

VI. S. 20. Das ganze Geschäft des Denkens bestehet, wie weiterhin gezeigt werden soll, im Urtheilen. Ein Urtheil bestehet aus zwei Gliedern (Subjekt und Prädikat) und ihrer Verbindung mit einander (Kopula). Jene stehen in wechselseitiger, aber doch verschiedener Beziehung auf einander. Die Form des Urtheils ist in Beziehung auf Objekte überhaupt bloß möglich, d. h. Objekte überhaupt können dieser Form subsumirt werden. Soll aber diese bloß mögliche Form von gegebenen Objekten wirklich gebraucht, d. h. über die gegebenen Objekte wirklich geurtheilt werden, so muß in den Objekten ein Kriterium anzutreffen seyn, woran man erkennen kann, daß sie in dem durch das Urtheil gedachten möglichen Verhältnisse, wirklich stehen. Ich sage: es muß ein Kriterium in den Objekten außer dem Denken, aber nicht ein durchs Denken bestimmtes Kriterium seyn, weil das letzte Kriterium, als ein Produkt des Denkens, sich gleichfalls nicht anders, als auf Objekte überhaupt beziehen konnte, und folglich in Ansehung seines Gebrauchs von gegebenen Objekten,

ten, wiederum ein anderes Kriterium nöthig hätte, u. s. w. ins Unendliche. Ich will dieses durch Beispiele erläutern.

Wenn die Frage ist: Was ist das Kriterium von der Allgemeinheit eines Urtheils? d. h. woran erkennen wir, daß die in Beziehung auf Objekte überhaupt blos mögliche Form der allgemeinen Urtheile von gegebenen Objekten wirklich gebraucht werden muß? und man antwortet hierauf: dieses Kriterium ist das Enthaltenseyn des Prädikats im Subjekte, oder wenn das Prädikat im Subjekte enthalten ist, so ist das Urtheil allgemein; so würde dadurch in der That die Frage nicht beantwortet werden, weil das Enthaltenseyn selbst blos durchs Denken, als ein mögliches Verhältniß bestimmt wird, und folglich selbst in Ansehung seines Gebrauchs von bestimmten Objekten wiederum ein Kriterium erfordert. Dieses Kriterium muß also nicht erst durchs Denken, sondern durch Reflexion über den möglichen Gebrauch des Denkens a priori bestimmt werden, und dieses ist eben das, was wir hier zu bewerkstelligen suchen.

Seite 21. In einer Schlußkette u. s. w. Nach der synthetischen Methode fängt man von den Prämissen an, zieht daraus einen Schlußsatz, diesen wiederum zur Prämisse gemacht und mit andern

andern verbunden, giebt einen neuen Schlußsatz u. s. w. Die Prämissen geben also hier einen neuen Erkenntnißgrund von den Schlußsätzen ab; diese sind von jenen abhängig, jene aber sind von diesen unabhängig. Nach der analytischen Methode nimmt man den umgekehrten Weg. Man nimmt den Schlußsatz an, und leitet daraus die schon als wahr bekannten Prämissen her, woraus die Wahrheit der angenommenen Konklusion bestimmt wird. Da hier die Prämissen schon vor dieser Operation als wahr bekannt sind, und diese Operation nicht ihrentwillen, sondern um die Wahrheit der willkührlich angenommenen Konklusion zu beweisen vorgenommen wird, so sind auch hier die Prämissen von der Konklusion unabhängig, diese aber von jenen abhängig. Jene sind also der Grund, und diese das darinn Gegründete. Dahingegen nach der Methode apogogisch zu beweisen, die angenommene Konklusion dadurch bewiesen wird, daß man zeigt, wenn das ihr Entgegengesetzte wahr wäre, so müßten andere als wahr bekannte Sätze falsch seyn. Hier ist die Wahrheit der Konklusion in der bekannten Wahrheit dieser Sätze, und wiederum die Wahrheit dieser Sätze in der angenommenen Konklusion gegründet. Wären diese Sätze nicht wahr, so könnte auch die Konklusion nicht als wahr bewiesen werden. Wäre die angenommene Konklusion nicht wahr, so könnten diese Sätze selbst als nicht wahr bewie-

bewiesen werden. Sie sind also wechselseitig in einander gegründet.

---

§. 24. So ist er doch kein Gegenstand des durchs Denken bestimmten Bewußtseyns.

Man könnte vielleicht glauben, daß dieses nur alsdann statt findet, wenn dasjenige Glied, welches auch an sich ein Gegenstand des Bewußtseyns ist, eine dem Denken gegebene Anschauung, nicht aber wenn es selbst ein schon gedachtes Objekt ist, weil indem es auch ohne die hinzukommende Bestimmung nicht nur ein Gegenstand des Bewußtseyns überhaupt, sondern auch ein Gegenstand des durchs Denken bestimmten Bewußtseyns ist, diese neue Verbindung in Ansehung seiner willkührlich ist; in dem Denken eines rechtwinklichten Dreiecks z. B. ist das eine Glied, Dreieck, ein gedachtes Objekt an sich, auch ohne die hinzukommende Bestimmung des Rechtwinklichtseyns: diese neue Verbindung des Dreiecks mit dem rechten Winkel ist also in Ansehung seiner blos willkührlich. Man bedenke aber, daß das Dreieck an sich, ob es zwar ein in einer Einheit des Bewußtseyns gedachtes Mannigfaltige ist, dennoch in dieser neuen Verbindung als etwas blos gegebenes gedacht werden muß, indem, wie in der Folge gezeigt werden soll, so wie verschiedene Gegenstände des Bewußtseyns überhaupt sich in

in einem einzigen Bewußtseyn ausschließen, eben so schließen sich einander verschiedene Verbindungen von Objekten in einem einzigen Bewußtseyn aus. In der neuen Verbindung muß nicht die vorige Verbindung erst vorgenommen, sondern als schon vorgenommen gedacht werden. Das Dreieck ist zwar auch ohne die hinzukommende Bestimmung des Rechtwinklichtseyn ein gedachtes Objekt, aber nicht dasjenige Objekt, das erst durch dieses neue Denken bestimmt wird.

Ebend. Denn daß das Prädikat dem Subjekte nicht widerspricht, ist nur alsdann Erkenntnißgrund, wenn das gedachte Prädikat ein mögliches Prädikat (dieses Subjekts) überhaupt ist u. s. w.

Hier haben wir also einen Grundsatz aufgestellt, der selbst dem Satze des Widerspruchs vorausgesetzt werden muß. Denn das wird man doch eingestehen, daß die Erkenntniß des Allgemeinen der Erkenntniß des Besondern vorhergehen muß. Ehe man nach dem Satze des Widerspruchs bestimmt, welches von zwei gegebenen, einander entgegengesetzten Prädikaten dem gegebenen Subjekte beigelegt werden kann, muß man erst nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit bestimmen, ob diese beide einander entgegengesetzten Prädikate überhaupt mögliche Prädikate dieses Subjekts sind? Findet sich, daß keines von beiden ein mögliches Prä-

dikat dieses Subjekts ist, folglich keines von beiden demselben beigelegt werden kann, so braucht man nicht weiter zu fragen, welches von beiden von demselben verneint werden soll? Die Untersuchung des absolut möglichen Prädikats muß der Untersuchung des unter gewissen Bedingungen möglichen (wenn nämlich nicht das Entgegengesetzte davon im Subjekte gedacht wird) vorausgesetzt werden.

Seite 25. Das Subjekt (im gedachten Objekt). Durch diesen Parenthesin wollte ich andeuten, daß ich hier nicht das Subjekt des, über das Objekt gefällten Urtheils, sondern das, was im Objekte durch das Substantivum in der Sprache ausgedrückt wird, verstehe. In dem Urtheile: ein Mensch ist ein Thier, ist Mensch Subjekt (das, wovon etwas ausgesagt wird) und Thier das Prädikat (das, was vom Menschen ausgesagt wird) in dem Begriffe von Mensch als Objekt aber ist es gerade umgekehrt. Thier ist das Subjekt (ein Etwas, das auch ohne die Bestimmung als Mensch bestehen kann) und Menschheit das Prädikat (etwas, was nur in der durch die Aussage bestimmten Verbindung mit Thier bestehen kann).

4) Das Prädikat (das Bestimmbare im gedachten Objekt) u. s. w. Das Bestimmbare muß ausgestrichen werden.

Seite

Seite 26. Nämlich das, in Ansehung des Bewußtseyns überhaupt von dem andern unabhängige Glied nenne ich Prädikat. Lese man: Das in Ansehung des Bewußtseyns überhaupt von dem andern unabhängige Glied nenne ich Subjekt, und das von jenem abhängige nenne ich Prädikat (im Objekte).

Seite 27. Soll also durch dieses Urtheil u. s. w. Hier ist meine Absicht zu zeigen, wie die Bestandtheile eines Urtheils (Subjekt und Prädikat) eben die Bestandtheile des Objekts, wovon geurtheilt wird, sind, und nach eben dem Grundsatze der Bestimmbarkeit, im Verhältniß zu einander bestimmt werden können. Analytische Urtheile a priori kommen hier gar nicht in Betracht, weil sie kein Objekt bestimmen, dahingegen synthetische Urtheile a priori von der Möglichkeit eines Objekts in Ansehung des Verhältnisses ihrer Bestandtheile mit den Bestandtheilen dieses Objekts selbst übereinstimmen. In dem Urtheile z. B.: ein Dreieck kann rechtwinklicht seyn, ist eben so, wie in dem dadurch als Objekt bestimmten rechtwinklichten Dreiecke selbst, Dreieck überhaupt Subjekt, und das Rechtwinklichtseyn Prädikat. In den empyrischen Objekten wird zwar das Verhältniß der Bestimmbarkeit zwischen Subjekt und Prädikat gedacht,

da es aber nicht, nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit eingesehen wird, so kann hier Subjekt nicht heißen, das was im Bewußtseyn als Bedingung von dem Bewußtseyn des Prädikats demselben vorausgesetzt werden, sondern bloß, was demselben der Zeit nach vorhergehen muß.

In diesem Urtheile z. B.: der Magnet zieht das Eisen an sich, wird das Eisenziehen nicht als etwas eingesehen, das blos in Beziehung auf den Magnet ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann, sondern bloß als etwas, zu dessen Bewußtseyn wir nicht eher gelangen, als wir zum Bewußtseyn des Magnets an sich gelangt sind; und so ist es mit allen Objekten der Erfahrung der Fall, deren Subjekte gegeben, und deren Prädikate nach und nach durch Abstraktion gefunden werden.

Ebend. Außerdem ꝛc. Ein analytisches Urtheil setzt das Denken oder das Erkennen des Objekts, worüber geurtheilt wird, schon voraus. Ein synthetisches Urtheil, wodurch dem Wesen eine Eigenschaft beigelegt wird, setzt gleichfalls das Objekt, dem dieses Wesen zukommt, voraus. In beiden ist das Objekt das Subjekt des Urtheils, (das, worüber geurtheilt wird) und das Prädikat in jenem entweder das Bestimmbare (ab ist a) oder die Bestimmung (ab ist b) im Objekt; das

Prädikat ist also mit einem Theile des Subjekts identisch. In diesem aber wird das Prädikat mit keinem Theile des Subjekts identisch, aber dennoch in der Darstellung des Subjekts mit dargestellt. Subjekt und Prädikat im Urtheile korrespondiren also nicht dem Subjekte und Prädikate in dem Begriffe des Objekts. Im Urtheile ist Subjekt das ganze Objekt; im Begriffe des Objekts aber ist Subjekt bloß das (durch das Prädikat) Bestimmbare darinn. Prädikat ist im analytischen Urtheile das Bestimmbare oder die Bestimmung; im Objekte hingegen immer die Bestimmung. Im synthetischen Urtheile aber ist Prädikat etwas, was nicht im Verhältniß der Bestimmbarkeit mit dem Subjekte stehet, aber dennoch, als wären sie in diesem Verhältniß, im Bewußtseyn zugleich angetroffen worden. Dahingegen die Bestandtheile des Urtheils, wodurch ein Objekt bestimmt wird, mit den Bestandtheilen dieses Objekts genau korrespondiren, weil sie in der That mit denselben einerlei sind.

VII. S. 28 u. 29. Aus der vorhergehenden Anmerkung ergiebt es sich, daß die Einsicht in dem Verhältniß der Bestimmbarkeit zwischen Subjekt und Prädikat von zweierlei Art ist. 1) Kann das Prädikat von der Art seyn, daß es nicht an sich, sondern als Bestimmung des Subjekts, ein Gegen-

genstand des Bewußtseyns überhaupt werden kann. Wie z. B. Linie nur als Bestimmung des Raumes ein Gegenstand des Bewußtseyns ist; so bald ich mir der Linie bewußt bin, so bin ich mir nothwendig auch des Raumes überhaupt (dessen Bestimmung Linie ist) bewußt 2) Kann auch das Prädikat von der Art seyn, daß es zwar, ohne daß es zu seinem Bewußtseyn das Bewußtseyn des Subjekts voraussetzt, dennoch mit demselben in einer Einheit des Bewußtseyns darstellbar ist. Daß z. B. die Summe der Winkel eines Dreiecks zweien rechten Winkeln gleich ist, erkenne ich aus der Konstrukzion des Dreiecks, wodurch die Winkel eines Dreiecks mit der Gleichheit ihrer Summe zu zweien rechten Winkeln in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden werden. Aber dennoch stehet diese, als Prädikat gedachte, Gleichheit der Summe dieser Winkel zu zweien Rechten mit diesen Winkeln selbst nicht in solchem Verhältniß, daß das Bewußtseyn dieser Gleichheit das Bewußtseyn der Winkel selbst voraussetzen sollte; indem es auch andere Winkel geben kann (die nicht die drei Winkel eines Dreiecks ausmachen) welche gleichfalls den zweien Rechten gleich sind; folglich man zum Bewußtseyn dieser Gleichheit gelangen kann, auch ohne das Bewußtseyn von den Winkeln eines Dreiecks vorauszusetzen.

In den synthetischen Urtheilen, meiner Erklärung zufolge, wird das Objekt als das Bestimm-

stimmbare (das Subjekt des Urtheils) gegeben, und seine Bestimmung (das Prädikat) wird gesucht, und durchs Denken mit dem Bestimmbaren in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden. Hier wird Bestimmung in der von mir angegebenen zweiten Bedeutung genommen (denn Bestimmung in der ersten Bedeutung braucht nicht erst gesucht zu werden). In den analytischen Urtheilen wird das Objekt, als das durch das Prädikat Bestimmte, oder als das Prädikat selbst, auf eine gewisse Art bestimmt, gegeben, und durch das Urtheil das Prädikat daraus entwickelt. Hier findet auch das Verhältniß der Bestimmbarkeit statt. In dem Urtheile a b ist a, wird das Subjekt a b als etwas gedacht; das ohne das Prädikat a im Bewußtseyn nicht statt finden kann; und eben so ist es auch mit dem Urtheile a b ist b beschaffen.

Des Unterschieds zwischen der kantischen und meiner Erklärung von synthetischen Urtheilen ungeachtet, sind wir in der Sache selbst einig, nur daß nach mir die Frage: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? vollständig so ausgedrückt werden muß: wie sind synthetische, oder auch analytische Urtheile, deren Prädikat nicht als im Begriffe des Subjekts, sondern im Subjekte selbst enthalten gedacht wird, möglich?

VIII

VIII. Seite 32. Weiter unten (Seite 42—43.) wird bemerkt, daß ein Begriff entweder Bedingung oder Produkt oder Edukt des Denkens ist. Die allgemeine Bedingung des Denkens eines Objekts überhaupt, da sie dem Denken bestimmter Objekte vorausgesetzt werden muß, kann nicht erst von diesen abstrahirt werden. Raum z. B. ist kein von den mathematischen Figuren abstrahirter Begrif (oder eigentlich abstrahirte Anschauung) weil er, als Bedingung, denselben vorausgesetzt werden muß. Ein Produkt des Denkens (nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit) enthält etwas Bestimmbares und seine Bestimmung. Das Bestimmbare hat, als ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich, seine Realität so wenig der Konkrezion (der Verbindung mit der Bestimmung) als der nachherigen Abstrakzion (Trennung von derselben) zu verdanken. Die Bestimmung, da sie nicht an sich, sondern bloß als Bestimmung, ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann, kann nicht vom Bestimmbaren abstrahirt werden.

Ein Edukt des Denkens ist ein solcher Begrif der so wenig als allgemeine Bedingung dem Denken eines bestimmten Objekts vorausgesetzt, als durchs bloße Denken, sondern erst durch Darstellung des gedachten Objekts selbst, bestimmt wird; von dieser Art sind alle Eigenschaften, die in dem Begriffe des Wesens nicht enthalten sind (weil sie sonst

 nicht

nicht Eigenschaften, sondern wesentliche Stücke seyn würden) aber dennoch sich aus der Darstellung desselben ergeben. Diese sind im Objekte mit dem Wesen verbunden; da sie aber nicht in seinem Begriffe enthalten sind, so sind ihre Begriffe abstrakte Begriffe. Sie sind auch an sich, vom Begriffe des Wesens abstrahirt, Gegenstände des Bewußtseyns, und doch müssen sie als im Objekte mit demselben verbunden gedacht werden. Das Wesen und seine Eigenschaften sind im Objekte verbunden, ihren Begriffen nach aber können sie ohne einander gedacht werden. Ihre Abstrakzion vom Objekte setzt also ihre Konkrezion im Objekte voraus.

Seite 35. Der Begriff ist ein Bestandtheil des Objekts, erschöpft aber dasselbe nicht.

In den a priori bestimmten Objekten (wie die Objekte der Mathematik) geht der Begriff dem Objekte sowohl, der Möglichkeit, als der Zeit nach, voraus. Der Begriff von Figur überhaupt gehet im Bewußtseyn einer jeden bestimmten Figur (Dreieck Zirkel u. d. gl.) sowohl der Möglichkeit (ohne daß Figur überhaupt möglich wäre, wäre keine bestimmte Figur möglich) als der Zeit nach, voraus. In den empyrischen Objekten geht der Begriff dem Objekte der Zeit nach, der Mög-

lichkeit nach aber geht dieses jenem voraus. Die Möglichkeit des Begriffs vom Golde z. B. (der Verbindung seiner aus der Erfahrung bekannten Merkmale in einer Einheit des Bewußtseyns) wird nicht durchs Denken a priori (nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit) sondern durchs Daseyn des Objekts selbst bestimmt. In beiden aber erschöpft der Begriff das Objekt nicht. Der Begriff muß im ersten Falle weiter bestimmt werden, und im zweiten Falle noch mehrere Merkmale in sich fassen, wenn er dem Objekte adäquat seyn soll.

Dritter Abschnitt. I. Seite 36. Innere Bedingungen des Denkens sind die Formen oder a priori bestimmte Arten, ein Mannigfaltiges überhaupt in einer Einheit des Bewußtseyns zu verbinden. Sie sind Bedingungen von der Möglichkeit eines bestimmten Denkens, nicht aber von dem Denken eines bestimmten Objekts. Die Bedingungen von der Möglichkeit des Denkens eines bestimmten Objekts hingegen sind äußere Bedingungen. Durch den Gattungsbegriff dieser Formen (Einheit im Mannigfaltigen überhaupt) ist bloß ein Denken überhaupt, aber kein bestimmtes Denken möglich. Dadurch kann bloß das Mannigfaltige a und b in einer analytischen Einheit des Selbstbewußtseyns (das Bewußtseyn, daß das Subjekt des Bewußtseyns von a auch das Subjekt

jekt des Bewußtseyns von b ist) die allen diesen Formen vorausgesetzt werden muß, und folglich auch in einer unbestimmten synthetischen objektiven Einheit gedacht werden. Durch die differentia specifica hingegen (kathegorisch, hypothetisch u. s. w.) wird ein bestimmtes Denken eines Objekts überhaupt möglich; a wird z. B. als Antezedens und b als Konsequens gedacht. Dadurch aber wird noch kein Objekt bestimmt, (weil a und b alle mögliche Objekte bedeuten können) dieses wird erst dadurch möglich, wenn a und b nicht Objekte überhaupt, sondern außer dem Denken (in der Anschauung) bestimmte Objekte sind. Anschauung ist also äußere Bedingung des Denkens. Sie macht nicht das Denken an sich, sondern ein ihm gegebenes Objekt außer demselben möglich.

Ferner ist Anschauung kein Produkt des Denkens (kein durchs Denken bestimmtes Objekt) weil das Denken bloß eine bestimmte Form in Beziehung auf einen unbestimmten Stoff enthält; sondern Produkt des Anschauungsvermögens. Dahingegen Begriff, wenn er auch nicht Bedingung ist, so ist er doch Produkt des Denkens.

Vorstellung überhaupt ist ein Merkmal, das als mit andern Merkmalen im Objekte verbunden, sich auf dasselbe bezieht. Es kann also auch Merkmal eines besondern (individuellen) Objekts seyn, wie z. B. der

der Ort eines Körpers. Begriff hingegen ist immer ein allgemeines Merkmal.

Der Unterschied zwischen einem gedachten Objekt und Begriffe, in den Objekten a priori, besteht darin, daß das Objekt auch ein Individuum seyn kann z. B. ein rechtwinklichtes gleichschenklichtes Dreieck von bestimmter Seitengröße u. d. gl. Ist hingegen das Objekt kein omni modo determinatum, so unterscheidet es sich bloß dadurch vom Begriffe daß es bestimmter als dieser ist. In den empyrischen Objekten hingegen ist immer der Begriff allgemeiner als das Objekt (weil dieses mehrere Merkmale als Jenes enthält).

Seite 42. Anstatt: gleichmögliche sich einander ausschließende, lese: sich einander nicht ausschließende.

VIII. ibid. Ein viereckigtes Quadrat ist ein nothwendiger Begriff, weil die Bestimmung (viereckigt) im Bestimmbaren (Quadrat) enthalten ist. Ein rechtwinklichtes Dreieck ist ein möglicher Begriff, weil das Dreieck, als das Bestimmbare, und das Rechtwinklichtseyn als seine Bestimmung eingesehen wird. Ein vernünftiges Thier hingegen ist ein wirklicher (in der Erfahrung gegebener) Begriff, weil Thier und Vernunft bloß im Verhältniß der Bestimmbarkeit gedacht, dieses Verhältniß zwischen

schen ihnen aber nicht eingesehen wird, wie schon im Vorhergehenden gezeigt worden ist.

Vierter Abschnitt. I. Seite 49. Ohne in ein einziges Bewußtseyn zusammenzufließen, dennoch in einer Einheit des Bewußtseyns. ꝛc.

Zwei verschiedene Gegenstände des Bewußtseyns können eben darum, weil sie im Bewußtseyn als verschieden vorkommen, nicht in ein einziges Bewußtseyn zusammenfließen. Aber eben dieses Bewußtseyn, daß sie verschieden sind, setzt ihre mögliche Verbindung in einer Einheit des Bewußtseyns voraus (denn das Urtheil: a ist von b verschieden, verbindet a und b in einer Einheit des Bewußtseyns).

Nichts kann uns einen höheren Begriff von unserm Denkvermögen geben, als eben dieses, daß es verschiedene Gegenstände des Bewußtseyns dennoch in einer Einheit des Bewußtseyns verbinden kann. Es war sehr natürlich alle Funkzionen des Bewußtseyns (Empfinden, Vorstellen, Denken) unter einem Gattungsbegriff (Seele, Erkenntnißvermögen) zu bringen. Man bemerkte aber nicht, daß diese verschiedene Funkzionen in der That von einander weit entfernter sind, als ihre ganze Gattung von den körperlichen Funkzionen.

Das Empfindungsvermögen (perceptio) wirkt, so wie alle körperliche Vermögen, in der Zeit. Es kann nicht in eben demselben Zeitpunkte von verschiedenen Gegegenständen des Bewußtseyns zugleich affizirt werden. Das Denkvermögen hingegen wirkt, als eine reine Intelligenz, ohne Zeit. Der Verstand verbindet verschiedene Gegenstände des Bewußtseyns (die folglich in einer Zeitfolge im Bewußtseyn anzutreffen sind) in einer Einheit des Bewußtseyns (folglich ohne Zeitfolge). Da aber der Verstand eine endliche, durch die Gesetze der Sinnlichkeit beschränkte, Intelligenz ist, so kann er nicht verschiedene solcher Verbindungen zugleich vornehmen. Die Vernunft ist ein noch höheres Erkenntnißvermögen, und man kann fast sagen, eine unendliche, durch die Gesetze der Sinnlichkeit bloß in Ansehung der Ausübung ihres Vermögens, nicht aber in Ansehung der Wirkungsart eingeschränkte Intelligenz, und kann verschiedene Verbindungen, ihre Zahl mag so groß seyn, als sie will, zugleich vornehmen. Zwar nicht anschauend, weil sie hierinn durch die Gesetze des Verstandes beschränkt ist, aber dennoch symbolisch.

Sie kann eine Kette von Schlüssen ohne Ende fortsetzen, und in jeder beliebigen letzten Konklusion alle mittle Verbindungen zugleich vorstellen.

Welcher Unterschied ist also größer? Zwischen einer körperlichen Kraft, welche ohne Bewußtseyn wirkt, und der Perzeption, die eine Funkzion des Bewußtseyns ist; oder zwischen dieser Perzeption, die gleich den körperlichen Kräften den Bedingungen der Zeit unterworfen ist, und dem Verstand und der Vernunft die sich über die Gesetze endlicher Kräfte zum Range der unendlichen hinauf schwingen?

Vergebens wird man also die Würde des Menschen und seinen Rang vor den bloßen Thieren anderwärts suchen, als wo ihn Aristoteles gesucht und gefunden hat, im Denkvermögen. Ist es also Wunder, wenn ein Denker seiner Bestimmung als Mensch gemäß, die sogenannten wichtigen menschlichen Angelegeheiten dem Theologen, Politiker u. s. w. überläßt, und bloß seine Würde, als denkendes Thier zu behaupten sucht?

Was soll man nun von Weltleuten, ja sogar von Gelehrten denken, welche die spekulative Wissenschaften bloß darum verachten, weil sie keinen unmittelbaren Nutzen im gemeinen Leben haben? Was würde ein Neuton, ein Leibnitz dazu sagen, wenn sie hören sollten, daß man ihre herrliche Erfindung (Differentialrechnung) nicht als einen Funken der Gottheit, als einen Adelsbrief, wodurch die hohe Abstammung des menschlichen Geistes von den reinen Intelligenzen bewiesen wird, son-

dern

dern bloß des Nutzens wegen schätzen will, daß man dadurch (in der Artillerie) berechnen kann, wie man die größte mögliche Anzahl Menschen in der kürzesten Zeit tödten kann?

Wer kann die Ausübung der Seelenkräfte an sich, sollte sie auch keinen andern Nutzen haben, unnütz nennen? und wer kann die mit dieser Ausübung verknüpfte Glückseligkeit wegraisoniren? Gewiß nur der, der sie nie genossen hat.

Warum wird die Musik von diesen Herren hochgeschätzt, die doch gleichfalls keinen andern Nutzen hat, als die Entwicklung der höheren Gefühle? Und liegt nicht einer jeden regelmäßigen Spekulation Harmonie zum Grund? Wahrhaftig eine Kritik der reinen Vernunft, eine Theorie des Vorstellungsvermögens sind keine schlechtern Kompositionen, als die eines Händels, eines Grauns.

Ich habe ausgeschweift, aber es war ein Wort zu seiner Zeit.

Seite 58. Die Konstrukzion eines Objekts ist nicht ein neues Urtheil, sondern bloß eine Bestätigung des schon gefällten Urtheils.

Ich verstehe hier die Konstrukzion a posteriori, wodurch das Verhältniß der Bestimmbarkeit

bloß

bloß gedacht, aber nicht erkannt wird. Die Konstrukzion a priori hingegen ist zur Realität des Urtheils an sich nothwendig.

VII. Seite 64. Ich habe die logische Charakteristik nach der algebraischen immer der Natur des dadurch Bezeichneten gemäß einzurichten gesucht. Doch ist die von mir gewählte Bezeichnungsart nicht die Einzige mögliche. Ja es kann sogar in gewissen Fällen nützlich seyn, sich mehr als einerlei Bezeichnungsart zu bedienen und sie einander zu substituiren, wodurch die Beweise gewisser Lehrsätze erleichtert werden. So bedient sich z. B. die Algebra für Potestäten, deren Exponenten negative Zahlen sind, sowohl a^{-1}, a^{-2}, a^{-3} als $\frac{1}{a}$ $\frac{1}{a^2}$ $\frac{1}{a^3}$ u. d. gl.

Seite 71. Ein identisches Urtheil ist ein Urtheil wodurch die Identität des Subjekts und Prädikats bestimmt wird. Dieses ist entweder wechselseitig und alsdann ist es ein identisches Urtheil in engerem Sinne. Z. B. a ist a oder einseitig d. h. worinn das Subjekt mit dem Prädikat (in Ansehung gewisser Folgen) einerlei ist, und folglich demselben substituirt werden kann, nicht aber umgekehrt. Z. B. ein Dreieck ist eine Figur d. h. Dreieck ist in Ansehung der aus dem Begriff von Figur zu ziehenden Folgen, mit Figur einerlei. Es kann also in Ansehung dieser Folgen dem Begriff von Figur substituirt werden, aber nicht umgekehrt. Figur ist in Ansehung der aus dem Begriff von Dreieck zu ziehenden Folgen, mit demselben nicht einerlei, so daß Figur dem Begriff von Dreieck in Ansehung dieser Folgen nicht substituirt werden kann.

Ich spreche hier bloß von analytischen d. h. solchen Urtheilen, deren Prädikat durch den Begriff des Subjekts nach den Grundsätzen des Widerspruchs bestimmt wird; nicht aber von synthetischen Urtheilen, deren Prädikat nicht durch den Begriff des Subjekts, sondern durch seine Darstellung als Objekt selbst bestimmt wird. Die Theorie dieser Urtheile gehört nicht für die Logik, sondern für die Transzendentalphilosophie.

Ibid. Wenn Subjekt und Prädikat wechselseitig (völlig) identisch sind, so ist das Subjekt, auf eine jede mögliche Art bestimmt, nichts anders als das Prädikat auf eine jede mögliche Art bestimmt, und das Subjekt, auf gewisse Arten bestimmt, nichts anders als das Prädikat auf eben diese Arten bestimmt. Da nun dem auf gewisse Arten bestimmten Prädikat, das unbestimmte Prädikat beigelegt werden muß (indem die Bestimmung die Natur des dadurch Bestimmbaren nicht ändert) so muß auch das unbestimmte Prädikat dem auf diese Arten bestimmten Subjekte beigelegt werden.

Im

Im zweiten Falle folgt aus dem Urtheil: alle a (a auf eine jede mögliche Art bestimmt) sind a, unmittelbar daß auch etliche a (a auf gewisse Arten bestimmt) a sind.

Im dritten Falle stimmen a und b in Bestimmung eines Objekts a b mit einander überein; folglich giebt es etliche a (nämlich diejenigen die mit b das Objekt a b bestimmen) welche mit b in einer Einheit des Bewußtsens verbunden werden; und so auch etliche b die a sind. Z. B. etliche rechtwinklichte Dreiecke sind gleichschenklicht; und etliche gleichschenklichte Dreiecke sind rechtwinklicht.

Wird Subjekt und Prädikat als im Objekt nothwendig verbunden gedacht, z. B. drei Seiten und drei Winkel eines Dreiecks, so ist es wahr, daß alle und folglich auch daß etliche dreiseitige Figuren dreiwinklicht sind, und auch umgekehrt.

Seite 66. Daß ich aber 2c. Da die Logik von der Erkennbarkeit der Objekte nach dem eingesehenen Verhältniß der Bestimmbarkeit abstrahirt, und nur ihre Denkbarkeit in diesem Verhältniß in Betrachtung zieht, so muß ein besonderer Begriff nicht durch a b (a durch b bestimmt), welches die Einsicht in diesem Verhältniß zwischen a und b voraussetzt (weil b ein durch diese Einsicht bestimmtes Prädikat bedeutet) sondern durch a n (a auf eine besondere Art diesem gedachten Verhältnisse gemäß bestimmt, ohne diese Bestimmung anzugeben) bezeichnet werden. Die Allgemeinheit und Besonderheit des Begriffs wird durch die Allgemeinheit und Besonderheit des Satzes, dessen Subjekt er ist, bestimmt. In dem Satze: etliche Thiere sind Menschen, ist das Subjekt nicht der allgemeine Begriff von Thier überhaupt, sondern etliche Thiere d. h. Thier auf eine besondere Art bestimmt. In dem Satze hingegen: alle Thiere sind organische Wesen, ist das Subjekt der allgemeine Begriff von Thier überhaupt.

Seite 75. Wenn das subalternirende 2c. Ich konnte auch den Beweiß so führen: a x + b (alle a ist b, weil b ein allgemeinerer Begriff als a ist) folglich (wenn n dem x substituirt wird) a n + b (etliche a sind b) Aber ich habe die Bezeichnung darum so gewählt, damit der Grund der Wahrheit dieser Sätze schon aus der Bezeichnung erhellen soll. Daß a x ist b kann bloß gedacht aber nicht anschaulich gemacht werden. Daß a x aber a ist, lehrt der Augenschein in dieser Bezeichnung selbst. Daß a n ist b folgt (wenn n dem x substituirt wird) aus dem angenommenen a x + b. Dahingen a n = a noch außer diesem Beweise sich aus der Bezeichnung selbst schon ergiebt.

Ibid. Aus der Falschheit des subalternirenden 2c. Im Beweise müßte es so heißen: x > n. (x ist größer in Ansehung seines Umfanges oder allge-

allgemeiner als n) $a > b$ folglich ist es falsch, daß $a\,x + b$ (alle a sind b) und doch ist es wahr, daß $a\,n$ (etliche a namentlich die b sind) $+ b$.

Seite 76. Zwei kontradiktorisch entgegengesetzte rc. Im Beweise muß es so heißen: Wenn es wahr ist, daß $a\,x = a$ so kann nicht zugleich wahr seyn, daß $a\,n - a$ (weil sonst, da n dem x substituirt werden kann, jener Satz falsch seyn müßte).

Ist es falsch, daß $a\,n - a$ (etliche a sind $- a$) weil in der That kein $a - a$ ist, so kann nicht zugleich falsch seyn, daß $a\,x + a$ ist (denn diese beiden Formeln sind, wie schon gezeigt worden, gleichgeltend)

Seite 79. Allgemeine Urtheile rc. Aus $a\,x + a$ folgt $a\,x - (- a)$ d. h. das Entgegengesetzte des Prädikats muß dem Subjekte mit entgegengesetzter Qualität beigelegt werden, und aus diesem, durch eine reine Umkehrung $- (a)\,x - a$ welches das rein kontraponirte von $a\,x + a$ ist.

Ibid. Besondere verneineinende Sätze rc. Im Beweise muß $a\,n - a$ und aus diesem $b\,n - a$, heißen: und aus diesem $a\,n + (-b)$ und der Beweiß ist im Kurzen dieser: $- a\,x + b$ (nicht alle a sind b) ist mit $a\,n - b$ (etliche a sind nicht b und dieser mit $a\,n + (- b)$ gleichgeltend. Das rein Umgekehrte

kehrte von diesem aber ist $(- b)\,n + a$, welches das rein kontraponirte von Jenem ist.

VI. Abschnitt. Seite 82—83. Dieser neue Gesichtspunkt woraus ich hier die Schlüsse betrachtet habe, hängt mit meinem skeptischen System genau zusammen. Ich ziehe z. B. mit D. Hume den Gebrauch der hypothetischen Form der Urtheile von Objekten der Erfahrung in Zweifel, ohne deswegen diese Form an sich, wie sie in der Logik aufgestellt wird, zu bezweifeln. Ich lege dieser Form bloß im analytischen, nicht aber im synthetischen Denken Realität bei. Frägt man mich, woher ich zu dem Bewußtseyn dieser Form komme, da ich ihren Gebrauch von empyrischen Objekten, als unbezweifeltes Faktum nicht zugeben will? so antworte ich, diese Form liegt schon im analytischen Denken allen Schlüssen zum Grunde: wenn a ist b und c ist a, so ist c auch b. Die Prämissen mögen hier synthetische oder analytische Urtheile seyn, so ist immer die ganze Schlußform oder die Verbindung der Konklusion mit denselben analytisch. Mag im Antezedens: Wenn a ist b, und c ist a nicht heißen: wenn a in sich b und c in sich a enthält, sondern wenn a mit b und c mit a synthetisch verbunden sind, so ist doch immer die Verbindung dieses zusammengesetzten Antezedens mit dem Konsequens c ist b analytisch. Z. B. Wenn $7 + 5$

= 12 und 9 + 3 = 7 + 5 so ist 9 + 3 = 12. Wo die Prämissen synthetisch in der (reinen) Anschauung bestimmt werden, die Konklusion aber auch ohne diese unmittelbare Anschauung analytisch, nach dem Satze des Widerspruchs bestimmt wird.

Seite 85. d. h. zum Wesen des Schlusses gehört die Voraussetzung der Möglichkeit eines solchen Verhältnisses zwischen hypothetisch ausgedrückten Objekten überhaupt, daß nämlich Objekte x y z in dem Verhältnisse gedacht werden können, daß x ist y und y ist z, und daß a b c wirklich in diesem Verhältnisse gedacht werden, daß a ist b und b ist c. Ob aber a ist b und b ist c nicht bloß gedacht, sondern (nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit) erkannt wird, d. h. die Subsumtion dieser Objekte unter diesen Urtheilen gehört nicht zum Wesen des Schlusses, sondern zu seinem praktischen Gebrauche von gegebenen Objekten.

Seite 91. Erklärung In dieser Schlußform z. B.

a ist b
c ist a

---

also c ist b

ist a ist b der Obersatz, nicht eben deswegen, weil er in der ersten Figur oben an stehet, sondern weil in ihm das Verhältniß des Mittelbegriffs zum major als

als das Verhältniß des Bestimmten zum Bestimmbaren gedacht wird. Er wird daher, wenn man auch die Stellen der Prämissen mit einander vertauschen und nach der vierten Figur schließen wollte:

c ist a
a ist b

---

also b ist c

noch immer Obersatz bleiben, weil er noch immer dieses Verhältniß ausdrücken muß, wenn es mit diesem Schlusse seine Richtigkeit haben soll. Denn wenn wir annehmen, dieser Satz drückt nicht das Verhältniß des Bestimmten (Besondern) zum Bestimmbaren (Allgemeinen) sondern umgekehrt aus, so müßte er partikulär seyn, welches der Regel aller Schlußformen, daß nämlich der Obersatz allgemein seyn muß, zuwider ist.

Seite 92. Lehrsatz. Aus: Alle Dreiecke sind Figuren,
Kein Zirkel ist ein Dreieck

---

kann nicht geschlossen werden: Kein Zirkel ist eine Figur.
sondern: Kein Zirkel ist etliche Figuren (nämlich Dreieck)

Aus: Alle Quadrate sind Vierecke,
etliche Figuren sind Quadrate,

folgt nicht: alle Figuren sind Vierecke
sondern: etliche Figuren sind Vierecke.

Seite 96. Aus zwei verneinenden Prämissen ꝛc. Die Konklusion muß in Ansehung ihrer Form (Qualität und Quantität) durch die bloße Form der Prämissen bestimmt seyn. Hier aber ergiebt es sich schon aus der bloßen Bezeichnung, daß in diesem Falle die Form der Konklusion (die Qualität,) durch die Form der Prämissen nicht bestimmt werden kann, indem die Qualität der Konklusion sowohl bejahend als verneinend seyn kann.

Es sey z. B. der Obersatz: kein vernünftiges Thier ist non Thier, so kann der Untersatz sowohl: Kein vernünftiges non Thier ist ein vernünftiges Thier, als: Kein unvernünftiges Thier ist ein vernünftiges Thier, seyn. Im ersten Falle muß die durch die Form der Prämissen bestimmte Form der Konklusion verneinend seyn nach der Regel: wenn eine Prämisse verneinend ist, so ist auch diese Konklusion verneinend. Aber alsdann wird die Konklusion: ein vernünftiges non Thier, ist nicht non Thier an sich, falsch seyn. Sein Entgegengesetztes: ein

ein vernünftiges non Thier ist non Thier, ist zwar an sich wahr, aber es folgt nicht aus den Prämissen.

Im zweiten Falle ist die durch die Prämissen bestimmte Konklusion: ein unvernünftiges Thier ist nicht non Thier, zwar an sich wahr, aber sie folgt gleichfalls nicht aus den Prämissen.

Unsere Bezeichnung hat, wie man sieht, darinn vor der gewöhnlichen den Vorzug, daß man darinn zwar von einem gegebenen aber dennoch nicht vom transzendentalen Inhalt abstrahirt, und daher die Wahrheit oder Falschheit einer Konklusion an sich bestimmen kann. Wenn nach der gewöhnlichen Bezeichnung A ist nicht B, als Obersatz, und C ist nicht A, als Untersatz, gegeben wird, so haben wir zwar schon aus Gründen bewiesen, daß daraus keine Konklusion gezogen werden kann. Dieses erhellet aber keineswegs aus der bloßen Bezeichnung, wie es mit unserer Bezeichnung der Fall ist.

Nach dieser wird a b — (— a), wo das Prädikat dem Bestimmbaren im Subjekte entgegengesetzt ist, als Obersatz gegeben. Der Untersatz kann daher (wenn in der ersten Figur geschlossen werden soll) sowohl (— a) b — a b (wo das Bestimmbare im Prädikat dem Bestimmbaren im Subjekte) als a (— b) — a b (wo die Bestimmung im Prädikate der Bestimmung im Subjekte entgegengesetzt ist, seyn. Im ersten Falle kann die Konklusion, wenn man auf ihren transzendentalen

 len

len Inhalt an sich Rücksicht nimmt, nicht anders als $(-a)\,b + (a)$ seyn; dieser Satz ist an sich wahr, aber es folgt nicht aus den Prämissen, weil ~~er~~ um daraus zu folgern ~~verneinend seyn müßte.~~ Sein entgegengesetzter Satz: $(-a)\,b - (-a)$ würde ~~zwar diejenige Form haben, die ihm als eine Folge~~ aus den ~~gegebenen~~ Prämissen ~~bestimmt; er würde aber dennoch~~ an sich falsch seyn, (weil das Prädikat dem Subjekte widersprechen würde).

Im zweiten Falle wird die Konklusion: $a(-b) + (-a)$ ~~so wohl in Ansehung der durch die~~ Prämissen ~~bestimmten Form der Verneinung, als~~ an sich ~~wahr~~ seyn. ~~Aber dennoch nicht als Folge~~ aus den ~~gegebenen~~ Prämissen ~~betrachtet werden können~~, weil sie in der That aus einer zwar an sich falschen, aber der bloßen Form nach dieser entgegengesetzten Prämisse folgen muß. Aus diesen Prämissen

$$a\,b - (-a)$$
$$a(-b) + a\,b$$
folgt: $$a(-b) - (-a)$$

Seite 97. Aus zwei partikulären Prämissen rc. Anstatt soll der Obersatz: $a\,m + m$, lese man: $a\,m + b$ und so überall abgeändert; weil m im Subjekte etliche (unbestimmt welche Etliche) die durch das Prädikat b bestimmt werden, bedeutet. Dieses mit

mit Worten ausgedrückt, soll der Obersatz seyn etliche a sind a b, so kann der Untersatz entweder a durch b bestimmt sind etliche a, oder a durch c bestimmt sind etliche a, seyn. Im ersten Falle sind hier in der That nur zwei Glieder, etliche a (unbestimmt welche) und a b. Im zweiten aber sind hier vier Glieder, etliche a (worunter aber keine andern als die durch b bestimmt sind) etliche a (worunter die durch c bestimmt sind, verstanden werden) a b, a c. Es bedeutet z. B. a Thier und b Vernunft, so heißt der Obersatz: etliche a sind a b, etliche Thiere sind vernünftige Thiere; nimmt man nun (etliche, wodurch auch alle verstanden werden kann) vernünftige Thiere sind etliche Thiere, so sind hier bloß zwei Glieder, etliche Thiere und vernünftige Thiere. Nimmt man hingegen etliche Thiere sind unvernünftige Thiere zum Untersatz, so sind hier vier Glieder, etliche Thiere (worunter bloß vernünftige) etliche Thiere (worunter bloß unvernünftige Thiere verstanden werden) vernünftige und unvernünftige Thiere wider die Hauptregel der Schlüsse.

Seite 98. Aus einer partikulär bejahenden rc. Hier muß es auch im Obersatze heißen $a\,m + b$. Bedeutet abermal a Thier und b Vernunft, so ist der Obersatz in Worten ausgedrückt: etliche Thiere haben Vernunft; der Untersatz entweder: kein Unthier ist etliche Thiere, oder kein unvernünf-

nünftiges Thier ist ein vernünftiges Thier. Im ersten Falle mag die Konklusion bejahend oder verneinend genommen werden, so wird sie, wenn man auf den durch die Bezeichnung bestimmten Inhalt Rücksicht nimmt, unrichtig ausfallen. Denn so wenig alle Unthiere haben Vernunft als alle Unthiere haben keine Vernunft (indem es vernünftige Wesen geben kann, die nicht Thiere sind). Im zweiten Falle kann die durch den Inhalt bestimmte Konklusion nicht anders seyn, als: kein unvernünftiges Thier hat Vernunft. Durch die bloße Form kann also die Konklusion nicht bestimmt werden.

Seite 100. Der Obersatz muß allgemein seyn 2c. Hier müßte es gleichfalls heißen: wäre der Obersatz partikulär: a b m + c (etliche a b, nämlich die durch c bestimmt sind, sind c) so könnte der Untersatz nicht seyn a b x + a b c (alle a b sind a b c) weil dieses an sich falsch ist, sondern a b x + a b c (etliche a b nämlich die durch c bestimmt sind, sind a b c.) Aus der Konklusion wird also nichts mehr folgen als der schon gegebene Obersatz a b m + c. Ich will mich bei der Erläuterung der übrigen Beweisarten aus der Bezeichnung selbst nicht länger aufhalten, indem sie nach dem bisher vorgetragenen sich leicht begreiflich machen lassen; und ich ohnedem zu der Theorie der logischen Bezeich-

zeichnung, wovon hier bloß der erste Versuch geliefert worden ist, ein eigenes Werk bestimmt habe.

VIII. Abschnitt. I. Seite 115. Diese sind Postulate des Denkens und Axiomen des (formellen) Erkennens.

Eine jede logische Form, selbst als Objekt betrachtet, besteht gleichfalls aus einer allgemeinen Form und einem besondern Stoff. Die allgemeine Form ist Einheit des Bewußtseyns überhaupt in einem Mannigfaltigen überhaupt. Der besondere Stoff ist die besondere Art dieser Einheit (bejahend, verneinend, kathegorisch, hypothetisch u. d. gl.). So wie nun durch die bloße Form ein Objekt im Allgemeinen gedacht, aber nicht auf eine bestimmte Art erkannt wird, bis ihr ein außer dem Denken befindlicher Stoff gegeben wird; eben so wird durch die bloße allgemeine Form der Form (Einheit des Bewußtseyns überhaupt) die bestimmte Form im Allgemeinen gedacht, aber nicht, auf eine bestimmte Art, erkannt. Die bestimmten Formen sind also in Beziehung auf reelle Objekte keine Axiomen wie der Grundsatz des Widerspruchs, so daß ohne dieselbe kein Denken möglich seyn sollte; denn woher wissen wir, daß nicht andere Formen oder bestimmte Arten ein gegebenes Mannigfaltiges in einer Einheit des Bewußtseyns zu denken, gleichfalls möglich sind (da diese

 Vor-

Voraussetzung keinen Widerspruch enthält)? Sie sind also bloße Postulate des Denkens d. h. jeder giebt zu durch bloße Reflexion über das Denken, daß Objekte durch diese Formen (ohne Ausschließung anderer) gedacht werden können. Dahingegen sind sie in Ansehung ihrer selbst, als Objekte betrachtet, Axiomen des Erkennens ihrer selbst, sie können an sich nicht anders als Objekte erkannt werden, als wie sie in Beziehung auf reelle Objekte, gedacht werden. —

Ibid. Die a priori bestimmten Verhältnisse der bestimmten Objekte der Mathematik rc.

Die allgemeine Größenlehre ist gleichsam die mathematische Logik; sie hat die allgemeinen Größenverhältnisse zum Gegenstand.

Die zwar reine aber nicht allgemeine Mathematik (Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie u. s. w.) hat nicht bloß diese allgemeinen Verhältnisse, sondern die durch diese Verhältnisse gedachten Objekte zum Gegenstand. Ein jedes Objekt der reinen Mathematik bestehet also gleichfalls aus Materie (das durch ein allgemeines Verhältniß zum Denken Gegebene) und Form (das allgemeine Verhältniß selbst).

Seite

Seite 121. Wer sich eine Linie vorstellen will rc. Eine Linie besteht aus (ins Unendliche theilbaren) Linien, aber nicht aus untheilbaren Theilen, folglich kann die Synthesis ihres Mannigfaltigen nicht anders als in der Zeit geschehen. Eine Linie von bestimmter Größe kann durch die ohne Zeit gedachte Synthesis andere Linien (die ihre Theile sind) eine Linie überhaupt aber kann nur in der Zeit ein Gegenstand des Bewußtseyns werden.

Neunter Abschnitt. I. Seite 124—125. Ich muß mich hier über die schwankenden Ausdrücke Stoff und Form umständlicher erklären.

Die Alten nannten Stoff das Allgemeine (mehreren Arten von Objekten Gemeinschaftliche) und Form das Besondere (einer jeden Art Eigene) im Objekte. (z. B. die materia prima und die formae essentiales in der Aristotelischen Philosohie) Kant giebt diesen Ausdrücken eine gerade umgekehrte Bedeutung. Form ist bei ihm die im Subjekt gegründete allgemeine (allen Objekten einer Erkenntnißart gemeinschaftliche) Bedingung, und Stoff das Besondere in einem Objekte, wodurch die in Beziehung auf Objekte (einer Erkenntnißart) überhaupt, als Bedingung gedachte Form in einem gegebenen Objekte erkannt wird.

Ich glaube aber, daß wenn Stoff und Form überhaupt bloß durch das Merkmal der Allgemeinheit

heit und Besonderheit (in Beziehung aufeinander) bestimmt werden sollten, alsdann in gewissen Fällen sehr schwer fallen möchte, diese Ausdrücke, ihrer Bestimmung nach, gehörig zu gebrauchen. Das Wasser z. B. nimmt alle Figuren der Gefäße an worinn es sich befindet; hier ist also Stoff das Allgemeine und Form das Besondere. Alle weiche Materien nehmen die Form eines Petschafts an. Hier ist also dem Sprachgebrauche gemäß gerade umgekehrt der Fall. Form ist das Allgemeine und Stoff das Besondere. Man gebe also diesen Ausdrücken im Allgemeinen eine Bedeutung welche man will, so werden sie doch immer in der Anwendung schwankend bleiben.

Bei mir hingegen ist Stoff das Bestimmbare (welches ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich ist) und Form die Bestimmung (welche nur in Verbindung mit jenem ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann). Diesem zufolge ist in den angeführten Beispielen das verschiedene Formen annehmende Wasser nicht deswegen Stoff, weil es das Allgemeine und die gegebene Figur deswegen Form, weil sie das Besondere ist, denn eben so gut wie das Wasser an sich allgemeiner als eine jede dieser Figuren (z. B. der viereckigten) ist, indem es auch andere Figuren annehmen kann, eben so ist wiederum diese Figur in anderer Rücksicht allgemeiner als das Wasser, weil sie nicht nur dem Wasser, sondern auch andern Dingen zukommen kann; sondern weil das Wasser als das Bestimmbare auch ohne die Figur durch innere Merkmale an sich Erkennbare, die Figur hingegen als Bestimmung, die an sich kein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann, betrachtet wird.

Eben so ist die weiche Materie das Bestimmbare, und die ihr eingedruckte Figur die Bestimmung derselben. Der Sprachgebrauch beruht also in beiden Beispielen auf eben demselben Grunde.

Der Raum ist nicht deswegen Stoff, weil er allgemeiner als ein jedes in ihm gedachte Objekt der Mathematik (Dreieck z. B.) sondern weil es das Bestimmbare darinn ist, indem Raum auch ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich, dies in ihm gedachte Objekt aber nur als Bestimmung des Raumes ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann.

(VI. S. 159.) Kant nimmt die Formen der Urtheile, so wie sie in der allgemeinen Logik bestimmt und vollzählig dargestellt werden, an. Die Frage: wie die Logik selbst zur Bestimmung dieser Formen gelangt ist? fiel ihm gar nicht ein. Ich habe aber schon gezeigt, daß die Bestimmung und Vollzähligkeit dieser Formen in ihrem logischen Gebrauche, ihre Bestimmung und Vollzähligkeit in Beziehung auf durch Verhältnisse zum

zum Bewußtseyn a priori bestimmte Objekte d. h. ihren transzendentalen Gebrauch voraussetzt. Ohne Rücksicht auf diesen Gebrauche haben einige dieser Formen gar keine Bedeutung; andere haben bloß darum in der Logik eine Bedeutung, weil sie auch außer dem Denken von Objekten der Anschauung gebraucht werden. Die Formen der Quantität: Einheit, Vielheit, Allheit haben bloß darum eine Bedeutung, weil sie auch von Objekten der Anschauung gebraucht werden.

Die weisse Farbe an sich betrachtet, ist eine Einheit und eben so der der süße Geschmack. Beide mit einander verglichen, machen sie (da sie von einander verschieden sind, und folglich nicht in ein einziges Bewußtseyn zusammenfließen können) eine Vielheit aus. Beide als in Zeit und Raum verknüpft vorgestellt, giebt den Begriff der Allheit. Hier ist noch von Denken oder von Verbinden des gegebenen Mannigfaltigen in einer nothwendigen Einheit des Bewußtseyns gar die Rede nicht. Diese Begriffe werden schon vor dem Denken gebraucht, und haben ihre bestimmte Bedeutung, und eben diese Bedeutung haben sie auch im Denken eines Objekts überhaupt. A an sich ist eine Einheit, und eben so b an sich. A und b miteinander verglichen und als von einander verschieden gedacht, ist eine Vielheit. A und b in einer Einheit des Bewußtseyns verbunden, ist eine Allheit.

Die

Die Formen der Qualität hingegen: Bejahung, Verneinung, Unendlichkeit (Unbestimmtheit) haben außer dem Denken gar keinen Gebrauch; man kann nicht sagen: diese Anschauung ist eine Bejahung, Verneinung u. d. gl., so wie man sagen kann: diese Anschauung ist eins oder viel. Woher haben also diese Formen in der Logik ihre Bedeutung erhalten? Woher anders, als aus ihrem transzendentalen Gebrauche. Bejahung und Verneinung muß durch (transzendentale) Realität und Negation erklärt werden. Diese haben gleichfalls schon vor dem Denken, in ihrem Gebrauche von Anschauungen, ihre Bedeutung; das Licht z. B. ist, als Anschauung an sich (ohne auf sein Verhältniß zur Einheit des Bewußtseyns mit andern Anschauungen Rücksicht zu nehmen) eine Realität und Finsterniß eine Negation. Die Bedeutung dieser Worte ist also durch ihren Gebrauch schon vor dem Denken bestimmt. Ihre logische Bedeutung unterscheidet sich von der transzendentalen bloß darinn, daß diese absolut, jene aber bloß relativ ist. Der transzendentalen Bedeutung nach, ist Licht Realität und Finsterniß Negation; aber nicht umgekehrt. Der logischen Bedeutung nach aber sind beide in Beziehung auf einander, Negation. Aber selbst diese relative Bedeutung dieser Formen in der Logik ist von der absoluten Bedeutung unzertrennbar. Das Mannigfaltige in Beziehung auf ein-

einander wird bloß als relative Realität und Negation gedacht. Die Verbindung dieses Mannigfaltigen in einer Einheit des Bewußtseyns aber ist absolute Realität, so wie die Trennung eine absolute Negation (Aufhebung der Verbindung).

Hieraus ergiebt es sich, welche enge Gränzen Kant sich in seinen kritischen Untersuchungen gesetzt hatte, indem er seinen Kathegorien die logischen Formen (die er als an sich völlig bestimmt und vollzählig dargestellt) voraussetzte, ohne vorher darüber selbst Untersuchungen anzustellen, wie doch die Logik selbst zur Bestimmung und Vollzähligmachung dieser Formen gekommen ist? Schon diese präzise Eintheilung der logischen Formen in vier Hauptmomente, deren jedes wiederum drei Formen unter sich begreift, hat etwas so Gesuchtes und Geheimnißvolles an sich, daß ein jeder Selbstdenker (nicht Nachbeter) ein Mißtrauen dagegen fassen muß. Ich werde mich wenig darum bekümmern, ob ich, (nachdem ich den Ursprung und die Bedeutung der logischen Formen werde untersucht haben) zwölf Formen (nach den Stämmen Israels) oder mehr oder weniger herausbringen werde, wenn ich nur von dem was ich herausbringe, werde Rechenschaft geben können.

Seite 167. Tafel der Formen und Kathegorien 2c. Aus dieser Tafel ergiebt es sich, daß in Ansehung der Quantität die Kathegorien mit den

den Formen einerlei Bedeutung haben. Dahingegen die Kathegorien der Qualität nach eine ganz andere Bedeutung als die Formen haben. Bejahung, als bloße Form, bedeutet das Gegebenseyn (oder als gegeben gedacht seyn) des Mannigfaltigen im Verhältnisse der Bestimmbarkeit. Dahingegen (transzendentale) Realität sich nicht bloß auf dieses Verhältniß, sondern auf die Bestimmung an sich beziehet. Verneinung, als bloße Form, bedeutet das Gegebenseyn in einem dem Verhältnisse der Bestimmbarkeit entgegengesetzten Verhältnisse; als (transzendentale) Negation aber bedeutet es die durchs Denken des Mannigfaltigen in dem, dem Verhältniß der Bestimmbarkeit entgegengesetzten Verhältnisse, aufgehobenen Bestimmung. Unendlichkeit bedeutet ein Gegebenseyn so wenig im Verhältnisse der Bestimmbarkeit als in einem diesem entgegengesetzten Verhältnisse. Limitation aber beziehet sich auf das Bestimmbare, das dadurch als durch die gegebene Bestimmung unbestimmbar erkannt wird. Das übrige ergiebt sich aus dem bisher Vorgetragenen.

Seite

Seite 186. Im ersten Falle sind die Bestimmungen dem Bestimmbaren immer koordinirt, lies: subordinirt.

Seite 192. 3) Das Innere und Aeußere. Anstatt: daß aber eine gegebene Linie parallel läuft, lies: daß aber sie einer gegebenen Linie parallel lauft.

Briefe

des

Philaletes an Aenesidemus.

Audiatur et altera pars.

Erster Brief.

Ihr neu erschienenes Werk unter dem Titel: Aenesidemus, oder Ueber die Fundamente der von Herrn Prof. Reinhold in Jena gelieferten Elementar-Philosophie hat für mich seinem Inhalte sowohl als seinem Zwecke nach, so viel Interesse, die darinn zum Grund liegende, von aller Systemsucht befreiete, skeptische Methode ist so sehr nach meinem Geschmack, und der überall durchblickende polemische Scharfsinn, der helle und am Ueberfluß gränzende volle Vortrag hat für mich so viel Anlockendes; Ihre Gedanken über die neueste Philosophie stehen mit den meinigen in solchem engen Verhältnisse, und obschon sie davon in gewissen Stücken abweichen, so stimmen sie doch in der Hauptsache mit denselben so sehr überein, daß ich Ihnen nicht anders meine Hochachtung darüber bezeugen zu können glaube, als wenn ich mir die Freiheit nehme einige Anmerkungen, die mir bei Lesung Ihres Werks aufgestoßen sind, der Welt mitzutheilen und einer strengen Kritik zu unterwerfen.

Ich sehe daraus, würdiger Mann! daß Ihnen Philosophie am Herzen liegt, und daß Sie sich so wenig von dem alten Adel der dogmatischen als von den persönlichen Verdiensten der kritischen Philosophie haben verleiten lassen, der Einen mit Ausschließung der Andern zu huldigen. Sie lassen vielmehr einer jeden Gerechtigkeit wiederfahren, und indem Sie mit Ihren skeptischen Waffen der kritischen Philosophie die von ihr gemachten Eroberungen aus den Händen zu reißen suchen, so geben Sie doch zugleich zu erkennen, daß Sie diese Eroberungen nicht (wie es in der politischen Welt zu gehen pflegt) für sich, sondern für die dogmatische Philosophie, der sie rechtmäßig zugehören, zu erhalten suchen. —

Auch ich kann mich des Glücks rühmen, mit der Königin der Wissenschaften, mit der Philosophie, seit einigen Jahren einen vertrauten Umgang gehabt zu haben; habe alle ihre Schritte beobachtet, und, um ihren Karakter recht zu studieren, mich in alle ihre Launen geschickt. Sie hat mir auch ihre Gunstbezeugungen nicht gänzlich versagt; und troz der Eifersucht mancher ihrer Liebhaber, sich zu meinem Vortheil erklärt. Einige ihrer vorgeblichen Liebhaber machten ihr zwar die Cour, aber wie die Folge gelehrt hat, nicht ihrer Person, sondern ihres Vermögens wegen? Andere thaten es ihrer Töchter (Moral, Theologie) wegen, auf die sie Jagd machten. Meine Liebe zu ihr hingegen war immer rein

und hatte nichts anders als ihren Besitz zum Zweck.

Was hat diese ehrwürdige Dame nicht alles von den Launen der Menschen erfahren müssen? Einige ihrer Liebhaber, die ihre Reize nicht zu schätzen wußten, ließen sie (nach Art der Wilden) die schwersten Hausarbeiten verrichten. Andere wiederum, auf ihre Reize eifersüchtig, schlossen sie (nach Art der Morgenländer) in ihre Zimmer ein, so daß sie vor langer Weile verschmachten mußte. — Einige, die nicht aus eigener Wahl, sondern aus Mangel eines besseren Zeitvertreibes einige Zeit ihren Umgang geflogen und denen sie daher ihre Gunstbezeugungen verweigern müßte, stießen sie von sich mit Verachtung und gingen darinn so weit, daß sie selbst die bisher vorgegebenen, ihnen von ihr zugeschickten Liebesbriefchen für untergeschoben und von würdigern Liebhabern gestohlen erklärten.

Politiker schickten sie als eine lüderliche Person ins Zuchthaus. Schöne Geister, wie ihnen die Laune ankam, besangen entweder ihre Reize (doch ohne sie zu kennen) oder machten darüber Satyren u. s. w. Aber diese himmlische Muse ist über alles übertriebene Lob sowohl als über ungerechten Tadel erhaben. Ueberzeugt, daß selbst ihre Mängel ihre Vollkommenheiten erhöhen, will sie so gekannt seyn, wie sie wirklich ist; sie verträgt so wenig Eifersucht als Gleichgültigkeit.

Ich glaube, daß alle Fehler und Mißgriffe, welche die Menschen bisher in Begründung der Philosophie gemacht haben, bloß daher rühren, daß sie die Philosophie nicht als Zweck an sich, sondern als Mittel zu andern Zwecken betrachtet haben. Sie mußten nach Verschiedenheit der Zwecke, die sie sich beim Philosophiren vorgesetzt hatten, verschiedene Wege zur Begründung der Philosophie einschlagen. Daher die Mißverständnisse, Streitigkeiten und verschiedene einander entgegengesetzte Philosopheme. Hätten alle diese verschiedenen Partheien die Philosophie als den, durch die Form der Vernunft bestimmten, Zweck an sich gesucht, und ihr bloß solche Prinzipien zum Grunde gelegt, wodurch die größte mögliche Einheit in unserer Erkenntniß erlangt wird, so könnte es noch verschiedene Systeme, die sich diesem höchsten Ideal mehr oder weniger nähern, geben, diese Systeme würden aber alsdann bloß darinn verschieden seyn, daß das Eine mehr System wäre als das andere, aber nicht darinn, daß das Eine auf andere Resultate führen würde als das andere, indem hier von allen Resultaten abstrahirt wird.

Eben so entstehen Mißverständnisse und Streitigkeiten in Ansehung des ästhetischen Gefühls, weil die streitenden Partheien (sie mögen Künstler oder Kenner seyn) die Werke des Geschmacks, nicht wie es seyn sollte, nach ihrer formellen Vollkommenheit in Ausübung der freien Einbildungskraft

kraft, sondern nach andern Zwecken, die sich jede Parthei bei Vorstellung dieser Werke denkt, beurtheilen. Ihre Meinungen müssen daher nach Verschiedenheit der von ihnen vorgestellten Zwecke verschieden ausfallen; dahingegen die Vorstellung des bloß formellen Zweckes bei allen einerlei ist.

Ich habe schon anderwärts (in den Streifereien im Gebiete der Philosophie und zwar in der Abhandlung: über die Aestätik) gezeigt, daß der gute Geschmack keineswegs durch positive in irgend einem materiellen Zweck gegründete Regeln als allgemein gültig begründet werden kann, sondern vielmehr durch negative Regeln d. h. durch solche, die uns lehren, wie wir in jedem gegebenen Fall bei Beurtheilung der Schönheit von dem zum Grund gelegten materiellen bloß subjektiven Zweck abstrahiren, und bloß den allgemeingültigen formellen und folglich objektiven Zweck in Betrachtung ziehen sollen.

Diese wichtige Bemerkung findet nicht bloß in Wissenschaften, sondern in allen menschlichen Angelegenheiten, ja selbst in Ansehung der menschlichen Gesellschaft überhaupt statt. Woher kommen die Kriege, die Feindseligkeiten und das wechselseitige Mißtrauen in der menschlichen Gesellschaft, da sie doch ihrer Natur und ihrem Zwecke so zuwider sind? woher anders, als daß man den formellen durch die Vernunft bestimmten Zweck der menschlichen Gesellschaft (nach formellen, allgemeingültigen Vernunftgesetzen) aus den

Augen setzt, und bloß auf den materiellen einer jeden streitenden Parthei eigenen, zufälligen Zweck Rücksicht nimmt. Doch ich kehre zur Sache zurück.

Ihr Plan, werthester Mann! in Ihrem Werke ist das Verhältniß der skeptischen zur kritischen Philosophie genauer als bis jetzt geschehen ist, zu bestimmen, die rechtmäßigen Forderungen der letztern als durch die erste unbefriedigt, zu erklären, und die skeptische Philosophie nicht nur über die dogmatische, sondern selbst über die kritische Philosophie triumphiren zu lassen.

Ich habe seit einigen Jahren gleichfalls die Philosophie zu meinem Lieblingsstudium gemacht, mich in dem Streite zwischen der dogmatischen und kritischen Philosophie gemengt, und, wie bekannt, meine Stimme zum Vortheil der letztern gegeben. Zuletzt suchte ich gleichfalls dem Skeptizismus das Wort zu sprechen, und seine Gerechtsame zu vertheidigen. Wir scheinen also beide in unsern philosophischen Bemühungen eben denselben Plan zu befolgen. In der Folge wird sich aber doch zeigen, daß, obschon dieser Plan im Allgemeinen uns beiden gemein ist, wir dennoch so wenig von diesen verschiedenen Methoden zu philosophiren an sich, als von ihrem Verhältnisse zu einander völlig einerlei Begriffe haben, so daß ich sogar die Parthie des großen Heerführers der kritischen Philosophie (Herren Reinholds) den ich selbst (Streifereien im Gebiete der Philo-

sophie. Philosophischer Briefwechsel) angegriffen habe, gegen Sie nehmen werde. Diese Uebereinstimmung in Ansehung des Plans, und Verschiedenheit in der Ausführung desselben, hoffe ich, wird dazu dienen, um den Gegenstand unserer gemeinschaftlichen Untersuchung desto mehr aufzuklären und in ein helles Licht zu setzen.

Sie wollen (Seite 20) nichts geringeres beweisen, als: „der Skeptizismus nehme die Gewißheit und Allgemeingültigkeit der Grundsätze und Prämissen, auf welchen die kritische Philosophie beruht, mit Recht gar sehr in Anspruch.“ Und (Seite 24) heißt es: „Nach meiner Einsicht nun ist der Skeptizismus nichts anders als die Behauptung, daß in der Philosophie weder über das Daseyn und Nichtseyn der Dinge an sich und ihrer Eigenschaften, noch auch über die Gränzen der menschlichen Erkenntnißkräfte etwas nach unbestreitbar gewissen und allgemeingültigen Grundsätzen ausgemacht worden sey.“ Sie setzen also den Skeptizismus nur in Ansehung der zweiten Hälfte dieser Erklärung der kritischen Philosophie entgegen. Denn in Ansehung der ersten Hälfte dieser Erklärung, daß nämlich in der Philosophie über das Daseyn und Nichtdaseyn der Dinge an sich und ihrer Eigenschaften nichts Gewisses nach allgemeingültigen Grundsätzen ausgemacht worden sey,

sey, stimmt die kritische Philosophie mit ihren Skeptizismo völlig überein; und nur darinn unterscheidet sich ihr Skeptizismus von der kritischen Philosophie, daß nach dieser nicht nur über das Daseyn und Nichtdaseyn der Dinge an sich und ihrer Eigenschaften bisher noch nichts gewisses, nach allgemeingültigen Grundsätzen, ausgemacht worden sey, sondern auch überhaupt nichts ausgemacht werden kann. Ihr Skeptizismus hingegen, ungeachtet er dem äußeren Ansehen nach, dem Dogmatismus noch mehr entgegen zu seyn scheint, ist dennoch demselben weit günstiger als der kritischen Philosohie. Er erklärt keineswegs (wie diese) die Fragen, welche die menschliche Vernunft über das Daseyn und Nichtseyn der Dinge an sich, über ihre reellen und objektiven Eigenschaften und über die Gränzen der Erkenntnißkräfte aufwirft für schlechterdings unbeantwortlich; er setzt über das, was die Vernunft im Felde der Spekulation leisten kann, und vielleicht dereinst leisten wird, ganz und gar nichts fest u. s. w.

Mein Skeptizismus hingegen ist weit entfernt dem Dogmatismus das Wort zu reden, sondern er ist demselben noch mehr als die kritische Philosophie entgegen. Er nimmt als Faktum des Bewußtseyns zweierlei Erkenntnißarten an, nämlich Erkenntniß a priori und a posteriori. Er findet

findet in jener den Charakter der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit, in dieser aber nicht. Die Erkenntniß a priori ist entweder absolut oder bloß komparativ a priori. Jene ist in der Form des Erkenntnißvermögens in Beziehung auf ein Objekt überhaupt; diese aber in den, auf eine bestimmte Art gegebenen Objekten selbst gegründet. Jene bezieht sich entweder auf ein Objekt des Denkens, oder auf ein Objekt des Erkennens überhaupt. Jene abstrahirt nicht nur von allen besondern Bestimmungen, worinn ein Objekt zum Denken gegeben wird, sondern auch von den Bedingungen a priori, unter welchen ein Objekt unter besondern Bestimmungen überhaupt (unbestimmt welche) gedacht werden kann; diese abstrahirt bloß von den erstern, nicht aber von den leztern. Der Skeptizismus beschäftigt sich hauptsächlich mit Aufsuchung dieser Bedingungen und ihrer systematischen Ordnung, um dadurch die Gränzen des Erkenntnißvermögens zu bestimmen und festzusetzen. So weit folgt der Skeptizismus der kritschen Philosophie (einige Veränderungen und Verbesserungen, die er damit vorzunehmen berechtigt zu seyn glaubt, abgerechnet) Schritt für Schritt nach.

Aber hier kommt der Scheideweg, wo sie sich von einander trennen! Die kritische Philosophie nimmt das wirkliche Denken der Objekte den a priori

priori im Erkenntnißvermögen gegründeten Bedingungen gemäß, als Faktum des Bewußtseyns an, und beweist nur auf welche Art sie Bedingungen sind. Der Skeptizismus zieht dies Faktum in Zweifel, und sucht darzuthun, daß das Zeugniß des Gemeinsinns hierinn ungültig sey, indem es auf eine nach psychologischen Gesetzen zu erklärende Täuschung beruht. Ferner erklärt dieser Skeptizismus gewisse Vorstellungen, welche die kritische Philosophie (um nicht mit der dogmatischen gänzlich zu brechen) als in der Natur der Vernunft gegründete Vernunftideen annimmt, für bloß in der Natur der Einbildungskraft gegründete Vorstellungen, wie dieses alles in der Folge umständlicher erörtert werden soll.

Die Sätze, die Sie (Seite 45) der Censur der Elementarphilosophie als bereits ausgemacht und gültig zum Grunde legen, können und müssen Ihnen allerdings zugegeben werden. Nur erfordert der zweite Satz eine Einschränkung. „Der Probierstein alles Wahren ist die allgemeine Logik,“ Ganz recht! aber bloß alles formellen Wahren.

Sie sagen ferner (Seite 46 Note) „Wenn Skeptiker die Gewißheit der Syllogistik bezweifelt haben, so haben sie eigentlich nur dieses bezweifelt, daß die Syllogistik uns zu einer Kenntniß der Dinge an sich verhelfen könne!“ Ich weiß nicht welche Art Skep-

tiker Sie hier meinen? Ein vernünftiger Skeptiker wird die formelle Wahrheit der Syllogistik, da sie auf dem Grundsatz des Widerspruchs beruht, selbst in Ansehung der Dinge an sich nicht bezweifeln, weil dieser Grundsatz sich auf Objekte überhaupt, folglich auch auf Dinge an sich bezieht. Dahingegen kann uns die Syllogistik zu keiner reellen Erkenntniß, nicht nur in Ansehung der Dinge an sich, sondern auch in Ansehung der Erscheinungen verhelfen. In beiden Fällen also findet hier kein Zweifel statt.

So weit von dem Plan ihrer Prüfung im Allgemeinen. In den folgenden Briefen will ich Ihnen Schritt für Schritt folgen und meine Bemerkungen über das Detail dieser Prüfung, und die daraus zu ziehenden Resultate ausdehnen.

Philaletes.

Zweiter Brief.

Sie führen aus der Elementarphilosohie folgende Sätze an:

§. I. Im Bewußtseyn wird die Vorstellung durch das Subjekt vom Subjekt und Objekt unterschieden und auf beide bezogen.

Dieser Satz drückt hier unmittelbar nichts als die Thatsache aus, die im Bewußtseyn vorgeht; die

die Begriffe hingegen von Vorstellung, Objekt und Subjekt nur mittelbar d. h. in wie ferne sie durch jene Thatsache bestimmt werden.

Vor dem Bewußtseyn giebt es keinen Begriff von Vorstellung, Objekt und Subjekt; und diese Begriffe sind ursprünglich nur durch das Bewußtseyn möglich, in welchem, und durch welches Vorstellung Objekt und Subjekt zuerst von einander unterschieden, und auf einander bezogen werden. Die ursprünglichen Merkmale, unter welchen die drei Bestandtheile des Bewußtseyns: Vorstellung, Objekt und Subjekt im Bewußtseyn vorkommen können, in wie ferne sie die ursprünglichen sind, können durch keine Abstrakzion von was immer für vorgestellten Objekten erhalten werden; diese Merkmale quellen also, in so ferne sie Bestandtheile des Bewußtseyns sind, unmittelbar aus dem Bewußtseyn selbst, ohne alle Abstrakzion, setzen in so fern durchaus kein Raisonnement voraus, und gehen aller Philosophie vorher.

Der Satz des Bewußtseyns setzt also keine philosophisch bestimmten Begriffe von Vorstellung, Objekt und Subjekt voraus, sondern sie werden in ihm und durch ihn erst bestimmt und aufgestellt. Diese Begriffe können erst durch Sätze ausgedrückt werden, die durch den Satz des Bewußtseyns ihren Sinn erhalten, ganz in ihm enthalten sind, und unmittelbar aus ihm abgeleitet werden.

Ueber

Ueber den der Elementarphilosophie zum Grunde gelegten Satz des Bewußtseyns bemerken Sie erstlich, „daß er kein absolut erster Grundsatz (wie Hr. Reinhold selbst fordert) sey, der in keiner Rücksicht einem andern Satze untergeordnet wäre, und schlechterdings durch keinen andern bestimmt würde. Als Satz und als Urtheil ist er der höchsten Regel alles Urtheilens, nämlich dem Prinzip des Widerspruchs, nach welchem nichts was soll gedacht werden können widersprechende Merkmale enthalten darf, untergeordnet, und wird in Ansehung seiner Form, und in Ansehung der Verbindung des in ihm vorkommenden Subjekts und Prädikats, durch dieses Prinzip bestimmt."

Diese Bemerkung von Ihnen befremdet mich nicht wenig. Der Satz des Bewußtseyns ist allerdings von dem Satze des Widerspruchs als einer conditio sine qua non, abhängig, wird er aber durch denselben bestimmt? Keineswegs! Ein Satz wird durch einen andern Satz bestimmt, wenn dieser, indem er von Objekten überhaupt (oder wenigstens einer höheren Ordnung) gilt, den Grund enthält, warum jener von gegebenen Objekten (einer niedern Ordnung) gelten muß. So wird z. B. der Satz: Zwei geradlinigte Dreiecke, die zwei gleiche Seiten und zwischen diesen gleichen Seiten gleiche Winkel haben, müssen auch in Ansehung der dritten Seite mit einander gleich seyn, durch den Grundsatz:

zwi-

zwischen zweien gegebenen Punkten kann nur eine einzige gerade Linie gezogen werden, bestimmt. Hier bestimmt der erste Satz ein Verhältniß zwischen gegebenen Objekten (zwei in gedachten Stücken gleichen Dreiecken) das zwar durch den Grundsatz nicht völlig bestimmt, aber dennoch in demselben gegründet ist.

Laßt uns nun sehen wie es sich damit in Ansehung des Satzes des Widerspruchs und des Bewußtseyns verhält. Der Satz des Widerspruchs gilt, als Conditio sine qua non, von allen Objekten des Denkens überhaupt, folglich auch von den im Satze des Bewußtseyns verbundenen Merkmalen. Aber werden deswegen diese Merkmale durch den Satz des Widerspruchs wirklich als verbunden gedacht? Durch den Satz des Widerspruchs konnten bloß diese Merkmale (da sie sich einander nicht widersprechen) als verbunden gedacht werden. In dem angeführten Beispiele wird der Satz: zwei Dreiecke u. s. w. durch den Satz des Widerspruchs mit Hülfe anderer synthetischer Sätze völlig bestimmt. Der Satz des Bewußtseyns aber ist der erste Grundsatz aller synthetischen Sätze; er kann also nicht durch andere mit dem Satze des Widerspruchs verbundene synthetische Sätze bestimmt werden. Hr. Reinhold wollte in seiner Elementarphilosophie nicht die allgemeine Logik, sondern Fundamente zu einer Kritik des Erkenntnißvermögens liefern. Er setzte darinn jene voraus, und legte seiner Ele-

Elementarphilosophie den Satz des Bewußtseyns zum Grunde, der allen synthetischen Sätzen, nicht bloß als conditio sine qua non, sondern als der Realgrund von der Möglichkeit einer Synthesis überhaupt zum Grunde gelegt werden muß.

Sie sagen ferner (Seite 61) „Und da nach der eigenen ganz richtigen Erklärung des Hrn. Prof. Reinhold (Beiträge S. 115) andere Sätze aus einem Grundsatze ableiten, nichts anders heißt, als die Nothwendigkeit der Verbindung der in ihnen vorkommenden Vorstellungen aus dem Grundsatze ableiten, die Verbindung des Subjekts und Prädikats im Satze des Bewußtseyns unläugbar aber durch das Prinzip des Widerspruchs bestimmt wird, so muß der Satz des Bewußtseyns ein diesem Prinzip untergeordneter Satz seyn. Da der erstere ꝛc. so muß der Satz des Bewußtseyns seiner Form nach, durch den Satz des Widerspruchs bestimmt u. s. w."

Hier verwechseln Sie wieder, werthester Mann! durch einen Satz bestimmt seyn mit von einem Satze abhängig seyn. Alle Sätze sind der Form nach durch den Satz des Widerspruchs bestimmt d. h. sie dürfen keine andere Form haben, als die dem Satze des Widerspruchs gemäß ist. Aber eben darum, weil alle Sätze der Form nach, durch denselben bestimmt sind, wird kein Satz durch denselben auf eine von allen andern verschiedene Art bestimmt. Durch die bloße Form a ist b (a wider-

 spricht

spricht b nicht) kann die Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat im Satze des Bewußtseyns bloß als möglich, als ein Postulatum, aber nicht als nothwendig als ein Axiom bestimmt werden.

In einer Note (Seite 62) heißt es: „Der Satz des Widerspruchs stehet, weil er das oberste Gesetz alles Denkens ist, eben so wenig unter dem Satze des Bewußtseyns, als die Gattung unter der Art, oder die Art unter dem Individuo stehet."

Aber nach Hr. Reinhold ist es gerade umgekehrt: Der Satz des Bewußtseyns, da er sich auf alle Funkzionen des Bewußtseyns (Denken, Vorstellen u. s. w.) bezieht, ist die höchste Gattung, dem der Satz des Widerspruchs, da er sich bloß aufs Denken bezieht, untergeordnet seyn muß. Die einfache Vorstellung, die ich z. B. von der rothen Farbe habe (von dem darinn enthaltenen Stoff) wird schon durch den Satz des Bewußtseyns, als eine gegebene Vorstellung erkannt, ohne sie erst an dem Satze des Widerspruchs zu prüfen, denn da sie kein Mannigfaltiges enthält, so kann diese Prüfung hier gar nicht statt finden.

Ferner heißt es: „Zwar sagt Hr. Reinhold (über das Fundament des philosophischen Wissens S. 85.) „Freilich steht der Satz des Bewußtseyns unter dem Prinzip des Widerspruchs; aber nicht als unter einem Grundsatze, durch den er bestimmt würde, sondern nur als unter einem Gesetze, dem er nicht widersprechen darf." „Allein, sagen Sie, ich dachte erstlich, daß dasjenige was unter einem Gesetze stände, und demselben nicht widersprechen dürfte, auch durch dieses Gesetz, und durch die Formel desselben als durch einen Grundsatz bestimmt würde."

Diese Einwendung ist, wie ich dafür halte, gegründet, denn ein jeder Grundsatz ist zugleich Gesetz des Denkens. Ich würde mich an die Stelle des Hrn. Reinholds so ausgedrückt haben: der Satz des Bewußtseyns stehet unter dem Satze des Widerspruchs, in so fern er diesem obersten Grundsatz der allgemeinen Logik nicht widersprechen darf. Aber er wird nicht (in Ansehung seines Stoffs) durch denselben bestimmt.

Nun fahren Sie weiter fort: „Und wenn zweitens unter einem Gesetze stehen, und demselben nicht widersprechen dürfen, nicht eben so viel bedeutet, als unter einem Grundsatze stehen, und durch denselben bestimmt werden, so ist ja auch der Satz des Bewußtseyns, der nach der Elementarphilosophie das Gesetz des Vorstellens ausdrücken soll, kein Grundsatz durch den andere Sätze bestimmt würden, noch weniger aber Grundsatz aller Grundsätze der Philosophie, sondern nur Gesetz, dem die Sätze in der Philosophie nicht widersprechen dürfen."

Wie der Satz des Bewußtseyns ein Grundsatz der Philosophie ist, wodurch andere Sätze bestimmt werden, will ich unerörtert lassen; daß aber der

der von mir in diesem Werke aufgestellte Saz der Bestimmbarkeit ein Grundsaz alles reellen Denkens, und folglich auch der gesammten Philosophie ist, woraus sich alle Säze herleiten und wodurch sie sich bestimmen lassen, getraue ich mir mit Zuversicht zu behaupten. Denn da das reelle Denken sich sowohl von dem formellen, als von dem willkührlichen Denken dadurch unterscheidet, daß, anstatt jenes eine bloße Form ohne Objekt, dieses aber ein dem Denken gegebenes Objekt ohne bestimmte Form ist, das reelle (nach dem Saze der Bestimmbarkeit erkannte) Denken ein gegebenes Objekt, und ein durch dieses bestimmte Form enthält. Eine viereckigte Tugend z. B. ist ein bloß willkührliches Denken; Tugend und Viereck haben als Gegenstände des Bewußtseyns an sich, auch ohne dem Denken oder Verbinden derselben in einer Einheit des Bewußtseyns, ihre Realität. Ihr Denken oder Verbinden in einer Einheit des Bewußtseyns hat also keinen Grund, und ist bloß willkührlich. Das Verhältniß von Ursach und Wirkung z. B. wenn a gegeben ist so muß auch b gegeben seyn, ist zwar kein willkührliches Denken, weil Ursache und Wirkung ohne einander im Bewußtseyn nicht statt finden. Sie müssen also als verbunden gedacht werden. So lange aber ihnen keine Objekte subsumirt werden, ist ihr Denken oder Verbinden in einer Einheit des Bewußtseyns ein bloß formelles

aber kein reelles Denken, weil dieses Verhältniß bloß durch das negative Kriterium oder die Form des Denkens eines Objekts überhaupt (indem Ursache und Wirkung sich einander nicht widersprechen) als möglich gedacht, aber durch kein positives Kriterium in reellen Objekten erkannt wird. Das Denken eines Dreiecks aber d. h. Raum in drei Linien eingeschlossen, ist ein reelles Denken; Raum wird als das Selbstständige (Substanz) und die Bestimmung der drei Linien als das den Raum Inhärirende (Akzidens) gedacht. Es werden hier nicht Objekte überhaupt im Verhältniß von Substanz und Akzidens bloß als möglich gedacht, sondern dieses Verhältniß wird zwischen den gegebenen Objekten als wirklich erkannt; indem Raum auch ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich, ohne die Bestimmung von drei Linien; diese aber nicht ohne Raum ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn können. Dieses Denken ist also so wenig formell als willkührlich. Jenes nicht, weil es sich nicht auf ein Objekt überhaupt, sondern auf ein bestimmtes Objekt (Dreieck) bezieht. Dieses nicht, weil ohne dieses Denken oder Bestimmen des Raumes durch drei Linien, diese kein Gegenstand des Bewußtseyns seyn konnten (wie sie doch wirklich sind).

Hier haben Sie also einen Grundsaz der gesammten Philosophie (des reellen Denkens) dem nicht bloß alle sich auf reelle Objekte beziehende Säze

nicht widersprechen dürfen, (es kann kein Satz sich auf reelle Objekte beziehen, wo nicht sein Subjekt und Prädikat im Verhältniß der Bestimmbarkeit stehen) sondern auch durch welchen andere sich auf gegebene Objekte beziehende Sätze als solche, bestimmt werden.

Wird mir z. B. der Satz aufgegeben: Eine Linie kann schwarz seyn, so erkläre ich denselben für bloß willkührlich, weil Linie und schwarz nicht im Verhältnisse der Bestimmbarkeit stehen, indem Linie eine a priori gedachte Bestimmung des Raumes, schwarz hingegen eine empyrische Bestimmung der sinnlichen Anschauungen ist. Sie können also beide ohne einander im Bewußtseyn statt finden; ihre Verbindung in einer Einheit des Bewußtseyns ist also willkührlich, und hat keinen Grund.

Wird mir aber der Satz aufgegeben: eine körperliche Figur von zehen Flächen kann regulär seyn; so erkläre ich denselben nicht für bloß willkührlich, weil Flächen allerdings sich zum Raume als Bestimmung zum Bestimmbaren verhalten, indem Flächen ohne Raum im Bewußtseyn nicht statt finden können. Aus der Konstrukzion dieses Objekts (eines regulären Dekaeders) aber ergiebt es sich, daß, obschon das Denken dieses Objekts keinen Widerspruch enthält, folglich nicht unmöglich, und zwischen Subjekt und Prädikat das Verhältniß der Bestimmbarkeit statt findet, folglich nicht willkührlich ist, so ist doch das dadurch gedachte Objekt unmöglich, folglich dieses Denken bloß formell, und kann sich auf kein reelles Objekt bezieht; u. d. gl.

„Noch weit weniger, sagen Sie (Seite 63) ist aber zweitens der Satz des Bewußtseyns, so wie er in der Elementarphilosophie ausgedrückt worden ist, in so fern ein durchgängig durch sich selbst bestimmter Satz, daß er entweder gar nicht, oder nur richtig gedacht, daß er durch bloße Reflexion über die Bedeutung der Worte, in denen er aufgestellt worden ist, genau verstanden werden konnte, und daß mit dessen Begriffen weder überflüßige noch zu wenige Merkmale verbunden werden konnten u. s. w." Sie zeigen, daß die Begriffe von Subjekt, Objekt, und vom doppelten Bezogenwerden höchst schwankend und unbestimmt sind. Der Ausdruck: die Materie der Vorstellungen bezieht sich auf das Objekt, soll nach Hrn. Reinholds eigener Erklärung so viel heißen als — sie vertritt dessen Stelle — sie ist ihm beizumessen — sie ist ihm zuzueignen — sie hängt von ihm ab — sie wird durch dasselbe bestimmt und gegeben — sie korrespondirt und entspricht ihm — sie hat von ihm etwas aufzuweisen. So auch der Ausdruck: die Form der Vorstellung bezieht sich auf das Subjekt, wird von ihm durch folgende Redensarten erklärt, die Form der Vorstellung gehört dem Subjekte an — sie ist Wirkung desselben — sie wird von ihm der Materie der Vorstellung beigelegt — sie hat von ihm etwas aufzuweisen u. s. w. Hierinn stimme ich

ich mit Ihnen völlig überein. Ich habe schon verschiedentlich (im neunten Band der Erfahrungsseelenkunde drittes Stück; Streifereien im Gebiete der Philosohpie, im philosophischen Briefwechsel) nicht nur das Schwankende und Unbestimmte dieser Erklärung gezeigt, sondern auch wie sie von dem gemeinen Gebrauch, ohne alle Beurtheilung in die Philosophie übertragen worden sind, wodurch die ihnen zum Grunde liegende Täuschung gleichsam eine philosophische Sankzion erhalten hat. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, mich darüber umständlicher zu erklären.

„Endlich, sagen Sie, ist auch drittens der Satz des Bewußtseyns weder ein allgemeingeltender Satz, noch drückt er ein Faktum aus, das an keine bestimmte Erfahrung und an kein gewisses Raisonnement gebunden wäre, sondern das vielmehr alle mögliche Erfahrungen und alle Gedanken, deren wir uns bewußt sind, begleitete. Denn erstlich kann dieser Satz wegen des Schwankenden darinn (wobei also ein jeder etwas anders denken kann) nicht (für alle Philosophen) allgemeingeltend seyn. Zweitens so ist er auch nicht einmal allgemeingültig (für jede Art des Bewußtseyns)“ Auch hierinn stimme ich mit Ihnen überein. Ich habe schon in den angeführten Schriften gezeigt, daß der Satz des Bewußtseyns nicht von dem ursprünglichen, sondern von dem durch diesen bestimmten, durch die reproduktive Einbildungskraft bewirkten Bewußtseyn gilt, wie dieses bald näher erörtert werden soll.

Sie bemerken ferner, daß der Satz des Bewußtseyns erstlich ein synthetischer Satz ist, dessen Prädikat vom Subjekte (Bewußtseyn) etwas aussagt, so in diesem nicht schon als Merkmal und Bestandtheil gedacht wird. Die reelle Wahrheit desselben aber gründet sich auf diejenigen Erfahrungen, nach welchen zu manchen Aeußerungen des Bewußtseyns eine Vorstellung, ein Objekt, ein Subjekt und ein Bezogenwerden der erstern auf die beiden letztern gehört. Er kann also nicht die zu einem Grundsatz erforderliche Allgemeinheit und Nothwendigkeit haben.

Aber hierauf würde Hr Reinhold erwiedern: Der Satz des Bewußtseyns ist zwar ein synthetischer Satz, aber ein solcher, ohne dessen Prädikat das Subjekt nicht auf eine bestimmte Art gedacht werden kann. Ohne die Begriffe von Subjekt, Objekt, Vorstellung und das Bezogenwerden dieser auf jene beiden kann das Bewußtseyn im Allgemeinen gedacht, aber nicht auf eine bestimmte Art, als die höchste Bedingung aller Funkzionen des Bewußtseyns, (Vorstellen, Denken u. s. w.) erkannt werden. Er drückt zwar ein Faktum aus, aber ein durch sich selbst bestimmtes von keiner zufälligen Erfahrung abhängiges Faktum, und hierinn ist er nicht schlimmer daran als der Satz des Widerspruchs, der gleich-

gleichfalls ein Faktum des Bewußtseyns ausdrückt. —

Sie sagen ferner (Seite 76) „Der Satz des Bewußtseyns ist zweitens ein abstrakter Satz und zeigt dasjenige an, was gewisse (nach dem Verfasser der Elementarphilosophie Alle) Aeußerungen des Bewußtseyns mit einander gemein haben. Er kann also auf keinen höheren Grad der Gewißheit Anspruch machen, als ihm in Ansehung seines Umfangs zukommt u. s. w."

Auch darauf würde Hr. Reinhold antworten: Der Satz des Bewußtseyns ist nach mir so wenig von gewissen, als von allen Aeußerungen des Bewußtseyns abstrahirt (und wie konnte er es auch?) Er wird nicht durch Abstrakzion, sondern durch Reflexion herausgebracht, und das mit Recht, denn wie ich schon in diesem Werke bemerkt habe, findet Abstrakzion nur alsdann statt, wenn durch die Abstrakzion nicht das woran sie geschieht, gänzlich vernichtet wird, wie es mit allen Merkmalen empyrischer Objekte der Fall ist, deren Verbindung nicht als nothwendig, und deren Trennung also als möglich erkannt wird. Dahingegen kann das, was als Bedingung von der Möglichkeit eines Dinges gedacht wird, nicht von demselben abstrahirt, sondern bloß in demselben als Bedingung durch Reflexion bestimmt werden. Der Satz des Bewußtseyns gilt, nach Hr. Reinhold, von allen Aeußerungen des Bewußtseyns, nicht weil er unserer Wahrnehmung nach in allen anzutreffen ist, sondern weil er, als Bedingung, in allen angetroffen werden muß.

Der ursprüngliche Begriff von Vorstellung.

§. II. Die Vorstellung ist dasjenige, was im Bewußtseyn durch das Subjekt vom Objekt und Subjekt unterschieden und auf beide bezogen wird.

Der ursprüngliche Begriff des Objekts.

§. III. Das Objekt ist dasjenige was, im Bewußtseyn durch das Subjekt vom Subjekt und der Vorstellung unterschieden, und worauf die vom Subjekte unterschiedene Vorstellung bezogen wird.

Der ursprüngliche Begriff des Subjekts.

§. IV. Das Subjekt ist dasjenige, was im Bewußtseyn durch sich selbst von der Vorstellung und dem Objekte unterschieden, und worauf die vom Objekte unterschiedene Vorstellung bezogen wird.

Der ursprüngliche Begriff der bloßen Vorstellung.

§. V. Die bloße Vorstellung ist dasjenige, was sich im Bewußtseyn auf Objekt und Subjekt beziehen läßt, und von beiden unterschieden wird.

Hierüber bemerken Sie (Seite 84) „Die Erklärung der wesentlichen Merkmale der Vorstellung, welche die Elementarphilosophie aufstellt, ist unläugbar enger als das zu erklärende, und die Bestimmung des

des Begriffs der Vorstellung, welche der ganzen Elementarphilosophie und allen ihren Raisonnements über den Ursprung der Bestandtheile aller Vorstellungen und über die Natur des Vorstellungsvermögens zum Grunde liegt, ist eben so wenig eine Bestimmung der Merkmale, die bei allen Vorstellungen wirklich vorkommen, als der Satz des Bewußtseyns dasjenige angiebt, was bei jedem Bewußtseyn wirklich angetroffen wird; sondern vielmehr nur die Bestimmung des Begriffs einer besondern Art von Vorstellungen, und einer besondern Weise wie sich das Gemüth etwas vorstellt. Wenn nämlich nur dasjenige eine Vorstellung ausmacht, was durch das Subjekt vom Objekte und Subjekte unterschieden und auf beide bezogen wird, und es gewiß ist, daß bloß dasjenige durch das Gemüth von einander unterschieden und auf einander bezogen werdn kann, was wahrgenommen worden ist (denn die Handlung des Unterscheidens und Beziehens kann nur dann erst statt finden, wenn etwas da ist, das auf einander bezogen und von einander unterschieden werden kann, (und ein Unterscheiden, wo nichts vorhanden ist, das unterschieden werden kann, läßt sich gar nicht denken) so wäre die Anschauung keine Art von der Gattung Vorstellung, in dem der Begriff der Gattung gar nicht auf dieselbe paßt. Während des Anschauens findet natürlich keine Unterscheidung eines Objekts von einer Vorstellung statt, weil so lange als die Anschauung dauert, durchaus kein

von ihr verschiedenes Objekt bemerkt wird; ja das Entstehen der Unterscheidung einer Vorstellung von einem Objekte würde sogleich das Anschauen zernichten. Da nun aber die Anschauung eine Art der Vorstellung ist, wie Hr. Reinhold auch in allen seinen Schriften behauptet, so rc."

Es freuet mich ungemein, würdiger Mann! zu finden, daß Sie mit mir in dem was ich (in den vorangeführten Schriften) schon längst gegen Hr. Reinhold vorgebracht habe, völlig übereinstimmen. Ich habe schon gezeigt, daß Vorstellung, dem Sprachgebrauche gemäß, nichts anders als Theildarstellung ist. Sie findet also nur dann statt, wenn das Objekt erst ganz dargestellt (wahrgenommen) worden ist; und nachher die Einbildungskraft dasselbe, ihrer Funkzion gemäß, zum Theil reproduzirt und vermittelst des Gedächtnißvermögens ihre Kopie auf das Original bezieht d. h. dasselbe vorstellt. Die ursprüngliche (nicht durch die Einbildungskraft reproduzirte) sinnliche Wahrnehmung stellt nichts außer sich selbst vor, das heißt aber in der That, sie stellt gar nichts vor. Wenn wir also eine jede ursprüngliche Wahrnehmung dennoch, als Vorstellung auf etwas (außer dem Bewußtseyn) beziehen (wie in der That dieses Faktum an sich nicht zu leugnen ist) so geschieht dieses durch eine Illusion der Einbildungskraft, die durch die Gewohnheit ihrer Reprodukzion auf den Objekten oder den ursprünglichen Wahrnehmungen der-

derselben zu bezihen, endlich selbst ursprüngliche Wahrnehmungen auf ein Etwas (außer dem Bewußtseyn) bezieht. Wie aber der so scharfsinnige Hr. Reinhold dieses hat übersehen können, läßt sich leicht erklären.

Herr Reinhold fand diesen Begriff von Vorstellung in der Wolfisch-Leibnitzischen Philosophie, wo gleichfalls eine jede selbst ursprüngliche Wahrnehmung eine Vorstellung von etwas genannt wird. Er bemerkte aber nicht, daß dieser Philosophie zufolge, es allerdings damit seine Richtigkeit habe, indem sich nach dieser eine jede Wahrnehmung auf das Ding an sich bezieht. Hr. Reinhold aber, als ein kritischer Philosoph, sollte von Rechts wegen diese Beziehung auf das Ding an sich, außer dem Erkenntnißvermögen nicht zugeben. Denn was sollte diese Beziehung bedeuten? Beziehung, Verhältniß u. d. gl. sind Verbindungsarten, Verbindung aber setzt immer etwas zu Verbindendes und einen Grund der Verbindung im Bewußtseyn voraus. Das Faktum dürfte auch Hr. Reinhold nicht im Wege stehen, weil wie schon gezeigt worden, es sich nach psychologischen Gesetzen aus einer Illusion der Einbildungskraft leicht erklären läßt.

Die Allgemeinheit des Begriffs von Vorstellung (daß eine jede Modifikation des Bewußtseyns, als Vorstellung auf etwas bezogen wird,) hebt diesen Begriff

griff gänzlich auf. Es hat damit ungefähr die Bewandniß als mit der Frage des Indianers, der, indem man ihm sagte: die Welt steht auf ein Paar Elephanten, und die Elephanten auf einer großen Schildkröte, in seiner Unschuld fragte: und worauf endlich die Schildkröte?

Der ursprüngliche Begriff des Vorstellungsvermögens.

§. VI. Das Vorstellungsvermögen ist dasjenige, wodurch die bloße Vorstellung, d. h. das was sich im Bewußtseyn auf Objekt und Subjekt beziehen läßt, aber von beiden unterschieden wird, möglich ist, und was in der Ursache der Vorstellung, d. h. in demjenigen, welches den Grund der Wirklichkeit einer Vorstellung enthält, vor aller Vorstellung vorhandenseyn muß.

§. VII. So wie die sinnliche Vorstellung, der Begriff und die Idee gemeinschaftlich den Namen Vorstellung führen und dieser unter dem Prädikat der Vorstellung überhaupt, dasjenige was jenen unter sich gemein ist, bezeichnet; so heissen Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, als die Vermögen der sinnlichen Vorstellung, des Begriffs und der Idee — Vorstellungsvermögen, und das, was ihnen unter sich gemeinschaftlich ist, das Vorstellungsvermögen überhaupt.

§. VIII. Das Vorstellungsvermögen überhaupt kann zwar nicht außerhalb der vorstellenden Kraft und außerhalb der Sinnlichkeit, dem Verstande und der Vernunft vorhanden seyn; aber der Begriff desselben

läßt sich nicht aus der Kraft, sondern nur aus der Wirkung derselben, nämlich der bloßen Vorstellung, und zwar nur aus dem Begriffe derselben, in wie fern er durch den Satz des Bewußtseyns bestimmt wird, ableiten.

Hier bemerken Sie (Seite 94—96) daß wenn man den wahren Werth der kritischen Philosophie und die Rechtmäßigkeit der Ansprüche gehörig einsehen will, welche dieselbe in Ansehung ihrer Resultate auf apodiktische Evidenz und Unfehlbarkeit macht; so hat man vorzüglich die Gründe und Prinzipien zu prüfen, aus und nach welchen sie darthut, daß sowohl in unserer Erkenntniß etwas a priori und durch das Gemüth Bestimmtes vorkomme, als daß auch dieses a priori Bestimmte die Form des a posteriori gegebenen Stoffs unserer Erkenntniß ausmache.

Bei dieser Prüfung ist vorzüglich aber auch auf die Forderungen des Humischen Skeptizismus Rücksicht zu nehmen, ob die kritische Philosophie ihnen, wie sie vorgiebt, genug gethan, und diesen Skeptizismus vom Grunde aus gehoben hat u. s. w."

Hier muß vor Allem erst bestimmt werden, was unter kritischer Philosophie und was unter dem Humischen Skeptizismus verstanden werden muß? Fast alle Kantianer, außer Hr. Reinhold, halten Kants Kritik der reinen Vernunft und ihre Resultate für die einzige mögliche kritische Philosophie, und wagen es nicht ein Haarbreit davon abzuweichen, und wenn schon sie nicht Kantianer, son-

dern kritische Philosophen genannt seyn wollen, so geschieht dieses von ihnen bloß um die Schande der Nachbeterei von sich abzuwälzen und um sich ein Ansehen zu geben, als hätten sie darinn was für sich gethan; bei genauer Untersuchung aber findet es sich, daß diese sogenannten kritischen Philosophen doch nichts mehr als Nachbeter sind.

Hr. Reinhold, von einem ungewöhnlichen philosophischen Geiste beseelt, und mit allen dazu nöthigen Talenten ausgerüstet, konnte diese Sklaverei nicht ertragen. Er hält die kantische Kritik der reinen Vernunft nicht für die einzige mögliche, und nicht einmal für die beste in ihrer Art; und obschon er ihren Werth nicht verkennt, und ihr alles gebührende Lob beilegt, so wagte er es doch ihr manche Unvollkommenheiten und Mängel auf eine bescheidene Art vorzurücken, und sich einen neuen Weg zur kritischen Philosophie zu bahnen.

Obschon ich aus Gründen, die ich schon bei verschiedenen Gelegenheiten angeführt habe, und noch in der Folge anführen werde, diesen Weg nicht einschlagen kann, und mich hierinn als Gegner des Hrn. Reinhold zu zeigen gezwungen sehe, so stimme ich doch mit ihm in der Hauptsache überein, daß 1) eine Kritik des Erkenntnißvermögens aller Erkenntniß vorhergehen muß. 2) daß die Kantische Kritik nicht die einzige mögliche, auch nicht einmal die Beste in ihrer Art sey.

Dahingegen weiche ich von ihm ab 1) darinn: daß ich seine Erwartungen von der kritischen Philosophie überhaupt für übertrieben erkläre. 2) daß ich das Faktum, worauf er seinen Satz des Bewußtseyns, und seine Erklärungen von Vorstellung, Objekt u.s.w. gründet, für eine Illusion der Einbildungskraft erkläre, wodurch ich seine Fundamente von Grund aus erschüttere. Ich habe aber 3) einen obersten Grundsatz alles reellen Denkens ausfindig gemacht, nämlich den Grundsatz der Bestimmbarkeit, den ich in diesem Werke dargestellt und der gesammten reinen Philosophie zum Grund gelegt habe, und der, wie ich hoffe, wenn er nur einmal eingesehen werden wird, alle Proben aushalten soll.

Eben so ist der Begriff der skeptischen Philosophie bei den alten und neuern Philosophen sehr schwankend und unbestimmt. In der Folge wird es sich zeigen, daß mein Begriff vom Skeptizismus selbst von dem Ihrigen abweicht.

Wenn also Kant und seine Anhänger durch ihre kritische Philosophie den Humischen Skeptizismus von Grund aus gehoben zu haben vorgeben, so mag dieses, nach dem Begriffe den sie sich davon gemacht haben, auch völlig wahr seyn. Ich werde hier ohne auf alle diese schwankende Begriffe Rücksicht zu nehmen, meinen eigenen Begriff von einem vernünftigen Skeptizismus und die Methode, die ich zu dessen Begründung befolgt habe, so bestimmt als mir möglich ist, darlegen, woraus sein Verhältniß zur kritischen Philosophie sich leicht wird bestimmen lassen.

Mein Skeptizismus legt meiner kritischen Philosophie die Auflösung folgender sieben Fragen zum Grunde:

Erste Frage: Haben wir reine Erkenntniß (Begriffe und Grundsätze) a priori, die sich auf ein Objekt des Denkens überhaupt bezieht? Antwort: Ja.

Zweite Frage: Haben wir reine Erkenntniß a priori, die sich auf ein Objekt des Erkennens a priori bezieht? Antwort: Ja.

Dritte Frage: Haben wir reine Erkenntniß a priori, die sich auf ein Objekt der Erkenntniß a posteriori bezieht? Antwort: Nein.

Vierte Frage: Mit welchem Recht können wir die sich auf Objekte des Erkennens a priori beziehende reine Erkenntniß a priori gebrauchen?

Antwort: Nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit.

Fünfte Frage: Gebrauchen wir sie wirklich von diesen Objekten? Antwort: Ja.

Sechste Frage: Warum müssen wir sie gebrauchen?

Antwort: Weil wir sonst kein Objekt des Erkennens haben könnten (wie wir doch haben).

Siebente Frage: Mit welchem Rechte und warum können und müssen wir reine Erkenntniß a priori von Objekten des Erkennens a posteriori gebrauchen (unter Voraussetzung, daß wir sie wirklich von denselben gebrauchen)?

Antwort: Mit eben dem Rechte und aus eben dem Grunde als wir sie gebrauchen können und müssen von Objekten des Erkennens a priori. Ich will mich darüber näher erklären.

Die erste Frage die man in dieser Untersuchung aufwerfen muß, ist: Ob wir reine Erkenntnisse, d. h. Begriffe, Grundsätze und Postulate haben, die sich als Bedingungen des Denkens eines Objekts überhaupt, auf jedes (a priori oder a posteriori) gegebene Objekt absolut a priori (vor Bestimmung des Objekts) beziehen? Diese Frage wird mit Ja beantwortet; und den Beweiß davon liefert uns die allgemeine Logik, die den Grundsatz des Widerspruchs und die Formen des Denkens als Postulate von der Möglichkeit des Denkens eines Objekts überhaupt absolut a priori aufstellt. Die Beantwortung dieser Frage oder der Satz: Wir haben reine Erkenntnisse u. s. w. gehört in der That zur allgemeinen Logik, und wird in unserer Kritik des Erkenntnißvermögens bloß als ein Lehnsatz vorausgeschickt.

Die zweite Frage ist: Haben wir reine Erkenntnisse, die sich absolut a priori auf ein Objekt des Erkennens a priori beziehen? Diese Frage setzt schon das Faktum voraus, daß wir Objekte des Erkennens d. h. unserer Erklärung nach, außer dem Denken (in der Anschauung) bestimmte, und noch dazu durchs Denken bestimmbare Objekte haben, und die Frage ist nur: ob wir reine Begriffe und Grundsätze haben, die sich absolut a priori (vor Bestimmung dieser Objekte) darauf beziehen? Diese Frage wird gleichfalls mit Ja beantwortet; und den Beweiß davon giebt die reine Mathematik.

Wir haben schon in diesem Werke gezeigt, daß ein reelles Objekt bloß darum möglich ist, daß das in im verbundene Mannigfaltige im Verhältnisse der Bestimmbarkeit erkannt wird, d. h. daß der eine Bestandtheil desselben als Subjekt, als das Bestimmbare, (welches an sich ein Gegenstand des Bewußtseyns ist) und der andere als Prädikat, als die Bestimmung von jenem (welche nicht an sich, sondern in Verbindung mit jenem, ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann) aber nich umgekehrt, erkannt wird; ohne welches Kriterium das Denken bloß formell oder gar willkührlich aber nicht reell seyn kann. Die Objekte der Mathematik setzen also die reinen Begriffe von Bestimmbaren, und Bstimmung, und die Grundsätze der Bestimmbarkeit, die sich auf die Objekte der Mathematik absolut a priori (vor der bestimmten Erkenntniß derselben) beziehen, voraus.

 Die

Die dritte Frage ist: Haben wir reine Erkenntnisse, die sich auf empyrische Objekte absolut a priori beziehen? Diese Frage wird in der Kantischen Kritik der reinen Vernunft mit Ja beantwortet, und statt aller Beweise wird ihr gemeiner Gebrauch als Faktum angeführt. Wir sagen z. B. das Feuer erwärmt den Stein, d. h. das Feuer ist Ursache von der Erwärmung des Steins u. d. gl. und wir suchen auf gleiche Art zu jeder Erscheinung ihre Ursache. Dieses setzt also den Begriff von Ursache und den Grundsatz: jede Erscheinung muß eine Ursache haben, voraus.

Unsere Kritik des Erkenntnißvermögens aber beantwortet diese Frage mit Nein, indem sie zeigt, daß dieses vermeinte Faktum auf eine Täuschung der Einbildungskraft beruht. Diese Begriffe und Grundsätze sind allerdings a priori, sie haben aber keine andere Bedeutung als die ihnen in ihrem reellen Gebrauche zukommt, und haben keinen andern reellen Gebrauch als von Objekten a priori. Substanz z. B. heißt unserer Kritik zufolge nicht das was an sich existirend bleibt, während daß die Akzidens wechselt, und was nicht an sich, sondern als Akzidens der Substanz existiren kann, sondern das was ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich, und das was nicht an sich, sondern in Verbindung mit jenem ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann; u. s. w. Dieses

ses ist das ganze Fundament unseres Skeptizismus.

Die vierte Frage ist: wie können wir diese reinen Begriffe und Grundsätze selbst von a priori gegebenen Objekten absolut a priori gebrauchen? Denn da sie sich auf unbestimmte Objekte des Erkennens überhaupt bloß als möglich beziehen, so haben wir keinen Grund sie von bestimmten Objekten wirklich zu gebrauchen. Mit welchem Rechte z. B. denken wir in einer geraden Linie den Begriff von Linie überhaupt als Subjekt, und den Begriff des Geradeseyns als Prädikat, und nicht umgekehrt; ja mit welchem Rechte denken wir überhaupt diese Begriffe im Verhältnisse von (reellen) Subjekt und Prädikat, und bestimmen dadurch die gerade Linie als reelles Objekt, und warum denken wir nicht gleicherweise Linie und das Süßeseyn in diesem Verhältnisse, um dadurch den Begriff einer süßen Linie als reelles Objekt zu bestimmen? Die Antwort hierauf ist: Dieses geschieht nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit. Wir denken darum diese Begriffe in diesem logischen Verhältniß zu einander, weil wir sie in dem als Kriterium seines Gebrauchs vorausgesetzten reellen Verhältniß zum Bewußtseyn überhaupt erkennen. Linie wird darum als Subjekt und das Geradeseyn als Prädikat durchs Denken bestimmt, weil Linie auch an sich, das Geradeseyn aber nicht an sich son-

sondern als Bestimmung von Linie ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann; dahingegen Linie und das Süßeseyn in Ansehung des Bewußtseyns von einander unabhängig sind. Ihr Zusammendenken im Verhältnisse von Subjekt und Prädikat ist also bloß willkührlich und hat keinen reellen Grund.

Da diese Begriffe und Grundsätze sich auf alle Objekte des Erkennens beziehen, so sind sie dem Erkennen nothwendig, und wir müssen sie von Objekten des Erkennens überhaupt gebrauchen. Die fünfte Frage ist also: warum müssen wir sie gebrauchen? Die Antwort hierauf ist: weil wir sonst kein reelles Objekt des Denkens haben könnten, (wie wir doch haben) indem nur das durch das gedachte Kriterium bestimmte Denken ein reelles Objekt bestimmen kann, wie ich schon in diesem Werke gezeigt habe.

Die sechste und siebente Frage betrifft den Gebrauch der reinen Erkenntnisse von empyrischen Objekten. Da ich nun diesen Gebrauch als Faktum nicht zugebe, ohne deswegen seine Möglichkeit zu läugnen, so kann ich diese Fragen (die die Kantische Kritik, welche das Faktum voraussetzt absolut aufwirft, und nach ihrer Art beantwortet) bloß hypothetisch aufwerfen: Unter Voraussetzung des Faktums, daß wir nämlich die reinen Erkenntnisse von empyrischen Objekten gebrauchen, wie

wie können und warum müssen wir sie von denselben gebrauchen? Die Beantwortung dieser wird mit der Beantwortung der vorigen Fragen gleich ausfallen. Weil ich keinem gedachten empyrischen Objekt Realität beilege, das nicht so wie die reellen Objekte a priori in dem Verhältniß der Bestimmbarkeit erkannt, oder in dem wenigstens dieses Verhältniß supponirt wird.

Welche Art des Skeptizismus die Alten, welche Art in den neuern Zeiten D. Hume im Sinne hatte? weiß ich nicht. Aber hier haben Sie einen Skeptizismus und eine damit verbundene Kritik des Erkenntnißvermögens, die gewiß, ohne Ruhm zu melden, in Gründlichkeit der Kritik der reinen Vernunft nichts nachgeben.

Ob die kritische Philosophie D. Hume's Skeptizismus vom Grunde aus gehoben hat, wollen wir in der Folge sehen. Meinen Skeptizismus, wie ich ihn hier im Grundrisse aufgestellt habe, wird sie gewiß nicht aufheben.

Sie sagen (Seite 97.) Was nun im VI—VIII §. über die Natur des Vorstellungsvermögens vorläufig gesagt worden ist, bestehet aus folgendem: a) Das Vorstellungsvermögen ist die Ursache und der Grund der Wirklichkeit der Vorstellungen, b) das Vorstellungsvermögen ist vor aller Vorstellungen vorhanden und zwar auf eine bestimmte Art, c) Das Vorstellungsvermögen ist von den Vorstellungen wie jede Ursache

sache von ihrer Wirkung verschieden, d) der Begriff des Vorstellungsvermögens läßt sich nur aus der Wirkung desselben, nämlich aus der bloßen Vorstellung ableiten, und um die innern Merkmale oder den bestimmten Begriff des Vorstellungsvermögens erhalten zu können, muß man den Begriff der bloßen Vorstellung vollständig entwickeln.

„Hierbei müssen wir wohl zuvörderst untersuchen, wodurch die Elementarphilosophie zu der überschwenglichen Kenntniß von der objektiven Existenz gekommen ist und durch welches Raisonnement sie diese Existenz (eines Etwas als Ursache der Vorstellungen) wovon im Satze des Bewußtseyns gar nichts enthalten ist (denn dieser soll ja nur Thatsachen ausdrücken) darthun.

„In der neuen Darstellung der Hauptmomente ist nun nirgends ein Beweiß für die objektive Wirklichkeit des Vorstellungsvermögens angegeben worden. Allein in der Theorie des Vorstellungsvermögens geschieht (Seite 190) eines solchen Beweises Erwähnung. Daselbst heißt es nämlich: Die Vorstellung ist das Einzige, über dessen Wirklichkeit alle Philosophen einig sind. Wenigstens wenn es überhaupt etwas giebt, worüber man in der philosophischen Welt einig ist, so ist es die Vorstellung; kein Idealist, kein Egoist, kein dogmatischer Skeptiker kann das Daseyn der Vorstellungen läugnen. Wer aber eine Vorstellung zugiebt, der muß auch ein Vorstellungsvermögen zugeben d. h. dasjenige, ohne welches sich keine Vorstellung denken läßt."

„Von einem Freunde der kritischen Philosophie, die das Denken von dem Daseyn unterschieden wissen will, war ein solcher Beweiß für das objektive Daseyn des Vorstellungsvermögens, auf dessen Gewißheit in der neusten Philosophie so sehr viel beruht, kaum zu erwarten. In demselben wird aber wirklich von der Beschaffenheit der Vorstellungen und Gedanken in uns, auf die Beschaffenheit der Sache außer uns und an sich geschlossen; und das Raisonnement, welches diesen Beweis für die objektive Wirklichkeit des Vorstellungsvermögens ausmacht, ist eigentlich folgendes: was sich nicht ohne einander denken läßt, das kann auch nicht ohne einander da seyn; das Daseyn und die Wirklichkeit der Vorstellungen läßt sich aber nicht ohne das Daseyn und die Wirklichkeit des Vorstellungsvermögens denken, also muß auch ein Vorstellungsvermögen objektiv eben so gewiß da seyn, als Vorstellungen in uns vorhanden sind. Diese fehlerhafte Beweisart ist aber eben diejenige, die die kritische Philosophie dem Dogmatismus vorwirft. Sollte man sie gelten lassen, so müßte man auch diesen gelten lassen u. s. w."

Ich getraue mir nicht, Hrn. Reinhold zu kommentiren, um ihn gegen Ihre Einwürfe zu vertheidigen. Ein strenger kritischer Philosoph, wie Hr. Reinhold ist, sollte sich freilich dergleichen metaphysische Aeußerungen enthalten. Er sollte bloß das was

was in der Vorstellung enthalten ist oder als Bedingung ihrer Möglichkeit derselben vorausgesetzt werden muß, entwickeln, ohne sich um die Ursache, Kraft, u. s. w. wodurch sie wirklich wird, im Mindsten zu bekümmern. Dergleichen Untersuchungen gehören zur Metaphysik, deren Möglichkeit und Umfang erst durch eine Kritik des Erkenntnißvermögens ausgemacht werden soll. Ich bemerke also folgendes:

1) Hr. Reinholds Erklärung von Vermögen überhaupt, die er in seiner Erklärung von Vorstellungsvermögen (§. VI.) zum Grunde legt, ist unrichtig. Das Vorstellungsvermögen ist dasjenige, wodurch die bloße Vorstellung möglich ist, also ist Vermögen überhaupt der Grund der Möglichkeit eines Dings; dieses ist aber nicht nur wider allen philosophischen Sprachgebrauch, sondern es hat auch gar keine Bedeutung. Dem philosophischen Sprachgebrauche zufolge ist Vermögen nicht der Grund der Möglichkeit, sondern der Grund der Wirklichkeit eines Dings und Kraft das, was diesen Grund in sich enthält. Grund der Möglichkeit bedeutet das Allgemeine (Bestimmbare) ohne welches das Besondere (Bestimmte) im Bewußtseyn nicht statt finden kann. So ist z. B. die Vorstellung des Raumes der Grund oder die Bedingung von der Möglichkeit eines Dreiecks. Beide stehen also in einem wechselseitigen Verhältniß zu einander. Der Raum kann als Dreieck, dieses aber muß im Raume gedacht werden. Aber hier kann das Wort

Wort Vermögen nicht gebraucht werden. Man kann nicht sagen: der Raum hat ein Vermögen dreieckig zu seyn, sondern bloß er kann dreieckig seyn; weil Vermögen sich immer auf etwas bezieht, was durch eine Handlung des Subjekts hervorgebracht wird. Also nicht der Raum, sondern dasjenige Subjekt das den Raum vorstellt, hat ein Vermögen denselben als Dreieck zu bestimmen.

Da nun, der kritischen Philosophie zufolge, das Subjekt der Vorstellungen für uns ein bloß formeller Begriff ist, so kann es so wenig Vorstellungskraft als Vorstellungsvermögen genannt werden, weil so wohl das Eine als das Andere ein reelles Objekt und ein Realverhältniß (der Kausalität) voraussetzt. Sollte aber Hr Reinhold unter Vorstellungsvermögen nicht den Realgrund der Wirklichkeit (die Ursache) der Vorstellungen, sondern bloß das allen wirklichen Vorstellungen Gemeinschaftliche verstanden haben, so wie z. B. unter Anziehungskraft, keine Ursache der Anziehung, sondern bloß die allgemeine Art oder die Gesetze, nach welchen die Anziehung geschieht, verstanden wird, so würde in der That das Vorstellungsvermögen von der bloßen Vorstellung (die dieses Allgemeine ausmacht) gar nicht unterschieden seyn. Er sollte also nachdem er diese erklärt hatte, jenes (das auf nichts Neues führt) gänzlich übergehen.

Dritter

Dritter Brief.

Sie ergreifen die Parthei des D. Hume gegen die Vernunftkritik. Ich habe schon gesagt, daß ich mir nicht getraue, D. Hume's Skeptizismus aus seinen Schriften völlig zu bestimmen. Ich werde also denselben nach ihrer Darstellung (Seite 108—117) prüfen, und zur besseren Uebersicht aller Gründe und Gegengründe, diese Prüfung in Form eines Dialogs einrichten.

D. Hume. Wenn es wahr ist, daß unsere Vorstellungen entweder unmittelbar oder mittelbar von der Wirksamkeit vorhandener Gegenstände auf unser Gemüth herrühren, oder gewissermaßen Abdrücke der außer uns befindlichen Originalien dazu ausmachen, und daß sich hierauf die Realität unserer Vorstellungen gründe, so müssen auch die Begriffe Ursache, Wirkung, Kraft, Vermögen, und die dazu gehörigen Begriffe Thätigkeit, Leiden, Wirksamkeit, Verknüpfung, Nothwendigkeit, um reell zu seyn, aus den Impressionen der außer unsern Vorstellungen vorhandenen Gegenstände auf uns entweder mittelbar oder unmittelbar entstanden seyn.

Ich. Die Ausdrücke: unsere Vorstellungen entstehen durch die Wirksamkeit der Gegenstände außer uns auf unser Gemüth; sie sind Abdrücke der außer uns befindlichen Originalien u. d. gl. sind bildlich. Wir müssen daher ihre wahre Bedeutung aufsuchen, und ihre Begriffe genau bestimmen. Die Vorstellungen sind nicht im eigentlichen Verstande Abdrücke der äußeren Gegenstände, so wie etwa das Siegel der Abdruck des Petschafts ist; dieses wäre ungereimt, es heißt bloß so viel: das Besondere in den Vorstellungen das nicht zur wesentlichen Bestimmung von Vorstellung überhaupt gehört, macht dasjenige aus, was wir Gegenstände außer unsern Vorstellungen nennen. Das Wesen einer Kraft oder Vermögen macht die Wirkungsart oder das Gesetz nach welchem die Wirkung hervorgebracht wird, aus. So wird z. B. die Anziehungskraft ihrem Wesen nach, durch das Gesetz bestimmt, daß Körper überhaupt im geraden Verhältnisse ihrer Massen und umgekehrten Verhältnisse der Quadrate ihrer Entfernungen sich einander anziehen. Ob diese oder jene Körper und in welchem Grade sie sich einander wirklich anziehen, ist durch das Wesen dieser Kraft unbestimmt. Dieses gehört zu den zufälligen Umständen, worinn das Wesen immer unveränderlich bleibt. Das Wesen des Vorstellungsvermögen besteht in der Form oder der bestimmten Art wonach Vorstellungen überhaupt entstehen. Daß es eben diese oder jene Vorstellungen (materialiter) sind, kann nicht durch das Wesen des Vorstellungsvermögens überhaupt, sondern durch irgend einen andern Grund bestimmt

stimmt werden. Die Realität der Vorstellungen kann dreierlei bedeuten: 1) ihre Wirklichkeit, 2) ihre Möglichkeit, 3) ihre objektive Wahrheit. Wenn Sie also sagen: daß die Realität der Vorstellungen sich darauf gründe, daß sie Abdrücke der außer uns befindlichen Originalien sind, so können Sie darunter nichts anders als die Wirklichkeit der Vorstellungen, wodurch sie zu unserm Bewußtseyn gelangen, verstanden haben, indem die Wirklichkeit der Vorstellungen allerdings auf das Besondere darinn (den Stoff der Vorstellungen) beruht. Die Möglichkeit der Vorstellungen hingegen beruht auf ihr Wesen, auf das Allgemeine, wodurch sie Vorstellungen überhaupt sind, und muß ihrer Wirklichkeit vorausgesetzt werden. Was die objektive Wahrheit der Vorstellungen anbetrifft, so ist weit entfernt daß die objektive Wahrheit der Vorstellungen durch die Gegenstände, worauf sie sich beziehen, oder meiner Erörterung zufolge, durch das Besondere (den gegebenen Stoff) darinn, sondern vielmehr, wie nachher gezeigt werden soll, dieses Besondere wird nur durch die allgemeine Form als ein reelles Objekt, erkannt. Nun aber gehören die Begriffe Ursache, Wirkung, Kraft u. s. w. zur allgemeinen Form. Sie erhalten also nicht ihre Realität (objektive Wahrheit) durch Impressionen, sondern umgekehrt, die Impressionen werden durch sie als Im-

pressionen außer den Vorstellungen befindlicher Gegenstände erkannt. Nun fahren Sie weiter fort.

D. Hume. Der Begriff der Kausalität daß nämlich ein Gegenstand den Andern in Ansehung seines Daseyns auf eine nothwendige Art bestimmt, kann durch keine Impression erhalten werden. Denn die bloße Wahrnehmung, daß gewisse Dinge auf einander, nach einer Regel, folgen, enthält noch nicht, daß sie auf einander nach dieser Regel folgen müssen, welches doch zum Wesen der Kausalverbindung gehört; und wäre die Nothwendigkeit dieser Folge selbst eine unmittelbare Wahrnehmung, so müßten wir (so wie alle nothwendige Verbindungen) die Nothwendigkeit dieser Folge gleich bei der ersten Wahrnehmung der Gegenstände selbst wahrnehmen, welches doch der Fall nicht ist. Wer das erstemal wahrnimmt, daß auf der Gegenwart des Magnets das Eisen in Bewegung geräth, wird nicht sogleich urtheilen: der Magnet zieht das Eisen nothwendig an, sondern er wird erst durch öftere wiederholte Wahrnehmungen dieser Art zu diesem Urtheile bestimmt.

Ich. Zugegeben! Was folgt daraus?

D. Hume. Was anders, als daß die Begriffe von Ursache, Wirkung, Kraft u. s. w. keine objektive Realität haben. Daß wir aber dennoch diese Begriffe von Gegenständen gebrauchen, geschieht bloß

 nach

nach einer der Einbildungskraft eigenthümlichen Wirkungsart, wodurch Dinge, die öfters als verbunden vorgestellt sind, als nothwendig verbunden gedacht werden.

Ich. Aber wenn Sie die objektive Realität von dem Begriff von Ursache nicht zugeben, müssen Sie nicht alsdann alle objektive Wahrheit überhaupt in Zweifel ziehen? Alle objektive Wahrheit kann nach Ihnen nicht anders als darauf beruhen, daß unsere Vorstellungen Impressionen d. h. Wirkungen von außer ihnen befindlichen Gegenständen sind. Nun aber geben Sie das Verhältniß der Kausalität überhaupt nicht zu; es giebt also nach Ihnen kein Kriterium der objektiven Wahrheit.

D. Hume. Sie haben meinen Sinn völlig errathen. Ich wollte anfangs lieber inkonsequent scheinen, als auf einmal mit einem solchen Skeptizismus hervorrücken.

Ich. Nach Ihren Begriffen von objektiver Realität und metaphysischer Wahrheit können Sie allerdings Recht haben. Ich habe aber schon gezeigt, was man nach einer angestellten Kritik des Erkenntnißvermögens darunter verstehen muß. Ich will mich daher nicht länger dabei aufhalten.

Ich habe mich gezwungen gesehen, diese Darstellung des Humischen Skeptizismus, die bei Ihnen etwas weitläuftig gerathen ist, abzukürzen. Die Darstellung der Resultate der Kritik der reinen Vernunft hingegen, die bei Ihnen kurz genug ist, werde ich hier mit Ihren eigenen Worten anführen, und gelegentlich meine Anmerkungen hinzufügen.

(Seite 122—130) „Daß der Mensch Erfahrungserkenntnisse besitze, ist eine unläugbare Thatsache."

Die Erfahrungserkenntniß, die wir besitzen, macht aber nicht ein Aggregat von Wahrnehmungen aus, sondern besteht aus Anschauungen und Urtheilen, oder aus solchen Wahrnehmungen, die in einer nothwendig bestimmten gesetzmäßigen und unabänderlichen Verbindung mit einander stehen."

Ich begreife nicht, wie Wahrnehmungen den Urtheilen entgegengesetzt seyn sollen, da doch Wahrnehmungen sich auf etwas, das wahrgenommen wird, beziehen, und folglich ohne Urtheile nicht statt finden können. Wenn ich einen Gegenstand wahrnehme, so ist dieses nicht eine bloße Vorstellung von der Möglichkeit desselben, sondern ein Urtheil über seine Wirklichkeit. Es ist zwar kein Urtheil der Nothwendigkeit, aber dennoch, so wie dieses, ein nothwendiges Urtheil. So ist z. B. das Urtheil: ein Dreieck kann rechtwinklicht seyn, eben so gut ein nothwendiges Urtheil als dieses: ein Dreieck hat drei Winkel; obschon dieses ein Urtheil der Nothwendigkeit, jenes aber bloß

bloß ein Urtheil der Möglichkeit der Verbindung vom Subjekte und Prädikate ist. Kurz ein jedes Urtheil ist ein nothwendiges Urtheil. Ich würde mich darüber so ausgedrückt haben: die Erfahrungserkenntniß besteht nicht bloß aus Wahrnehmugen oder Urtheile der Wirklichkeit sondern auch aus Urtheile der Nothwendigkeit."

„In den Urtheilen nun, aus welchen unsere wirkliche Kenntniß bestehet, kommt ein Hauptunterschied vor, und sie sind insgesammt entweder analytische oder synthetische Urtheile. Analytisch ist ein Urtheil, wenn das Prädikat im Subjekte des Urtheils entweder offenbarer oder versteckter Weise schon enthalten ist. Synthetisch hingegen ist ein Urtheil, wenn das Prädikat ganz außer dem Begriff des Subjekts enthalten ist, ohngeachtet es mit demselben in Verbindung stehet. Jenes erläutert, dieses aber erweitert unsere Erkenntniß vom Subjekte des Urtheils. Bei den synthetischen Urtheilen kommt wieder ein Hauptunterschied vor. In manchen ist nämlich die Verbindung zwischen Prädikat und Subjekt zufällig; in andern hingegen nothwendig und allgemeingültig."

„Die Quelle der zufällig synthetischen Urtheile ist unläugbar die Erfahrung und Empfindung; und ihre reelle Wahrheit muß an diesen geprüft werden."

Hier

Hier können Sie unter Erfahrung nicht einzelne Wahrnehmungen verstehen, weil diese, Ihnen zufolge, gar keine Urtheile enthalten, sondern Sie müssen darunter gleichförmige Wahrnehmungen verstehen z. B. daß die Sonne in Osten aufgehet und, und in Westen untergeht u. d. gl. Aber hier gilt eben das, was ich schon vorher bemerkt habe, diese sind nicht zufällige Urtheile (welches nach mir gar keinen Sinn hat) sondern Urtheile über die zufällige Art wie etwas in der Wahrnehmung vorkommt.

„Die nothwendigen synthetischen Urtheile hingegen können, weil sie Nothwendigkeit enthalten, nicht aus der Erfahrung abgeleitet werden; denn aus der Uebereinstimmung einer gewissen Anzahl von Erfahrungen (Wahrnehmungen sollte es heißen) sey sie auch noch so groß, kann nie geschlossen werden, daß etwas nothwendig und allgemein immer so sey, als wie es von uns wahrgenommen wird. Auch lassen sich Urtheile, deren Grund in der Erfahrung liegt, leicht abändern und aufheben, welches bei den nothwendigen synthetischen Urtheilen unmöglich fällt. Da nun also der Grund dieser Urtheile nicht in der Erfahrung und außer uns liegen kann, so muß er in uns selbst, und in den Grundbestimmungen unseres Gemüths enthalten seyn. Die nothwendigen und schlechterdings allgemeingültigen synthetischen Urtheile sind also Urtheile a

priori,

priori, die von aller Erfahrung unabhängig in uns da sind, und so bald Nothwendigkeit und strenge Allgemeinheit, die unzertrennlich zu einander gehören, in einer Erkenntniß vorkommen, so ist dieses ein unfehlbares Kennzeichen, daß sie a priori in uns vorhanden sind."

„Die nothwendigen synthetischen Urtheile machen nicht nur einen Theil unserer Erkenntniß von empyrischen Gegenständen aus, sondern müssen auch von uns nebst den dazu gehörigen Vorstellungen bei der Erkenntniß empyrischer Gegenstände angewendet werden. Nun giebt es aber nur zwei Fälle unter denen Vorstellungen und ihre Gegenstände zusammentreffen und sich nothwendiger Weise auf einander beziehen können. Entweder nämlich wenn der Gegenstnnd die Vorstellung, oder diese den Gegenstand allein möglich macht. Ist das Erstere, so ist diese Beziehung nur empyrisch, und die Vorstellung ist niemals a priori möglich. Ist aber das zweite, so muß die Vorstellung, weil sie ihren Gegenstand dem Daseyn nach nicht hervorbringen kann, in Ansehung der Erkenntniß des Gegenstandes bestimmend seyn, oder so muß sie die Bedingung ausmachen, unter der die Erkenntniß des Gegenstandes allererst möglich ist."

„Die nothwendigen synthetischen Urtheile sind also die Bedingungen a priori der Erkenntniß empyrischer Gegenstände, und enthalten die Form der wirklichen Erkenntniß empyrischer Gegenstände, die

die durch unser Gemüth bestimmt ist. Sie beziehen sich daher nicht unmittelbar, sondern vermittelst des durch die Empfindungen gegebenen Stoffs zu einer Erkenntniß, auf wirkliche Gegenstände, und haben nur Gültigkeit für unsre Erkenntnißart."

„Da sich nun unser Gemüth der nothwendigen synthetischen Urtheile jederzeit bedienen muß, um einen wirklichen Gegenstand erkennen zu können, so sind auch die allgemeinen und nothwendigen Gesetze der Natur nicht aus der Erfahrung entlehnt; sondern die Erfahrung selbst wird erst durch die Gesetze der Möglichkeit einer Erfahrung, die in uns enthalten sind, bestimmt, und die oberste Gesetzgebung der Natur ist lediglich in unserem Erkenntnißvermögen, und in der a priori und vor aller Erfahrung bestimmten Handlungsweise der Sinnlichkeit und des Verstandes enthalten, welche den mancherlei Arten der Erfahrungen ihre Form vorschreibt und Gesetzmäßigkeit in die Natur bringt."

Nun kommen Ihre Anmerkungen über diese Kritik.

Sie geben also erstlich als ein unbezweifeltes Faktum zu, daß es nothwendige und allgemeingültige synthetische Urtheile in der menschlichen Erkenntniß gebe, und daß diese Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit nicht aus der Erfahrung hergeleitet werden kann. Sie behaupten aber dennoch (Seite 132) daß in der Kritik der reinen

nen Vernunft, in wie fern sie die ursprünglichen Bestimmungen des menschlichen Gemüths für den Realgrund oder für die Quelle der nothwendigen synthetischen Urtheile in unserer Erkenntniß ausgiebt, und in wie fern in derselben daraus, daß wir uns nur das Vermögen der Vorstellungen als den Grund dieser Urtheile denken können, gefolgert wird, das Gemüth müsse auch der Grund derselben wirklich seyn, schon als unbestreitbar gewiß vorausgesetzt werde, theils daß sowohl von allem, was in unserer Erkenntniß da ist, auch ein Realgrund und eine davon realiter verschiedene Ursache objektiv vorhanden sey, als daß auch überhaupt der Satz des zureichenden Grundes nicht nur von Vorstellungen und deren subjektiver Verbindung, sondern auch von Sachen an sich und deren objektivem Zusammenhange gelte; theils daß wir berechtigt sind, von der Beschaffenheit eines Etwas in unseren Vorstellungen auf die objektive Beschaffenheit desselben außer uns zu schließen; und daß mithin die Vernunftkritik den Humischen Skeptizismus eigentlich bloß dadurch zu widerlegen sucht, daß sie diejenigen Sätze als bereits gewiß und ausgemacht voraussetzt, gegen deren Zuverläßigkeit Hume alle jene skeptischen Zweifel gerichtet hat u. s. w."

Aber ich glaube, werthester Mann! darthun zu können, daß alle diese Beschuldigungen die Kritik der reinen Vernunft gar nicht treffen. Sie spricht

spricht gar nicht von dem Realgrund der Erkenntniß, und von der von ihr realiter verschiedenen Ursache, sondern bloß von den realiter verschiedenen Erkenntnißarten, und schließt keineswegs von der Beschaffenheit eines Etwas in unseren Vorstellungen auf die objektive Beschaffenheit desselben außer uns. Sie sagen (Seite 137) „Offenbar bringt ja der Verfasser der Vernunftkritik seine Antwort auf das allgemeine Problem: wie nothwendige synthetische Sätze in uns möglich sind, nur dadurch zu Stande, daß er den Grundsatz der Kausalität auf gewisse Urtheile, die nach der Erfahrung in uns da sind, anwendet, diese Urtheile unter dem Begriff der Wirkung von etwas subsumirt; und dieser Subsumtion gemäß, das Gemüth für die wirkende Ursache derselben annimmt und ausgiebt u. s. w." Von allen diesen finde ich in der Kritik der reinen Vernunft gar nichts Sie bestimmt keineswegs das Gemüth als die Ursache der nothwendigen synthetischen Urtheile; so wenig als Neuton die Anziehungskraft als etwas außer den sich einander anziehenden Körpern, als Ursache dieser Anziehung bestimmt, sondern die Anziehungskraft bedeutet bei ihm bloß die allgemeine, durch Gesetze bestimmte, Wirkungsart der Anziehung; eben so versteht Kant unter den im Gemüthe gegründeten Formen der Erkenntniß bloß die allgemeinen Wirkungsarten oder Gesetze der Erkenntniß, und bekümmert sich gar nicht

nicht um die Ursache derselben. Wir denken freilich im Allgemeinen das Gemüth als etwas welches Subjekt und Ursache der Erkenntniß ist, aber wir bestimmen es nicht, als ein solches. Die Vernunftkritik schließt also keineswegs wie Sie (Seite 140) vorgeben:

„Was sich nur auf eine einzige Art von uns als möglich vorstellen läßt, das kann auch nur auf diese einzige Art möglich seyn."

„Die nothwendigen synthetischen Urtheile in unserer Erkenntniß lassen sich nur allein dadurch von uns als möglich vorstellen, daß wir sie als aus dem Gemüthe und aus dessen a priori bestimmten Handlungsweise herrührend ansehen."

„Also können auch die nothwendigen synthetischen Urtheile in unserer Erkenntniß nur aus dem Gemüthe und aus dessen a priori bestimmter Handlungsweise entsprungen seyn.

Die Vernunftkritik schließt also: was nur auf eine einzige Art als möglich erklärbar ist, muß, um erklärbar zu seyn, auf diese Art gedacht werden."

„Die nothwendigen synthetischen Urtheile sind nur als a priori bestimmte Bedingungen der Erfahrung als möglich erklärbar."

„Also müssen die nothwendigen synthetischen Urtheile als solche gedacht und aufgestellt werden."

„Soll dieser Beweis widerlegt werden, so muß man zeigen, daß die nothwendigen synthetischen Urtheile nicht

nicht bloß als Bedingung in der Erfahrung, sondern auch als durch die Erfahrung gegeben, erklärbar sind. Dieses ist aber unmöglich, weil sie alsdann nicht nothwendig seyn konnten."

Sie sagen: „Dieser Schluß ist eben dasjenige, dessen Richtigkeit Hume bezweifelte, und das er für eine Sophistikation erklärte, weil wir kein Prinzip kennen, nach welchem bestimmt werden könnte, wie weit unsere Vorstellungen und deren Merkmale mit dem Objektiven und dessen Merkmalen übereinstimmen, und in wie fern dasjenige was in unseren Gedanken da ist, sich auf etwas außer demselben beziehe."

Allerdings kennen wir ein solches Prinzip! Die durch die Objekte gegebenen Vorstellungen und deren Merkmale können keine Nothwendigkeit enthalten. Da nun diese synthetischen Urtheile Nothwendigkeit enthalten, so können sie nicht durch die Objekte gegeben seyn, und da sie sich dennoch auf Objekte der Erfahrung beziehen, so können sie nichts anders als Bedingungen von der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt seyn; und wie sie es sind, hat allerdings die Vernunftkritik gezeigt.

Ganz anders ist es hierinn mit dem Dogmatismus beschaffen. Dieser schließt z. B. daraus, daß wir die Seele nicht anders als wie Subjekt, einfach u. s. w. denken können, sie auch als solche eristiren muß. Daß wir die Seele nicht anders denken

ken können, ist aus der Analyse des Denkens auch ohne Voraussetzung der Existenz der Seele als solche schon begreiflich. Diese Voraussetzung hat also, obschon sie nicht an sich unmöglich ist, keinen Grund. Die nothwendigen synthetischen Urtheile sind gleichfalls als Bedingungen der Erfahrung begreiflich. Die Voraussetzung ihrer Beziehung auf Dinge an sich aber hat nicht nur keinen Grund, sondern ist auch unmöglich, weil sie in diesem Falle, durch die Dinge gegeben, und folglich nicht nothwendig seyn könnten.

Nun fahren Sie weiter (Seite 142) fort: „Der minor des Schlusses wodurch die Vernunftkritik beweist, daß die nothwendigen synthetischen Urtheile vom Gemüthe herrühren, und a priori in uns liegen, ist ferner eben so fehlerhaft als der major, und es ist durchaus falsch, daß diese Urtheile a priori vorhanden und aus dem Gemüthe herrührend gedacht werden müßten, um als möglich gedacht werden zu können ꝛc.

Es läßt sich nämlich denken, daß alle unsere Erkenntniß aus der Wirksamkeit realiter vorhandener Gegenstände auf unser Gemüth herrühre, und daß auch die Nothwendigkeit, welche in gewissen Theilen dieser Erkenntniß angetroffen wird, durch die besondere Art und Weise wie die Außendinge uns affiziren und Erkenntniß in demselben veranlassen, erzeugt werde, und daß mithin die nothwendigen synthetischen Urtheile nebst den in ihnen vorkommenden Vorstellungen nicht aus dem Gemüthe, sondern aus den nämlichen Gegenständen herrühren, welche die zufälligen und veränderlichen Urtheile nach der kritischen Philosophie in uns hervorbringen sollen." Um aber die mißliche Frage auszuweichen, wie kann aus der bloßen Wahrnehmung der außer dem Erkenntnißvermögen existirenden Gegenstände Nothwendigkeit entspringen? fahren Sie weiter fort: „Es ist nämlich a) unrichtig, daß, wie in der Vernunftkritik angenommen wird, das Bewußtseyn der Nothwendigkeit, welches gewisse synthetische Sätze begleitet, ein unfehlbares Kennzeichen ihres Ursprungs a priori und aus dem Gemüthe ausmache. Mit den wirklichen Empfindungen der äußeren Sinne z. B. welche auch nach der kritischen Philosophie in Ansehung ihrer Materialien insgesammt nicht aus dem Gemüthe, sondern von Dingen außer uns herstammen sollen, ist, ihres empyrischen Ursprungs ungeachtet, ein Bewußtseyn der Nothwendigkeit verbunden. Während dessen nämlich, daß eine Empfindung in uns gegenwärtig ist, müssen wir sie als vorhanden erkennen. ꝛc."

Dieses ganze Raisonnement ist mir von Ihrem Scharfsinne unbegreiflich! Die analytische Nothwendigkeit nach dem Satze des Widerspruchs wird in der kritischen so wie in der dogmatischen Philosophie als a priori in Beziehung auf Objekte überhaupt vorausgesetzt. Die Untersuchungen der kritischen Philosophie betreffen bloß die syntheti-

sche Nothwendigkeit. Während dessen, daß eine Empfindung in uns gegenwärtig ist, müssen wir sie als gegenwärtig erkennen, dieses geschieht nach dem Satze des Widerspruchs. Wir werden dazu nicht durch die, auf eine besondere Art, gegebenen Objekte bestimmt, sondern durch die allgemeinste Form des Erkenntnißvermögens in Beziehung auf Objekte überhaupt. Dahingegen die synthetischen Urtheile durch diese allgemeine Form bloß als möglich, nicht aber als nothwendig erkannt werden können. Daß ein Objekt A die Ursache von einem andern Objekt B seyn soll, erkenne ich zwar nach dem Satze des Widerspruchs (indem dieses keinen Widerspruch enthält) als möglich. Woher erkenne ich aber die Nothwendigkeit, daß Objekte überhaupt in diesem Verhältnisse gedacht werden müssen? Durch die Wahrnehmung der gegebenen Objekte? Diese kann keine Nothwendigkeit verschaffen. Könnte die Nothwendigkeit, so wie eine unmittelbare Empfindung wahrgenommen werden, so hätten Sie allerdings Recht zu sagen, daß während daß diese Nothwendigkeit an den gegebenen Objekten wahrgenommen wird, sie nicht zugleich nicht wahrgenommen werden kann. Diese zweite Nothwendigkeit würde alsdann freilich nach dem Satze des Widerspruchs erklärbar seyn; wie gelangen wir aber zu der ersten Nothwendigkeit?

b) „Wenn

b) „Wenn uns die Dinge an sich völlig unbekannt sind, wie die Vernunftkritik behauptet, so können wir auch durchaus nicht wissen, welche Bestimmungen in unserem Gemüthe durch den Einfluß jener auf dasselbe hervorgebracht werden können und welche nicht hervorgebracht werden können rc."

Gesetzt auch, daß die uns ganz unbekannten Dinge an sich Nothwendigkeit in unserer Erkenntniß bewirken könnten, so würde doch immer, da sie uns ganz unbekannt sind, die Art, wie sie es bewirken, unerklärbar seyn. Was gewinnen wir also durch diese Voraussetzung? Was würde man zu einem Astronomen sagen, der behaupten wollte, das Newtonianische Weltsystem sey freilich nach allgemeinen Gesetzen der Attrakzion erklärbar; aber es könne noch ein anderes System erdacht werden, wonach die Verhältnisse der Größen, Entfernungen und Umlaufzeiten der himmlischen Körper gleichfalls erklärbar wären. Man würde ihm antworten: diese Voraussetzung ist zwar nicht unmöglich, aber en attendant, bis ein solches System erfunden werden wird, kann uns die Voraussetzung seiner Möglichkeit zu nichts dienen.

c) „Eine Ableitung des Nothwendigen und Allgemeingültigen in unserer Erkenntniß aus dem Gemüthe macht das Daseyn desselben (des Nothwendigen in der Erkenntniß) im geringsten nicht begreiflicher als

 eine

eine Ableitung eben desselben von Gegenständen außer uns und von deren Wirkungsweise."

Diese Einwendung beruht bloß auf der unrichtigen Vorstellung des Verhältnisses der kritischen zur dogmatischen Philosophie, welches Sie sich ungefähr wie das Verhältniß der Leibnitzischen zur Lockischen Art zu philosophiren denken. Diese beiden großen Männer suchten den reellen Ursprung unserer Erkenntniß. Dieser leitete dasselbe aus der Erfahrung, jener aus angebohrnen Vorstellungen her, wodurch zwar die Einwendung, daß das Nothwendige und Allgemeingültige in unserer Erkenntniß nicht aus der Erfahrung abgeleitet werden kann, glücklich ausgewichen worden ist; aber dennoch das Daseyn dieses Nothwendigen im Gemüthe als eine indemonstrable Wahrheit vorausgesetzt wird, ohne daß dadurch die Art und der Grund dieser Nothwendigkeit begreiflicher gemacht wird. Es ist bloß eine Hypothese die den Schwierigkeiten einer andern Hypothese ausweicht, die aber an sich nichts mehr als Hypothese ist.

Die Kritik der reinen Vernunft bestimmt kein Wesen als Subjekt und Ursache der Erkenntniß, sondern untersucht bloß das, was in der Erkenntniß selbst enthalten ist. Sie nimmt als Faktum des Bewußtseyns an, daß die synthetischen Urtheile sich auf Objekte der Erfahrung, von denen sie wirklich gebraucht werden, beziehen, und

und sucht die Möglichkeit davon aus dem Begriff eines Objekts der Erfahrung überhaupt begreiflich zu machen. Daß wir Objekte der Erfahrung haben, ist nach ihr keine Hypothese, sondern ein Faktum, und die Art wie die synthetischen Urtheile daraus folgen, demonstrabel. Der Unterschied zwischen der kritischen und der dogmatischen Art zu philosophiren ist also sehr groß.

Was Sie noch (Seite 146 — 180) über diese Materie gegen die Kritik der reinen Vernunft vorbringen, trifft gleichfalls nicht zum Ziel. Die Kritik der reinen Vernunft bestimmt das Gemüth nicht als Ding an sich, nicht als Noumenon, und auch nicht als Idee. Das Gemüth bedeutet bei ihr nichts anders als das ganz unbestimmte Subjekt der Vorstellungen, worauf sie sich alle beziehen. Die Bestimmung dieses Subjekts als Ding an sich, als Noumenon oder als Idee würde dasselbe zur Vorstellung seiner selbst machen. Es würde also nicht mehr bloß Subjekt der Vorstellungen seyn. Es muß daher, seinem Begriffe gemäß unbestimmt bleiben. Es wird bloß als das logische Subjekt aber nicht unter der ihm entsprechenden Kathegorie d. h. nicht einmal als Noumenon gedacht.

So sehr ich befürchten muß, daß Sie, werthester Mann! mit meinen Anmerkungen Ihre Prüfung der Kritik der reinen Vernunft betreffend unzufrieden

frieden seyn werden, so sehr, hoffe ich, werden Sie mit meinen Anmerkungen über Ihre Prüfung der Fundamentallehre der Elementarphilosophie und meiner Darstellung des auf meiner Kritik des Erkenntnißvermögens gegründeten Skeptizismus zufrieden seyn. Dieses soll den Inhalt der folgenden Briefe ausmachen.

Vierter Brief.

Sie schreiten nun (Seite 181) zur Prüfung der aus dem Begriff von Vorstellungsvermögen unmittelbar hergeleiteten Behauptungen der Elementarphilosophie, die Ihrer Darstellung nach so lauten:

§. IX. Die bloße Vorstellung muß aus zwei verschiedenen Bestandtheilen bestehen, die durch ihre Vereinigung und ihren Unterschied die Natur oder das Wesen einer bloßen Vorstellung ausmachen.

Die bloße Vorstellung ist dasjenige, was sich im Bewußtseyn auf Objekt und Subjekt beziehen läßt, aber von beiden unterschieden wird. Sie muß daher aus etwas bestehen, was sich in ihr und wodurch sie sich auf Objekt und Subjekt beziehen läßt, und was vom Objekte und Subjekte unterschieden wird. Da aber Objekt und Subjekt nicht nur von der bloßen Vorstellung, sondern auch unter sich im Bewußtseyn unterschieden werden; so muß auch dasjenige in der Vorstellung, wodurch sie sich aufs Objekt, von dem, wodurch sie sich aufs Subjekt bezieht, unterschieden werden. In jeder Vorstellung müssen daher zwei verschiedene Theile gedacht werden u. s. w.

§. X. Dasjenige was sich in der bloßen Vorstellung und wodurch sich die bloße Vorstellung aufs Objekt bezieht, heißt der Stoff der Vorstellung.

§. XI. Dasjenige, was sich in der Vorstellung und wodurch sich die Vorstellung auf das Subjekt bezieht, heißt die Form der Vorstellung.

§. XII. Das Objekt heißt das Vorgestellte, in wie fern die Vorstellung durch ihren Stoff auf dasselbe bezogen wird. — Ding an sich, in wie fern es als dasjenige gedacht wird, dem der bloße Stoff der Vorstellung angehört.

§. XIII. Kein Gegenstand ist als Ding an sich vorstellbar.

§. XIV. Die Verwechselung des vorgestellten Objektes mit dem Dinge an sich, oder die Uebertragung der Form der Vorstellung von dem Vorstellbaren auf das Nichtvorstellbare ist unvermeidlich; so lange man nicht dasjenige was an den vorgestellten oder vorstellbaren Gegenständen dem Vorstellungsvermögen angehört, oder, welches eben so viel heißt, so lange man die Formen der bloßen Vorstellungen nicht als solche entdeckt und erkannt hat.

Sie bemerken hier, daß der im IX. §. aufgestellte Beweis von der Nothwendigkeit zweier verschiedenen Theile in jeder Vorstellung aus mehreren Gründen völlig fehlerhaft sey."

Dieser Beweiß ist nämlich folgender: „Alles was sich auf verschiedene Gegenstände beziehen soll, das muß auch selbst aus verschiedenen Bestandtheilen bestehen; die bloße Vorstellung bezieht sich auf Objekt und Subjekt, die im Bewußtseyn von einander unterschieden werden; also muß auch die bloße Vorstellung aus verschiedenen Bestandtheilen bestehen."

„Womit will man aber die Richtigkeit des Obersatzes in dieser Argumentation, der ein synthetisches Urtheil ist, beweisen? Es läßt sich nicht nur denken, daß ein Gegenstand in Ansehung eines und desselben seiner Merkmale auf verschiedene Gegenstände bezogen werde, oder mit denselben in Verbindung stehe; sondern wir beziehen auch, nach der Erfahrung, sehr oft einen Gegenstand auf verschiedene andere, ohne deshalb in jenem uns verschiedene Bestandtheile vorzustellen. Jede Seite eines Triangels bezieht sich, in so fern sie mit den übrigen ein Ganzes ausmacht, auf die beiden andern, die unter sich selbst und von jener unterschieden sind, und auch unterschieden werden. Dessen ohngeachtet aber sehen wir nicht diejenige Seite des Triangels, die auf die andern beiden bezogen wird, als etwas aus verschiedenen Bestandtheilen bestehendes an. Eben so wird jedes Stück einer aus

mannigfaltigen Theilen zusammengesetzten Maschine auf alle übrige unter sich und von jenem verschiedene Stücke bezogen, ohne deshalb als aus ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt vorgestellt werden zu müssen."

Wenn ich auch den Satz des Bewußtseyns so wie er von Hrn. Reinhold aufgestellt worden ist, und die dadurch bestimmten Begriffe von Subjekt, Objekt und Vorstellung hätte in seiner Allgemeinheit zugeben können, so würde ich doch den im IX. §. behaupteten Satz ganz anders bestimmt haben. Aber merken Sie wohl, werthester Mann! Ich will hier nicht Hrn. Reinhold kommentiren, dieses wäre ein sehr schweres und fast unmögliches Unternehmen — sondern ich will bloß meine eigene Gedanken über diese Materie vortragen.

Die durch den Satz des Bewußtseyns bestimmten Begriffe von Subjekt und Objekt sind bloß gedachte aber nicht erkennbare Begriffe; der Begriff von Vorstellung hingegen, obwohl er im Satze des Bewußtseyns durch keine Merkmale an sich, sondern bloß durch seine Beziehung aufs Subjekt und Objekt bestimmt wird, muß doch im Satze des Bewußtseyns so gedacht werden, daß er zwar darinn nicht als Objekt an sich durch Merkmale erkannt, aber dennoch erkennbar ist; weil nur dadurch diese Begriffe im Bewußtseyn statt finden können. Denn da diese Begriffe sich

wechselseitig auf einander beziehen und einander durch diese Beziehung wechselseitig bestimmen, so muß freilich, wenn der eine derselben im Bewußtseyn angetroffen wird, auch die übrigen zugleich angetroffen werden; wie sollte aber irgend einer derselben im Bewußtseyn statt finden, wenn keiner derselben durch Merkmale an sich erkennbar wäre? Nun aber sind die Begriffe von Subjekt und Objekt durch keine Merkmale erkennbar; der Begriff von Vorstellung ist also der einzige, der zwar im Satze des Bewußtseyns in seiner Allgemeinheit, von allen gegebenen Merkmalen abstrahirt, aber dennoch durch Bedingungen der Erkennbarkeit, durch Merkmale bestimmt, gedacht wird. Ich werde also den im IX. §. aufgestellten Satz so bestimmen: Die bloße Vorstellung muß aus zwei verschiedenen Bestandtheilen bestehen, aus absoluten Merkmalen, wodurch sie als Objekt an sich gegeben, und aus den Beziehungsmerkmalen, wodurch sie als Vorstellung aufs Subjekt und Objekt bezogen werden kann; und gegen diesen hier von mir aufgestellten Satz hoffe ich, werden Sie nichts einzuwenden haben. Ich analysire hier bloß den Begriff von Vorstellung, und finde, daß er nicht anders, als wie er durch diesen Satz bestimmt wird, im Bewußtseyn statt finden kann.

Da ich aber den Satz des Bewußtseyns selbst in seiner Allgemeinheit nicht zugebe, so hängt

hängt die Bestimmung des im IX. §. aufgestellten Satzes von der Bestimmung des Satzes des Bewußtseyns ab. Ich muß also mit diesem den Anfang machen.

Im Bewußtseyn einer Vorstellung wird die Vorstellung vom Subjekt und Objekt unterschieden und auf beide bezogen.

Dieser Satz gilt also nicht von einem jeden Bewußtseyn überhaupt, sondern blos vom Bewußtseyn einer Vorstellung.

Vorstellung ist dasjenige bestimmte Bewußtseyn, welches sowohl durch innere (absolute) Merkmale an sich, als durch Beziehung auf ein anderes bestimmtes Bewußtseyn, wovon sie ein Merkmal ist, gedacht wird.

Objekt (der Vorstellung) ist dasjenige bestimmte Bewußtseyn, dessen Merkmal die Vorstellung ist.

Subjekt ist das unbestimmte Bewußtseyn, worauf sich das Objekt sowohl als die Vorstellung bezieht.

Daß nun die Vorstellung aus zwei Theilen bestehen muß, nämlich aus etwas absoluten, wodurch sie ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich, und der Beziehung aufs Objekt und Subjekt, wodurch sie eine Vorstellung seyn kann, ergiebt sich schon aus meiner, durch den Satz des Bewußtseyns bestimmten, Erklärung von Vorstellung.

Das Subjekt ist als bloßes Subjekt (nicht selbst wiederum als Objekt gedacht) ganz unbestimmbar, und bedeutet blos die zur Beziehung einer Vorstellung aufs Objekt erforderliche Einheit des Bewußtseyns. Das bloße Objekt ist das worauf sich die Vorstellung als Merkmal bezieht, in so fern es nicht wiederum als Vorstellung eines andern Objekts gedacht wird.

Die bloße Vorstellung ist das, was sich als Merkmal aufs Objekt bezieht, in so fern sie selbst nicht wiederum als Objekt gedacht wird.

Sie sagen (Seite 202—205) „Was nun die im X. und XI. §. vorkommende Ableitung des Stoffs der bloßen Vorstellung aus dem Objekte und der Form derselben aus dem Subjekte anbelangt, so fehlt dabei der Beweis ihrer Richtigkeit rc." Eben so gut wie nämlich der Verfasser der Elementarphilosophie den Stoff der Vorstellung aus dem Objekte und die Form derselben aus dem Subjekte ableitet, hätte er auch umgekehrt die Form der Vorstellung aus dem Objekte, und die Materie derselben aus dem Subjekte ableiten, und dem was er in dem I—X. § schon erwiesen haben will unbeschadet, von den beiden verschiedenen Bestandtheilen die zu jeder Vorstellung nothwendig gehören sollen folgendes sagen können u. s. w." Hierüber bemerke ich folgendes:

Stoff und Form werden in der kritischen Philosophie in einer ganz umgekehrten Bedeutung genommen

men als in der dogmatischen, obschon sich beide auf den Sprachgebrauch gründen. Nach dem Sprachgebrauch nämlich ist Stoff das Bestimmbare und Form die Bestimmung. So dachte sich Aristoteles die Materia prima als den allen Objekten der Natur gemeinschaftlichen Stoff, und die Form als das, wodurch ein jedes Objekt in seiner Art bestimmt wird. Denn ehe man entdeckt hat, daß etwas in den Objekten a priori durch das Erkenntnißvermögen bestimmt wird, konnte man diese Unterscheidung blos in Rücksicht auf dasjenige, was im Objekte selbst als Merkmal enthalten ist, machen. Die kritische Philosophie hat endlich die Entdeckung gemacht, daß nämlich manches in der Vorstellung der Objekte anzutreffen ist, was nicht in den Objekten an sich, sondern in der a priori durch das Erkenntnißvermögen bestimmten Art, wie wir sie vorstellen müssen, gegründet ist. Dieses muß nun, da es kein inneres Merkmal im Objekte, sondern ein äußeres Merkmal (Verhältniß zum Erkenntnißvermögen) ist, Form; und das was nach Abstrahirung desselben, im Objekte an sich zurück bleibt, Stoff genannt werden. Um dieses bildlich vorzustellen, und beide entgegengesetzte Benennungen zu rechtfertigen, so denke man sich den Stoff nach der Aristotelischen Philosophie als eine flüssige Materie, die die Form des Gefäßes, worinn sie sich zufälliger Weise befindet, annimmt. Nach der kritischen Philosophie hingegen (von der Wolfisch-Leibnitzischen Philosophie spreche ich nicht, weil sich diese

diese über die Ausdrücke Stoff und Form und den Umfang ihres Gebrauchs nicht erklärt) denke man sich den Stoff als die zu einem Siegel gebrauchte weiche Materie, die die Form eines Petschafts annimmt. Der Unterschied zwischen diesen beiden Vorstellungsarten ist offenbar. Die flüssige Materie ist zwar ein Gegenstand des Bewußtseyns an sich, kann aber nicht ohne irgend ein Gefäß (Behältniß) dargestellt werden; die durch das Gefäß erlangte Form macht also ein inneres Merkmal von derselben aus. Die weiche Materie aber, Siegelwachs z. B., kann auch ohne die durch das Siegel bestimmte Form statt finden. Diese Form ist also kein inneres Merkmal davon; und dennoch bestimmt sie etwas im Siegel a priori. In beiden Fällen ist immer Stoff das Bestimmbare (welches an sich ein Gegenstand des Bewußtseyns ist) und Form die Bestimmung (welche nur in Verbindung ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann) nur daß in der Aristotelischen Philosophie das Bestimmbare (materia prima) das Allgemeine und die Bestimmung (besondere Form) das Besondere in einem bestimmten Objekt ist. In der kritischen Philosophie aber ist es umgekehrt; das Bestimmbare ist das Besondere (das Gegebene in einer Vorstellung) und die a priori im Erkenntnißvermögen gegründete Bestimmung das Allgemeine, weil, indem sie im Erkenntnißvermögen als eine solche überhaupt gegründet ist, sie sich auf alle Objekte der Erkenntniß beziehen muß. Dadurch glaube ich

ich die kritische Philosophie in Ansehung der Erklärungen von Stoff und Form genugsam gerechtfertigt zu haben.

Seite 213. heißt es: „In demjenigen Bewußtseyn, von welchem der Satz des Bewußtseyns abgezogen worden ist, kommt jedesmal wirklich ein Bezogenwerden der Vorstellung auf ein Objekt und Subjekt vor. Bezogenwerden der Vorstellung auf das Objekt und Subjekt im Bewußtseyn ist aber verschiedener Art. Auf das vorstellende Ich wird die Vorstellung eben so wie jede Eigenschaft auf ihr Subjekt bezogen, zu dem Objekt hingegen verhält sie sich wie das Zeichen zum Bezeichneten u. s. w.“

Nach mir, da ich Subjekt und Objekt nicht an sich ganz unbestimmt, und blos durch Beziehung der Vorstellung auf beide denke, sondern das Subjekt an sich durch die transzendentale Bedingung bestimme, daß es Einheit des Bewußtseyns im zum Verbinden gegebenen Mannigfaltigen ist, und das Objekt dasjenige dessen Merkmal die Vorstellung ist, besteht die Verschiedenheit der Beziehung der Vorstellung auf Subjekt und Objekt darinn, daß sie sich aufs Subjekt als das Bdingte auf die Bedingung bezieht, indem die Einheit des Bewußtseyns wodurch das Subjekt als ein solches bestimmt wird, die Bedingung von der Möglichkeit einer Vorstellung überhaupt ist. Aufs Objekt aber bezieht sich die Vorstellung als ein Bestandtheil auf das Ganze, dessen Bestandtheil es

es ist. Die Vorstellung besteht aus Stoff und Form, der Stoff bezieht sich aufs Objekt, und die Form aufs Subjekt heißt bei mir so viel: die Vorstellung besteht aus etwas, was sich auf etwas anders als Bestandtheil aufs Ganze bezieht, und aus der Beziehung. Das Etwas was sich auf etwas anders bezieht, bezieht sich aufs Objekt, oder mit andern Worten: das worauf sich dieses Etwas bezieht, ist das Objekt. Die Beziehung (der Vorstellung aufs Objekt) selbst aber wird wiederum als das Bedingte aufs Subjekt als seine Bedingung bezogen (indem die objektive Einheit in der Verbindung ohne die subjektive identische Einheit des Subjekts nicht statt finden kann). Dieses findet aber nicht in jedem Bewußtseyn, sondern in dem Bewußtseyn einer Vorstellung, wo ein sich auf einander beziehendes Mannigfaltiges anzutreffen ist, statt.

In einer einzelnen Wahrnehmung aber, wo kein sich auf einander beziehendes Mannigfaltiges anzutreffen ist, hat Subjekt, Objekt und Beziehung der Wahrnehmung auf beiden für mich gar keine Bedeutung, und wenn man schon dieselbe darinn anzutreffen glaubt, so beruht dieses, wie schon gezeigt worden, auf eine Täuschung, indem man dem was in den mehresten Fällen Statt findet absolute Allgemeinheit beilegt; und ist eine Funkzion der transzendentalen Einbildungskraft. Ich hoffe, daß Sie gegen die Art, wie ich den Satz des Bewußtseyns einschränke und die in ihm vorkommenden Begriffe erkläre, nichts einzuwenden haben.

Seite 223—224. „Es ist uns durch die Einrichtung unseres Daseyns u. s. w." Da Ihr Begriff von Skeptizismus von dem meinigen so sehr verschieden ist, indem Sie denselben, wie Sie sich darüber erklären, nicht nur in der Behauptung setzen, daß in der Philosophie über das Daseyn und Nichtdaseyn der Dinge an sich und ihrer Eigenschaften, nichts bestimmt, sondern auch daß darinn über die Gränzen der menschlichen Erkenntnißkräfte nichts nach unbestreitbar gewissen und allgemeingültigen Grundsätzen ausgemacht worden sey; ich hingegen die Philosophie nichts in Ansehung der Dinge an sich, wohl aber in Ansehung der Gränzen der menschlichen Erkenntniß, nach allgemeingültigen Prinzipien bestimmen lasse, worinn meine Kritik des Erkenntnißvermögens mit der Kritik der reinen Vernunft völlig übereinstimmt, und sich bloß darinn von ihr unterscheidet, daß sie das Faktum, daß wir nämlich Erfahrungserkenntniß besitzen, in Zweifel zieht, und den Gebrauch ihrer Prinzipien bloß von unserer reinen Erkenntniß a priori bestimmter Objekte der Mathematik zugiebt; da Sie auch in der Darstellung Ihres Skeptizismus etwas zu weitläufig sind, so sehe ich mich gezwungen, Ihnen mit meinen Anmerkungen Schritt vor Schritt zu folgen, und

meine

meine Gegengründe unmittelbar auf Ihre Gründe folgen zu lassen.

„Es ist uns, sagen Sie, durch die Einrichtung unseres Wesens beigebracht und eingepflanzt worden, uns nur dann erst in Ansehung unserer Erkenntnisse zu beruhigen, wenn wir eingesehen haben, ob sie Wahrheit enthalten, oder Täuschungen ausmachen.“ Dieses hat allerdings seine Richtigkeit. Aber nun fahren Sie weiter fort:

„Den Vorstellungen, aus denen unsere Erkenntniß besteht, können wir aber nur in so fern Realität und Wahrheit zuschreiben, als sie mit einem gewissen, von ihnen selbst verschiedenen Etwas im Verhältniß und Zusammenhange stehen; und alles Forschen nach der Wahrheit unserer Erkenntniß geht darauf hinaus einen Zusammenhang unserer Vorstellungen und der in ihnen vorkommenden Merkmale mit einem Etwas, so unabhängig von denselben existirt, ausfindig zu machen.“

Dieses kann ich nicht zugeben. Die Wahrheit und Realität unserer Erkenntniß besteht allerdings darinn, daß unsere Vorstellungen mit einem gewissen von ihnen selbst verschiedenen Etwas im Verhältniß und Zusammenhang stehen, aber dieses Etwas selbst ist nicht außer unserem Erkenntnißvermögen, wie Sie anzudeuten scheinen, sondern es ist zwar von den Vorstellungen verschieden, aber dennoch eben so wie die sich auf dasselbe beziehenden Vorstellungen, durch das Erkenntnißvermögen bestimmt. Dieses Etwas ist unabhängig von den sich darauf beziehenden Vorstellungen, aber nicht vom Erkenntnißvermögen überhaupt. Die Vorstellungen haben Wahrheit und Realität, wenn sie entweder als Merkmale in dem Begriff des Objekts schon gedacht (analytische Wahrheit) oder in der Konstrukzion des Objekts als mit demselben verbunden erkannt werden (synthetische Wahrheit). Aber dieses Objekt selbst ist nicht etwas vom Erkenntnißvermögen unabhängiges, sondern etwas durch dasselbe bestimmtes. Wenn ich mir den Menschen als ein vernünftiges Thier denke, und nachher denselben durch das Merkmal der Vernunft vorstelle, so ist diese Vorstellung wahr, weil sie schon im Begriffe des Objekts (des Menschen) enthalten ist. Wenn ich mir eine dreiseitige Figur durch drei Winkel vorstelle, so ist diese Vorstellung gleichfalls wahr, nicht eben weil drei Winkel schon im Begriffe von drei Seiten enthalten sind, sondern weil, wenn eine dreiseitige Figur konstruirt werden soll, sie nicht anders als dreiwinklicht seyn kann u. d. gl. Die Objekte Mensch, dreiseitige Figur aber sind eben so wie die sich auf sie beziehende Vorstellungen nichts außer dem Erkenntnißvermögen und von demselben Unabhängiges. Wozu also diese ganze darauf folgende Deklamation?

Ferner: „Unmittelbar besitzen wir ꝛc. Dennoch aber ist die Ueberzeugung von dem reellen Daseyn gewisser Dinge außer unsern Vorstellungen die unabhängig von diesen existiren, und mit denselben weder entstehen noch untergehen, aber sich darauf beziehen sollen, allgemein unter den Menschen ausgebreitet. Woher rührt diese Ueberzeugung und deren Allgemeinheit? u. s. w."

Aus einer allgemeinen Täuschung würde ich antworten. Die reproduktive Einbildungskraft die mit Hülfe des Gedächtnisses beständig Vorstellungen als solche auf die wahrgenommenen Objekte worinn sie als Merkmale enthalten sind, bezieht, wird daran frühzeitig so gewöhnt, daß sie dieses Beziehen gar nicht lassen kann, auch nicht in solchen Fällen, wo so wenig die unmittelbare Wahrnehmung als das Gedächtniß ihr etwas darbietet, worauf diese Beziehung statt finden soll; und wird selbst die ursprünglichen Wahrnehmungen als auf etwas außer denselben bezogen vorstellen, und hierinn scheinen Sie (Seite 132) mit mir übereinzustimmen.

„In gewissen Vorstellungen die wir besitzen, fahren Sie weiter fort, kommt eine doppelte Nothwendigkeit vor, theils in Ansehung des Daseyns derselben, theils in Ansehung des Verbindens des Mannigfaltigen so den Inhalt derselben ausmacht ꝛc. So bald der

der Mensch diese doppelte Nothwendigkeit in gewissen von seinen Vorstellungen kennen gelernt hat, und über den Grund derselben nachzudenken anfängt, so wird er auch zum Glauben an die Realität gewisser Dinge außer seinen Vorstellungen geführt. In seinem vorstellenden Ich ist nämlich kein Grund vorhanden, warum zu einer gewissen Zeit nur diese oder jene Vorstellung, nicht aber eine davon ganz verschiedene andere in ihm vorhanden seyn könnte u. s. w."

Aber was wird durch die Voraussetzung der Dinge an sich außer den Vorstellungen in Ansehung dieser erklärt? und wird hier nicht selbst der arme Indianer seine Frage erneuern: und worauf endlich die Schildkröte? Die Frage ist: warum habe ich eben jetzt die Vorstellung des Hauses und nicht die Vorstellung des Baumes z. B. die ich ebenfalls jetzt hätte haben können, und warum stelle ich mir das Mannigfaltige in dieser Ordnung und Verbindung, da ich es auch in einer andern vorstellen kann? und die Antwort ist: weil das Haus als Ding an sich jetzt in der Ordnung und Verbindung wirklich existirt. Sollte man nicht weiter fragen: warum existirt das Haus an sich eben jetzt und in der Ordnung und Verbindung, da an seiner Stelle auch etwas anders existiren könnte? Hier ist abermals eine Täuschung, die auf einen unrichtigen Begriff von Grund beruht.

Grund bezieht sich niemals aufs Daseyn, sondern auf die Erkenntniß, und ist blos die Einheit,

heit, wodurch das Mannigfaltige in unserer Erkenntniß, nach Gesetzen des Erkenntnißvermögens verbunden wird. Das Allgemeine ist der Grund von dem Besondern in unserer Erkenntniß. Der Grund, warum wir z. B. ein Dreieck als eingeschränkt denken müssen, ist, weil wir Dreieck durch den Begriff von Figur denken, und Figur als einen eingeschränkten Raum bestimmen. Durch diesen Grund beziehen wir diese Erkenntniß nicht blos aufs Dreieck, sondern auf alle unter dem Begriff von Figur enthaltenen Objekte. Diese verschiedene Erkenntnisse werden also durch ihren gemeinschaftlichen Grund verbunden. Eben so ist nach mir der Satz der Bestimmbarkeit der Grund von der Erkenntniß aller reellen Objekte. Warum denke ich das Dreieck, Viereck, Zirkel u. s. w., als reelle Objekte, und nicht auf gleiche Art eine dreieckigte Tugend, ein tugendhaftes Dreieck u. d. gl.? Weil das Dreieckigtseyn eine mögliche Bestimmung des Raumes ist; Raum ist auch ohne diese Bestimmung, diese Bestimmung aber ist nicht ohne Raum ein Gegenstand des Bewußtseyns. Die Tugend hingegen ist so wenig eine mögliche Bestimmung des Dreiecks, als das Dreieckigtseyn eine mögliche Bestimmung der Tugend ist, indem sie von einander in Ansehung des Bewußtseyns ganz unabhängig sind. Der Satz der Bestimmbarkeit also, der das Verhältniß der in einer Einheit des Bewußtseyns zu verbindenden Glieder des Mannigfaltigen in Ansehung des Bewußtseyns überhaupt ausdrückt, ist der Grund aller dadurch gedachten reellen Objekte.

In allen diesen Fällen wird durch den Grund alles darinn gegründete, nach den Gesetzen des Erkenntnißvermögens begreiflich. Das Daseyn hingegen kann durch keinen Grund begreiflich gemacht werden, weil dieser Grund wiederum nichts anders als ein Daseyn seyn kann, (denn die Erkenntniß kann keinen Grund vom Daseyn abgeben) und also wiederum einen andern Grund erfordern wird, u. s. w. ins unendliche.

Die (Seite 245—257) gegen den Dogmatismus aufgestellten Gründe des Skeptizismus sind, wie ich dafür halte, sehr bündig und dem Geiste der kritischen Philosophie gemäß. Ich finde also hierüber nichts weiter anzumerken nöthig. Ganz anders aber verhält es sich mit den (Seite 257—275) aufgestellten Gründen Ihres Skeptizismus gegen die kritische Philosophie. Hierinn sehe ich mich gezwungen als Ihr Gegner zu erscheinen, und die kritische Philosohie gegen Ihre Einwürfe in Schutz zu nehmen. Doch, wohl gemerkt! ich sage: die kritische Philosophie, worunter ich nicht eben die kantische Kritik der reinen Vernunft oder die Reinholdsche Theorie des Vorstellungsvermögens verstanden haben will, sondern bloß die kritische Philosophie, wie ich sie mir denke, und in

in diesem Werke aufgestellt habe. Ich trete nicht als Repräsentant, sondern in eigner Person auf, brauche also nur von meinen eigenen Gedanken Rechenschaft zu geben.

Seite 257 sagen Sie: „Nun haben wir es aber noch mit einem andern neuern Gegner desselben (des Skeptizismus) zu thun, nämlich mit dem kritischen Idealismus, der einen Dogmatismus von ganz eigener Art enthält, und die Kenntniß der Dinge an sich, worauf der ältere Dogmatismus so groß thut, für etwas erklärt, so nach der einmal vorhandenen Einrichtung der menschlichen Natur ganz unmöglich ist; so daß wir von dem, was die Dinge an sich selbst positiv seyn mögen, gar nichts wissen, sondern nur von ihnen, als von Dingen, welche uns erscheinen, eine Erkenntniß besitzen, und dies auch als unbestreitbar gewiß einsehen."

Meinen Erklärungen nach, ist der Skeptizismus keineswegs dem kritischen Idealismus entgegengesetzt, welcher letztere keinesweges einen Dogmatismus von einer ganz eigenen Art enthält, sondern vielmehr liegt jener diesem zum Grunde.

Der Dogmatismus glaubt im Besitze von Erkenntnissen der Dinge an sich zu seyn, d. h. bloß auf eine ganz unbestimmte Art als an sich außer dem Erkenntnißvermögen bestimmt gedachte (logische) Dinge dennoch durch a priori gedachte Verhältnisse bestimmen zu können.

Der

Der Skeptizismus zieht die Möglichkeit davon in Zweifel, weil Verhältnisse, wenn sie an den Dingen erkannt werden sollen, die Erkenntniß der Dinge durch innere Merkmale an sich schon voraussetzen. Er läugnet nicht geradezu, daß die a priori gedachten Verhältnisse nicht zwischen, in Ansehung unserer Erkenntniß unbestimmten, an sich aber als bestimmt gedachten, Dinge an sich statt finden können; aber er giebt auch nicht zu, daß sie zwischen denselben wirklich statt finden. Die kritische Philosophie untersucht die Bedingungen a priori, unter welchen wir a priori gedachte Verhältnisse den Dingen beilegen können und müssen, und zieht daraus das Resultat, daß wir bloß von den Dingen, wie sie im Erkenntnißvermögen vorkommen, nicht aber von denselben, wie sie außer dem Erkenntnißvermögen seyn mögen, die a priori gedachten Verhältnisse mit Recht gebrauchen können, weil nur jene, nicht aber diese unter diesen Bedingungen stehen.

Der Dogmatismus bestimmt also an sich bloß gedachte aber von uns unerkannte Dinge an sich, durch die ihnen blos möglichen Verhältnisse, als Dinge, die wirklich in diesem Verhältnisse stehen. Der Skeptizismus bezweifelt die Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens, weil er das was ihn sonst bewegt, das an sich blos Mögliche für wirklich zu halten (unmittelbare Wahrnehmung) hier

 nicht

nicht findet. Die kritische Philosophie untersucht die Bedingungen a priori unter welchen ein an sich blos mögliches Verhältniß zwischen Dingen als wirklich erkannt wird; woraus sie das Resultat zieht, daß die Dinge an sich nicht nur in diesen Verhältnissen nicht erkannt werden, sondern daß sie auch diesen Bedingungen gemäß, in diesen Verhältnissen nicht erkannt werden können. Aus Gründen aber zu beweisen, daß man etwas nicht wissen kann, kann wahrhaftig nicht Dogmatismus heißen. Die kritische Philosophie ist also dem Skeptizismus nicht entgegengesetzt, sondern das was dieser mit dem bloßen non liquer abweist, widerlegt jene aus Gründen.

Seite 259 heißt es: „Ohngeachtet aber die Vernunftkritik behauptet, daß eine Erkenntniß der Dinge an sich in uns unmöglich sey, so ist doch nach ihr, der ganze Inbegriff der menschlichen Vorstellungen keinesweges blos ein leerer Schein, der sich auf gar nichts außer demselben realiter bezöge."

Daß selbst die Vernunftkritik den ganzen Inbegriff der menschlichen Vorstellungen für keinen leeren Schein ausgiebt, hat seine völlige Richtigkeit. Sie versteht aber unter leeren Schein ganz was anders, als was Sie darunter verstehn. Sie verstehn darunter eine Vorstellung, die sich auf gar nichts außer derselben (Ding an sich) realiter bezieht d. h. die nicht mit dem Dinge an sich in einer Realverknüpfung (von Ursache und Wirkung) erkannt wird. Nach der Vernunftkritik hingegen ist dies Erscheinung, aber nicht leerer Schein, der bloß in der Verwechselung des blos subjektiven Zufälligen mit dem objektiven durch allgemeine Gesetze des Erkenntnißvermögens Bestimmen besteht.

„Alle unsere Erkenntniß, sagen Sie weiter, fängt nämlich nach ihr (der Vernunftkritik) mit der Erfahrung an, und es sind Gegenstände außer uns wirklich da, welche unsere Sinne affiziren u. s. w."

Also damit wollen Sie beweisen, daß die Vernunftkritik sich selbst widerspreche, und ihr Hauptresultat, daß nämlich unsere Vorstellungen uns zu keiner Erkenntniß der Dinge an sich führen können, dadurch wieder aufhebe, daß sie dennoch unsere Vorstellungen in einem Realverhältnisse mit den Dingen an sich betrachtet. Aber welche Gründe haben Sie für diese letzte Behauptung, daß sie Erfahrung zugiebt? Sie versteht unter Erfahrung nicht eine durch die Dinge an sich bewirkte Erkenntniß, sondern eine Erkenntniß, die nicht durch die bloßen Gesetze des Erkenntnißvermögens bestimmt wird. Das Erkenntnißvermögen wird affizirt, heißt, es erlangt Erkenntnisse, die nicht durch seine Gesetze a priori von ihm bestimmt sind. Die Dinge an sich kommen also hier ganz aus dem Spiel.

 Ihre

Ihre ganze folgende Widerlegung der Vernunftkritik (Seite 260—263) trifft also gar nicht zum Ziel, indem Sie das widerlegen, was die Vernunftkritik nie behauptet hat, nämlich die Voraussetzung der Vorstellung durch die Dinge an sich.

Was Sie ferner (Seite 268—272) wider den kritischen Beweis von dem Daseyn äußerer Gegenstände vorbringen, getraue ich mir nicht in dem Geiste der Kantischen Kritik der reinen Vernunft, wohl aber nach meiner eigenen Theorie des Erkenntnißvermögens zu heben.

Ich habe darinn (Seite 126) gezeigt, daß Zeit und Raum das Objektive in unsern empyrischen Vorstellungen ausmachen, indem nur diese Vorstellungsarten dasjenige in den empyrischen Objekten ausmachen, das sich nicht als bloße Empfindung aufs Subjekt bezieht, und da sie sich auf empyrische Objekte als Bedingungen a priori beziehen, so muß alles Empyrische in Zeit und Raum, das heißt, außer unserem Subjekt seyn. — Daß das, was an den Objekten blos empfindbar ist, kein Gegenstand außer uns, sondern blos ein Zustand unseres Subjekts ist, wird dem Berkley allerdings zugegeben. Nur das wird gegen ihm bewiesen, daß das was nicht empfunden, sondern blos vorgestellt werden kann, nämlich die Ordnung und Verhältnisse der vorgestellten Dinge nicht als Empfindung sich blos aufs Subjekt, sondern auf ein Objekt außer demselben bezieht; und hierinn hat es Berkley allerdings versehen, daß er diesen Unterschied nicht bemerkt hat.

Seite 276—282. Fundamentallehre.

§. XV. In der bloßen Vorstellung ist der Stoff dem Subjekte gegeben, und die Form von demselben hervorgebracht.

§. XVI. Das Vorstellungsvermögen besteht also aus zwei wesentlich verschiedenen Bestandtheilen u. s. w.

§. XVII. Da die Form der Vorstellung u. s. w.

Hierüber bemerken Sie (Seite 282) folgendes: „Für den Satz, daß in der bloßen Vorstellung der Stoff dem Subjekte gegeben, und die Form von demselben hervorgebracht worden sey, sind in §. XV. zwei Beweise aufgestellt worden, davon der erstere aus der Handlung des Bewußtseyns hergenommen seyn soll, der andere aber eine Deduktion ad absurdum ausmacht. In dem ersten Beweise kommt alles auf die Wahrheit des Satzes an, daß die Form der Vorstellung von dem vorstellenden Subjekte in so fern herrühren müsse, als es die Ursache der Vorstellung ausmacht, und diese sich auf dasselbe beziehet. Dieser Satz ist nun aber weder an sich genommen gewiß und einleuchtend, noch erhellet auch dessen Wahrheit aus demjenigen, was in den vorhergegangenen Sätzen der Elementarphilosophie ausgemacht worden seyn soll."

„Er

„Er ist nicht an sich genommen einleuchtend, weil daraus daß sich Etwas auf ein anderes Etwas bezieht, nicht folgt, daß jenes die Wirkung von diesem ist. Es giebt ja mehrere Arten von Beziehungen der Dinge auf einander rc.“ Aber das selbst ist auch noch nicht ausgemacht, daß die Form der Vorstellung sich überhaupt aufs Subjekt bezieht.“

„Ferner die Vorstellung wird, wie schon oben bewiesen worden, vom Subjekt und Objekt nicht auf einerlei, sondern auf ganz verschiedene Art, unterschieden; von jenem nämlich als eine Eigenschaft von dem Substrat, von diesem aber als Zeichen von dem Bezeichneten. Die ganze Vorstellung mit allen ihren Merkmalen bezieht sich unmitelbar aufs Subjekt als eine Bestimmung und auf das Objekt als Repräsentant desselben. Folglich kann in dem Satze des Bewußtseyns und in dem doppelten Bezogenwerden der Vorstellung auf Objekt und Subjekt nicht der geringste Grund für den Ursprung der Form der Vorstellung aus dem vorstellenden Ich enthalten seyn. Denn es kann etwas als Eigenschaft zu einem Subjekt gehören, ohne deshalb aus dem Subjekt entstanden seyn zu müssen.“

Von allen diesen und den darauf folgenden Einwendungen gegen die Elementarphilosophie kann ich Hrn. Reinhold nicht ganz lossprechen. Es herrscht offenbar ein Mißverständniß zwischen Ihnen und dem Verfasser der Elementarphilosophie, aber an diesen Mißverständniß hat er selbst Schuld, indem er die schwankenden Ausdrücke, deren er sich häufig bedient: Ursache, Wirkung, gegeben, hervorgebracht, Form, Stoff, Thätigkeit, Leiden, Vermögen, Kraft u. s. w. nicht genau bestimmt, und ihre Bedeutung (wenigstens diejenige die er ihnen beigelegt haben will) festgesetzt hat. Wären seine Erklärungen mehr reelle als Worterklärungen die sich nicht selten im Zirkel herumdrehen, so konnte er allen dergleichen Einwendungen ausweichen.

Ich würde mich statt Hr. Reinhold, wenn ich anders seine Theorie des Vorstellungsvermögens annehmen könnte, darüber so erklärt haben.

In der bloßen Vorstellung ist der Stoff durch das Subjekt nicht bestimmt, die Form aber ist durch dasselbe bestimmt.

Durch etwas bestimmt seyn, heißt nicht eben von demselben hervorgebracht seyn; so heißt in der Geometrie: zwei Seiten und der dazwischen liegende Winkel bestimmen die dritte Seite eines Dreiecks, nicht, sie bringen die dritte Seite hervor. Es ist hier die Rede nicht vom Verhältnisse von Ursache und Wirkung, sondern bloß von Grund und Folge. Das Vorstellungsvermögen ist nicht an sich als ein reelles Objekt (durch innere Merkmale) erkennbar. Es kann also nicht als Ursache (ein reelles Objekt das den Grund der Vorstellungen enthält) sondern blos als Grund der Vorstellun-

stellungen (mag übrigens dieser Grund enthalten seyn worinn er will) gedacht werden. Wollen wir also das Vorstellungsvermögen auf eine bestimmte Art denken, so müssen wir untersuchen, was in den wirklichen Vorstellungen nicht Bedingung der Wirklichkeit derselben auf eine bestimmte Art, sondern Bedingung der Möglichkeit derselben, als Vorstellungen überhaupt ist, um durch das Gegründete den Grund selbst zu bestimmen. Nun finden wir, daß die Form d. h. das den Vorstellungen, als Vorstellungen überhaupt Gemeinschaftliche diese Bedingung ist. Der Stoff hingegen oder das Besondere in jeder Vorstellung nicht Bedingung der Möglichkeit der Vorstellungen überhaupt, sondern Bedingung der Wirklichkeit derselben auf eine bestimmte Art, ist. Der Stoff gehört also nicht zum Vorstellungsvermögen, als bloßes Vermögen (Grund der Möglichkeit) sondern zu seiner Wirklichkeit. Die Form aber ist das, wodurch dieses Vermögen als Vermögen an sich bestimmt wird.

Nun fallen alle Ihre Einwendungen auf einmal weg. Der Satz, wie er von mir bestimmt worden ist, ist allerdings sowohl an sich einleuchtend, als mit den übrigen Behauptungen der kritischen Philosophie aufs genauste zusammenhängend. Die Form der Vorstellungen bezieht sich nicht auf das Vorstellungsvermögen als Wirkung d. h. das Vorstellungsvermögen wird nicht als ein reelles (durch innere Merkmale an sich bestimmbares) Objekt, welches Ursache der Form ist, sondern als ein bloßes Vermögen, welches durch die in den wirklichen Vorstellungen erkennbare Form bestimmt ist, gedacht.

Was Sie aber von der Verschiedenheit der Beziehung der Vorstellung aufs Subjekt und Objekt sagen, und die Folgerung die Sie daraus ziehen, trifft Hrn. Reinhold gar nicht, weil diese Verschiedenheit der Beziehung nicht Hrn. Reinholds Erklärung gemäß ist. Nach ihm ist Vorstellung das, was sich aufs Subjekt und Objekt bezieht, die Vorstellung ist allerdings durch Merkmale (Materie und Form) erkennbar, Subjekt und Objekt hingegen werden auf eine ganz unbestimmte Art, blos gedacht. Die Form der Vorstellung bezieht sich diesem zufolge auf eben die Art aufs Subjekt wie sich der Stoff aufs Objekt bezieht d. h. auf beiden als Repräsentant.

Dahingegen ist nach meiner Erklärung von Vorstellung, als das was sich als Merkmal, nicht auf ein blos gedachtes, sondern auf ein erkennbares Objekt bezieht, allerdings die Beziehung verschieden. Nicht die ganze Vorstellung, sondern blos ihre Form bezieht sich aufs Subjekt, als Repräsentant, dahingegen bezieht sich die ganze Vorstellung aufs Objekt als Merkmal. Die Form ist nicht im Subjekt als ein Theil im Ganzen enthalten,

halten, sondern sie ist das wodurch das sonst blos gedachte Subjekt erkennbar ist. Die ganze Vorstellung hingegen ist nicht das, wodurch das Objekt erkennbar ist (weil dieses schon als erkennbar vorausgesetzt wird) sondern das wodurch es wirklich erkannt wird. Nun sehe ich wahrhaftig nicht ein, warum Hr. Reinhold seinen Beweis, daß das Subjekt den Stoff der Vorstellung nicht hervorbringen kann, daraus führen muß, weil sonst das Subjekt unendlich seyn, und eine schöpferische Kraft haben müßte, da dieser Beweis auch ohne alle dergleichen metaphysische Voraussetzungen, sehr gut hätte geführt werden können, indem das Wesen eines jeden Vermögens überhaupt keinen Grund von seinen besondern Modifikationen abgeben kann. Eben so kann das Wesen des Vorstellungsvermögens blos einen Grund von der Möglichkeit, nicht aber von der Wirklichkeit des Stoffs abgeben. Das Vorstellungsvermögen kann nicht einmal einen Stoff überhaupt, und noch weniger diesen oder jenen Stoff zur Wirklichkeit bestimmen.

Was Sie ferner bis Seite 388 wider die Elementarphilosophie vorbringen, werde ich, um alle Weitläuftigkeit und unnütze Wiederholung zu vermeiden, da es auf Gründen beruht, die Sie schon im Vorhergehenden geäußert haben, mit Stillschweigen übergehen.

In den folgenden drei Briefen werde ich zeigen, daß 1) die Mängel die nicht etwa dogmatische Philosophen, sondern einer der größten kritischen Philosophen der Kantischen Kritik der reinen Vernunft vorwirft, ungegründet sind. 2) werde ich (VI. Brief) die wahren Mängel, die ich darinn bemerkt habe, angeben, und 3) (VII. Brief) die Art, wie ich in meiner Kritik des Erkenntnißvermögens diese Mängel abzuhelfen suche, Ihnen und einem jeden Wahrheitsfreunde zur Prüfung vorlegen.

Fünfter Brief.

Die Schicksale der neuen kritischen Philosophie, ihre Entstehungsart, erste Aufnahme, Fortschritt und die ihr im Wege liegenden Hindernisse sind für den Denker, dem nicht so sehr an Resultaten irgend einer Wissenschaft, als an den mannigfaltigen Richtungen des menschlichen Geistes in seinen Fortschritten zur Vollkommenheit gelegen ist, äußerst merkwürdig. Der erste Entwurf zu einer kritischen Philosophie ist groß, und seines Urhebers würdig. Eine Philosophie, die nicht unmittelbar Gegenstände der Erkenntniß, sondern das Erkenntnißvermögen selbst, und vermittelst dieses die Gegenstände worauf es sich bezieht zu bestimmen

sucht, konnte anfangs, wegen des der Vernunft so beschwerlichen *Rückgangs* und völligen *Resignation* auf Kenntnisse, in deren Besitz sie bereits fest zu seyn glaubt, nicht anders als eine kalte Aufnahme erwarten. Da aber die *kritische Philosophie* von ihren Forderungen an die *dogmatische* nicht nachließ, so fing sie an nach und nach Aufmerksamkeit zu erregen. Man theilte sich in Partheien. Die eine Parthei sucht sich in ihrem alten Besitz zu befestigen, die andere sucht gleichfalls ihre Ansprüche geltend zu machen. Aber ungeachtet der großen Menge, die sich in diesem Streite thätig zeigt, bemerkt doch der Beobachter, daß es nur die *Anführer* dieser Partheien sind, die wirklich in diesem Zweikampf begriffen sind. Der größte Theil sowohl der *dogmatischen* als der *kritischen* Philosophen thut nichts mehr als jurare in verba magistri, und fast in allen Lehrbüchern, Kompendien, Journalen u. s. w. womit die literarische Welt von Tag zu Tag überschwemmt wird, erblickt man nichts mehr und nichts weniger als *Baumgartens* Metaphysik und *Kants Kritik* der *reinen Vernunft*, ohne die mindeste Abänderung; und nach vieler Mühe und Unkosten findet man doch nicht mehr Gold im Tiegel als man hineingelegt hatte. — Einige, obzwar wenige Selbstdenker, die nichts für so schimpflich halten, als eine solche *Geistessklaverey*, suchen nicht nur diese merkwürdige Theorien aus ihren *Quellen* zu schöpfen, sondern sie spüren

spüren

spüren selbst den *Mündungen* dieser *Quellen*, ihren mannigfaltigen *Wendungen* und *Krümmungen*, die sie nach zufälligen Umständen hätten nehmen müssen, ihren *Tiefen* und *Untiefen* nach.

Selbst diejenigen Selbstdenker, die durch die *Kritik der reinen Vernunft* von der Unentbehrlichkeit einer solchen Kritik zur Begründung und Festsetzung allgemeingültiger Prinzipien unserer gesammten Erkenntniß überzeugt worden sind, finden, daß die von dem Urheber dieser Idee gelieferte Ausführung derselben nicht die *einzige*, ja nicht einmal die *beste mögliche* ist. Aber hierinn unterscheiden sie sich, daß der eine Selbstdenker die der *Kritik der reinen Vernunft* zum Grund gelegten Prinzipien nicht *abstrakt* und *allgemein* genug findet, um Prinzipien unserer gesammten Erkenntniß überhaupt zu seyn; der andere hingegen gerade umgekehrt bemerkt, daß diese Prinzipien eben wegen ihrer großen *Allgemeinheit* zu *unbestimmt* sind, um in Ansehung unserer *reellen Erkenntniß* etwas zu bestimmen.

Diese Verschiedenheit in der Denkungsart der Selbstdenker darf niemanden befremden. Es hat selbst *Mathematiker* gegeben, die die dafür gehaltenen *Axiomen* der Geometrie demonstrirt und also die Anzahl derselben immer *vermindert* wissen wollen. Andere wiederum dringen auf die *Vermehrung* derselben. Beide haben guten Grund zu ihren For-

For-

Forderungen. Die erstern dringen auf die größte mögliche Einheit und absolute Nothwendigkeit der Prinzipien dieser Wissenschaft; die letztern aber wollen lieber von dieser Forderung, die nichts zur Erweiterung, sondern blos zur Begründung und systematischen Ordnung beiträgt, nachlassen, um dadurch einer weit wichtigern Forderung Genüge zu leisten. Ein Satz also, der an sich zwar evident genug ist, aber dennoch sich aus den bekannten Axiomen nicht erweisen läßt, (wie z. B. der von den Parallellinien) wird also von ihnen lieber als Axiom angenommen, als daß sie ihn gänzlich, wegen seiner Unerweislichkeit, verwerfen sollten.

Eben diese Verschiedenheit der Denkungsart ist es, was mich und den schätzenswürdigen und von mir hochgeschätzten scharfsinnigen Philosophen, Hrn. Prof. Reinhold, entzweiet hat. Wir erkennen beide die Nothwendigkeit einer Kritik des Erkenntnißvermögens, wir würdigen beide die Kantische Kritik der reinen Vernunft als ein Meisterstück in ihrer Art, und über alle Einwendungen von Seiten der dogmatischen Philosophie erhaben. Nur mit diesem Unterschied. Hr. Prof. Reinhold, mit vielem philosophischen Scharfsinn begabt, und zu Abstrakzionen geneigt, betrachtet die Philosophie als eine von allen Uebrigen isolirte, sich selbst begründende Wissenschaft. Philosophie ist bei ihm die Wissenschaft dessen was blos durch das Erkenntnißvermögen bestimmt wird. Um also eine Philosophie, als eine auf nothwendigen und allgemeingültigen Prinzipien gegründete Wissenschaft möglich zu machen, ist nichts mehr nöthig als durch Reflexion das was sich im Bewußtseyn als Bedingung der Erkenntniß überhaupt ankündigt, nach Prinzipien zu ordnen und in ein System zu bringen. Dieses hat zwar die Kritik der reinen Vernunft gethan; aber Hr. Reinhold glaubt, daß sie hierinn nicht genug gethan hat. Sie sollte, seiner Meinung nach, viel weiter ausholen, und ein höchstes Prinzip ausfindig machen, dem alle übrigen subordinirt sind. Dieses glaubt er in seiner Theorie des Vorstellungsvermögens bewerkstelligt zu haben, wo er seinen Satz des Bewußtseyns als ein solches höchstes Prinzip aufstellt.

Ich hingegen bin weit entfernt der Kantischen Kritik den Mangel eines höchsten Prinzips vorzuwerfen; weil ein solches höchstes Prinzip, wie nachher gezeigt werden soll, nicht nur entbehrlich, sondern auch an sich unmöglich ist. Die Philosophie ist, nach mir, die Wissenschaft von der Möglichkeit einer Wissenschaft überhaupt d. h. eines Systems von Erkenntnissen überhaupt. Die Prinzipien einer jeden Wissenschaft d. h. dasjenige was vor dieser Wissenschaft, und von derselben unabhängig an sich, und wodurch alles in dieser Wissenschaft bestimmt wird, müssen von den Prinzipien einer jeden andern

Wissenschaft, so wie der Gegenstand einer jeden Wissenschaft von dem Gegenstand einer jeden andern Wissenschaft verschieden seyn. Je höher die Prinzipien sind, desto allgemeiner und desto unbestimmter in Ansehung derjenigen Wissenschaft, worinn sie als Prinzipien gebraucht werden, müssen sie seyn. Wir kennen noch bis jezt kein absolutes höchstes Prinzip oder ersten durch sich selbst bestimmten Grundsaz. Der Saz des Widerspruchs ist zwar ein absolut erster Grundsaz, aber blos als conditio sine qua non, und betrifft blos das Denken eines ganz unbestimmten Objekts überhaupt, nicht aber das Erkennen bestimmter Objekte durchs Denken. Hrn. Reinholds Saz des Bewußtseyns scheint nur darum transzendentaler erster Grundsaz zu seyn, weil Hr. Reinhold sein Subjekt (das Bewußtseyn) enger bestimmt als er es seinem Gebrauche nach hätte bestimmen sollen. — Die Mängel und Lücken die er in der Kantischen Kritik zu entdecken glaubt, beruhn entweder auf ungegründeten Forderungen, oder wenn sie gegründet sind, so kann leicht gezeigt werden, daß er ihnen in seiner Theorie des Vorstellungsvermögens weit weniger Genüge leistet als Kant in seiner Vernunftkritik.

In seinem Aufsaz (Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophen) über das Verhältniß der Theorie des Vorstellungsvermögens zur Kritik der reinen Vernunft sucht

sucht er die Mängel und Lücken auf, die diese zurück läßt, und jene verbessert und ausfüllt. Dieses geschieht von ihm mit solchem Scharfsinn, und solchem Schein der Gründlichkeit, daß man seine Geschicklichkeit hierinn bewundern muß. Wie weit aber diese Ansprüche gegründet sind oder nicht? soll aus folgender Prüfung erhellen:

Seite 273. sagt er: „Die Kritik der Vernunft hat nicht nur keinen ersten Grundsaz aller Philosophie, keinen für die Wissenschaft des Vorstellungsvermögens, sondern auch keinen für die Theorie des Erkenntnißvermögens überhaupt, keinen für die besondern Theorien der besondern Erkenntnißvermögen, keinen für die Theorie der Sinnlichkeit des Verstandes und der Vernunft aufgestellt. — Den Saz, den sie in dem System der Grundsäze des reinen Verstandes (193 N. A.) als den obersten angiebt: jeder Gegenstand steht unter den Bedingungen der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen in einer möglichen Anschauung, ist nur das Grundgesez für den Gebrauch des Verstandes bei der Erfahrung, das oberste Gesez der Erfahrung, in wie fern dieselbe durch Sinnlichkeit und Verstand möglich ist, und sezt, um nicht mißverstanden zu werden, und so gar nur um erweißlich zu seyn, die richtigen Theorien der Sinnlichkeit, des Verstandes und des Vorstellungsvermögens voraus."

Also die Kritik der Vernunft hat keinen ersten Grundsatz aller Philosophie aufgestellt! Aber ich kenne keinen andern Grundsatz als den Satz des Widerspruchs, der wenigstens als conditio sine qua non der erste Grundsatz aller Philosophie genannt werden kann. Diesen hat zwar die Kritik der Vernunft nicht erst aufgestellt, sondern sie setzt denselben, wie billig, voraus. Versteht aber Hr. Reinhold unter diesen ersten Grundsatz nicht blos die conditio sine qua non, sondern einen konstitutiven (Objekt bestimmenden) Grundsatz, so sehe ich nicht ein, warum er den angeführten Grundsatz: Jeder Gegenstand steht unter den Bedingungen der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen in einer möglichen Anschauung, nicht dafür gelten lassen will? und worinn sein Satz des Bewußtseyns einen Vorzug vor demselben habe?

„Aber, sagt Hr. Reinhold, dieser Satz ist nur das Grundgesetz für den Gebrauch des Verstandes bei der Erfahrung, das oberste Gesetz der Erfahrung u. s. w.“

Warum eben der Erfahrung? Da er doch das Gesetz alles reellen Denkens überhaupt ist, und selbst die Objekte (der Mathematik) a priori demselben gemäß, als reelle Objekte bestimmt werden müssen.

Daß

Daß übrigens die Kritik der Vernunft keinen obersten Grundsatz für die Wissenschaft des Vorstellungsvermögens aufgestellt hat, beruht darauf, weil der Verfasser der Vernunftkritik nicht so wie Hr. Reinhold, Vorstellung für die allgemeinste Funkzion, und Vorstellungsvermögen für das allgemeinste Vermögen hält, indem Vorstellen das Denken eines vorzustellenden Objekts schon voraussetzt. Ich begreife nicht, wie Hr. Reinhold behaupten kann, die Kritik der Vernunft hat keinen obersten Grundsatz für das Erkenntnißvermögen überhaupt, keinen für die besondern Theorien der besondern Erkenntnißvermögen u. s. w. aufgestellt. Die in der Vernunftkritik aufgestellten Formen der Sinnlichkeit sind allerdings Grundsätze der Sinnlichkeit. Die Formen des Denkens sind Grundsätze des Verstandes, als des Denkvermögens; die Kathegorien sind Grundsätze des Erkenntnißvermögens (in engerem Sinne) u. s. w. Aber diese sind nicht erste Grundsätze! Warum nicht? Aus welchen andern Grundsätzen werden sie denn abgeleitet? Der Satz des Bewußtseyns setzt, wie ich schon bemerkt habe, Vorstellung, und diese das Denken eines Objekts, dessen Vorstellung sie ist, und folglich auch die Grundsätze des Denkens voraus.

Seite 276. „Sie (die Vernunftkritik) hat, weil dieses außer ihrem Zwecke lag, keineswegs die Frage

um

um das, was der Erkenntniß a priori und a posteriori gemeinschaftlich ist? wie sich Erkenntniß überhaupt von Vorstellung überhaupt unterscheide? welche Arten von Vorstellungen die Erkenntniß überhaupt ausmachen? u. s. w. untersucht" rc.

Allerdings hat die Kritik der Vernunft die Frage um das, was der Erkenntniß a priori und a posteriori gemeinschaftlich ist, untersucht, und dieses Gemeinschaftliche in dem vorher angeführten Grundsatze alles reellen Denkens gefunden, nämlich die synthetische Einheit des Mannigfaltigen in einer möglichen Anschauung. Erkenntniß überhaupt unterscheidet sich von Vorstellung überhaupt dadurch, daß Vorstellung sich als Merkmal, auch auf ein willkührliches Denken beziehen kann, Erkenntniß hingegen bezieht sich immer auf ein reelles Denken. Von einer zweiseitigen Figur habe ich eine Vorstellung (ich stelle die Figur durch die Bestimmung von zwei Seiten vor), aber keine Erkenntniß, weil es keine zweiseitige Figur als reelles Objekt geben kann, u. d. gl.

Seite 279. „Die Beweise für die Priorität der Formen der Anschauungen aus der Nothwendigkeit und Allgemeinheit der mathematischen Sätze sind allerdings merkwürdig, aber überzeugen nur denjenigen, der schon einen bestimmten Begriff von Anschauung hat, die absolute Nothwendigkeit jener Sätze einräumt, und nicht mit einigen Mathematikern selbst die ganze Nothwendigkeit der Mathematik für hypothetisch erklärt."

Ich wünschte zu wissen, wer diese einigen Mathematiker sind, welche die Nothwendigkeit der Mathematik für hypothetisch erklären? Die angewandte Mathematik ist allerdings hypothetisch; wenn ein Planet sich in einer Elypse bewegt, so sind immer die Umlaufszeiten den (durch den Radius vector) abgeschnittnen Flächen proportionirt u. d. gl. Wie aber die reine Mathematik hypothetisch seyn soll, ist mir unbegreiflich; deswegen weil ich anstatt: die Summe der Winkel eines Dreiecks ist den zweien Rechten gleich, den Satz so ausdrücken kann: Wenn eine Figur ein Dreieck ist, so ist die Summe u. s. w. wird wahrhaftig der Satz nicht hypothetisch.

„Die Priorität der Formen der Vorstellungen wird in der Theorie des Vorstellungsvermögens nicht aus ihrer Nothwendigkeit, sondern diese aus jener, jene aber aus der Möglichkeit des Bewußtseyns bewiesen."

Aber die Priorität des Satzes des Bewußtseyns, selbst muß doch zuletzt aus seiner Nothwendigkeit, womit er sich als ein erster Grundsatz ankündigt, bewiesen werden.

Seite 281. „Die Begriffe der Vorstellung, der sinnlichen Wahrnehmung, der Gegenstände,

stände, des Zusammenhangs und der Nothwendigkeit sind lauter wesentliche Bestandtheile des kantischen Begriffs von der Erfahrung, und bedürfen der Entwickelung und Bestimmung ihres Sinnes, und zwar einer solchen, die durchaus nicht aus der Kritik der Vernunft gezogen werden kann, weil der Begriff der Erfahrung, in wie fern er Basis des kantischen Systems ist, nicht nur schlechterdings nicht auf dieses System gebaut, sondern auch nicht einmal aus demselben ohne Zirkel erklärt werden kann."

Aber hierin sind alle Grundsätze gleich! Die Axiomen der Mathematik kündigen sich im Bewußtseyn gleichfalls als erste Grundsätze, die nicht von andern abgeleitet werden, an. Der Satz des Bewußtseyns drückt nur das allen Grundsätzen Gemeinschaftliche aus, aber deswegen werden sie, in Ansehung des Besondern, worauf sie sich beziehen, nicht von demselben abgeleitet, und durch denselben bewiesen. Ein Satz wird nur alsdann von einem oder mehreren andern Sätzen abgeleitet, wenn er mit diesem einen oder diesen mehreren völlig identisch ist, oder wenn diese den zureichenden Grund von demselben abgeben; nicht aber wenn sie einen unzureichenden Grund oder Bedingung von demselben überhaupt sind. Der Raum ist ein Grund oder eine Bedingung von der Möglichkeit aller Objekte der Mathematik, und doch kann kein mathematischer Satz aus der bloßen Vorstellung des Raumes und seinen Merkmalen bewiesen werden.

Der Begriff der Erfahrung wird freilich nicht erst aus der aufgestellten Kritik der Vernunft gezogen, sondern vielmehr, gehörig entwickelt, derselben zum Grunde gelegt; aber eben so wird der Satz des Bewußtseyns nicht erst aus der Theorie des Vorstellungsvermögens gezogen, sondern derselben zum Grunde gelegt. Er hat also hierin, wenn er auch allgemein richtig seyn sollte, keinen Vorzug vor dem kantischen Grundsatz.

„Wer also Erfahrung, unter diesem Begriff gedacht, leugnet, für den kann es keine synthetischen Urtheile a priori geben. Er muß einräumen, daß die nothwendigen und allgemeinen Urtheile synthetisch seyn müssen, wenn die Erfahrung unter dem kantischen Begriffe denkbar seyn soll; aber so wie er diesen Begriff bestreitet, fällt für ihn der Grund weg, jene Urtheile für synthetisch zu halten."

Da aber Kant seinem System nicht wirkliche Erfahrung, sondern blos die Möglichkeit der Erfahrung zum Grunde legt, so sehe ich nicht ein, wie man den Begriff von Erfahrung, deren Möglichkeit er zum Grunde legt, leugnen kann? Der Dogmatiker sowohl als der Skeptiker müssen allerdings den Begriff der Erfahrung, wie Kant ihn bestimmt, zugeben, nur daß jener den Grund von dem wirklichen Gebrauch dieses Begriffs

griffs (welchen Gebrauch er als Faktum des Bewußtseyns annimmt) in den Dingen an sich, dieser aber den vermeinten Gebrauch für eine Täuschung erklärt. Den Begriff an sich aber geben alle zu.

Seite 288. „Allein hat nicht Kant noch einen andern Weg eingeschlagen, das Vorhandenseyn synthetischer Urtheile a priori zu beweisen? Hat er nicht gezeigt, daß die Mathematik wirklich solche Urtheile, und zwar unabhängig von aller Erfahrung enthalten? Allerdings ꝛc. Allein ꝛc.

Hierüber habe ich mich schon erklärt. Daß die reine Mathematik eine hypothetische Wissenschaft seyn soll, hat für mich gar keinen Sinn.

Seite 296—297. „Die Beweise, durch welche in der Kritik der Vernunft die Nothwendigkeit der Vorstellung des Raumes erwiesen wird, sind meiner innigsten Ueberzeugung zufolge, wahr und gründlich, aber keinesweges, so wie sie daselbst aufgestellt sind, gegen die Mißverständnisse gesichert u. s. w. So lange wird der Gegner der kritischen Philosophie zugeben, daß zur Vorstellung des Außereinanderseyns der Gegenstände die Vorstellung des Raumes nothwendig sey, aber er wird zu behaupten fortfahren, daß die Möglichkeit der Vorstellung des Raumes im Gemüthe erst durch eben dieselben Gegenstände außer uns bestimmt werde, die nicht ohne diese im Gemüthe bestimmte Möglichkeit, als außer einander und neben einander, vorgestellt werden können. Er wird die Vorstellung

stellung des Raumes ꝛc. zwar als eine nothwendige Bedingung der Vorstellung des Außereinanderseyns der Dinge, aber nur als eine solche einräumen, welche ihren Grund in den Dingen selbst hat; ungefähr wie die Vorstellung des Goldes nothwendig der Vorstellung der Geschmeidigkeit des Goldes vorhergehn muß, aber darum gleichwohl eben so wie diese, durch Eindruck bestimmt wird."

Wenn der Gegner der kritischen Philosophie zugiebt, daß zur Vorstellung des Außereinanderseyns der Gegenstände, die Vorstellung des Raumes nothwendig sey, was wird ihm noch dagegen zu behaupten übrig bleiben? Daß die Möglichkeit der Vorstellung des Raumes im Gemüthe (wie schwankend!) erst durch eben dieselben Gegenstände außer uns bestimmt werde; was will das sagen? Nicht die Möglichkeit, sondern die Nothwendigkeit der Vorstellung des Raumes im Gemüthe wird durch die Vorstellung der Gegenstände, als außer einander, bestimmt, welche Gegenstände ohne diese nothwendige Vorstellung, nicht als außer einander vorgestellt werden können; so wie nicht die Möglichkeit, sondern die Nothwendigkeit der Kathegorien durch den Begriff der Gegenstände möglicher Erfahrung bestimmt wird. Der Gegner der kritischen Philosophie wird also hierin gegen dieselbe nichts hervorbringen!

Daß die wirkliche Vorstellung des empyrischen Raumes erst durch die Gegenstände bestimmt

stimmt wird, giebt Kant auch zu: und wie kann die sich im Bewußtseyn als Bedingung von der Vorstellung des Außereinanderseyns der Dinge ankündigende, sich auf äußere Gegenstände überhaupt beziehende, Vorstellung des Raumes mit der Vorstellung der Geschmeidigkeit in Ansehung des Goldes verglichen werden?

Seite 299 u. 300. „Es zeigt sich rc. so wird in der Kr. der V. behauptet, Raum und Zeit wären Vorstellungen und zwar, weil sich jede nur auf einen einzigen Gegenstand bezöge, Anschauungen. Die Theorie des Vorstellungsvermögens zeigt, daß Raum und Zeit in keinem Verstande Vorstellungen, u. s. w."

Warum Raum und Zeit in keinem Verstande Vorstellungen heißen können, sehe ich nicht ein. Alles, was sich als Merkmal auf ein Objekt bezieht, ist eine Vorstellung desselben. Raum und Zeit sind a priori bestimmte nothwendige Merkmale sinnlicher Objekte; sie sind also nicht nur Vorstellungen überhaupt, sondern sogar nothwendige Vorstellungen.

Seite 301. „Da Raum und Zeit in keinem Sinne Vorstellungen heißen können rc. so kann ihnen wohl in keinem eigentlichen Verstande bloße Idealität zukommen rc."

Gerade umgekehrt! Raum und Zeit kann deswegen keine Idealität zukommen, weil sie nothwendige Vorstellungen der sinnlichen Objekte, d. h. dasjenige

jenige ausmachen, wodurch sie nicht Empfindungen in uns, sondern Objekte ausser uns sind.

Seite 305. findet Herr Reinhold in der kantischen Deduction der Kathegorien viel Schwierigkeit, und glaubt den Grund dieser Schwierigkeit, unter andern auch darinn gefunden zu haben, daß bei dieser ganzen Erörterung der Begriff des Bewußtseyns überhaupt unbestimmt geblieben, und durchaus nicht angegeben ist, was unter Bewußtseyn überhaupt hier verstanden wäre, und wodurch es sich sowohl von der bloßen Vorstellung rc. unterscheide, als wie es sich als Gattung zu seinen Arten verhält rc.

Es ist aber vergebens nach einem bestimmten Begriff vom Bewußtseyn überhaupt zu fragen. Das Bewußtseyn ist der allgemeinste Gattungsbegriff im Erkenntnißvermögen. Es kann daher durch keinen höhern Gattungsbegriff erklärt werden, und muß also seiner Natur nach, unbestimmt bleiben; und eben darum, weil Hr. Reinhold bestimmen wollte, was sich auf keinerlei Weise bestimmen läßt, hat er im Begriffe vom Bewußtseyn überhaupt Bestimmungen hineingebracht, die darin ganz und gar nicht enthalten sind. Es fällt also mit diesem Begriffe auch die ganze darauf gegründete Theorie weg.

Seite 307. „Der Grundsatz der synthetischen Einheit der Apperzeption wird meiner Meinung nach nicht richtig ausgedrückt, wenn nichts weiter behaup-

Cc tet

tet wird, als: alles Mannigfaltige der *Anschauung* steht unter den Bedingungen der ursprünglichen synthetischen Einheit, weil alles Mannigfaltige, von was immer für eine Vorstellung auch der Empfindung und des Begriffs unter diesen Bedingungen stehn muß."

Was soll dies heißen? Das Mannigfaltige des *Begriffs* und der *Empfindung* steht unter den Bedingungen der ursprünglichen synthetischen Einheit; ein *empyrischer* oder a priori auf eine bestimmte Art *gegebener* Begriff steht nicht als *Begriff*, sondern als *Anschauung* unter diesen Bedingungen. Ein *transzendentaler* Begriff enthält gar kein *Mannigfaltiges*, sondern bezieht sich blos auf das *Mannigfaltige* der *Anschauung*. Versteht Hr. *Reinhold* aber darunter solche Begriffe, die schon als bloße *Begriffe* sich wechselseitig auf einander beziehen, und wechselseitig einander bestimmen, wie z. B. Ursache und Wirkung, Substanz und Accidens u. d. gl. so stehen diese nicht bloß unter Bedingungen der *synthetischen*, sondern der von mir sogenannten *analytisch-synthetischen* Einheit. Ursache und Wirkung sind zwar nicht *identisch*, sie werden also in dem sich auf sie beziehenden Satze: eine jede Ursache hat eine Wirkung, und so auch umgekehrt, bloß *synthetisch* verbunden. Da aber doch Ursache (als bloßer *Begriff*) durch dasjenige erklärt werden muß, was eine Wirkung hat, und so auch umgekehrt, so ist dieser Satz in so fern *analytisch*, weil das Subjekt ohne das *Prädikat* gar keine *Bedeutung* hat.

Das Mannigfaltige der *Empfindung* aber wird nie in einer synthetischen Einheit zusammengefaßt, weil sie sonst nicht bloße *Empfindung* (eines innern Zustandes des Subjekts) sondern *Anschauung* (eines Objekts) seyn würde. Der kantische Grundsatz bezieht sich so wenig auf bloße *Begriffe* als auf *Empfindungen*, sondern auf reelle Objekte.

Alle übrigen Mängel und Unvollkommenheiten, die Herr *Reinhold* in der *Kritik der Vernunft* bemerkt und in seiner *Theorie des Vorstellungsvermögens* verbessert zu haben vorgiebt, sind eben so wenig gegründet, als die von mir angeführten. Ich will mich daher dabei (da es ohne Wiederhohlung nicht geschehen kann) nicht länger aufhalten.

Sechster Brief.

In dem vorhergehenden Briefe war meine Absicht zu zeigen, daß die Lücken, Mängel und Unvollkommenheiten, die Herr *Reinhold* in der *Kritik der Vernunft* zu finden, und in seiner *Theorie des Vorstellungsvermögens* verbessert zu haben glaubt, ungegründet sind. Jetzt will ich nun die Lücken, Mängel und Unvollkommenheiten, die ich darin gefunden, und die Art, wie ich dieselben in meiner

ner Kritik des Erkenntnißvermögens zu verbessern gesucht habe, Ihnen und jedem Selbstdenker zur Prüfung vorlegen.

I. Die Kritik der Vernunft hat den Uebergang von der Logik zur Transzendentalphilosophie, vom formellen Denken zum reellen Denken gezeigt. Sie hat aber nicht gezeigt, wie die Logik selbst zur Würde einer auf allgemeingültigen Prinzipien beruhenden systematischen Wissenschaft gelangt ist.

Die Kritik der Vernunft setzt die Logik als eine längst vollendete Wissenschaft voraus, die seit dem Aristoteles keinen Schritt rückwärts hätte thun dürfen, und noch bis jetzt keinen Schritt vorwärts hätte thun können. Ihre Axiomen (der Satz des Widerspruchs und der Identität) sind nothwendig und allgemeingültig; ihre Postulate (die möglichen Denkformen) sind negativ in den Axiomen (sie widersprechen den Axiomen nicht) und in sich selbst gegründet, und durch bloße Reflexion über das Denken überhaupt so bestimmt, daß sie keine Vermehrung, Verminderung und wesentliche Verbesserung erhalten können. Ihre Lehrsätze werden aus den Axiomen und nach denselben hergeleitet. Dieses vorausgesetzt, untersucht die Kritik der Vernunft die Möglichkeit des reellen Denkens, d. h. der Beilegung der in Beziehung auf ein Objekt über-

überhaupt bloß möglichen Formen außer dem Denken auf eine bestimmte Art gegebene Objekte. Sie findet den Grund dieser Möglichkeit in Ansehung der a priori bestimmten Objekte (der Mathematik) in der möglichen Darstellung a priori (daß nämlich die Objekte nicht anders als durch die durchs Denken bestimmten Formen darstellbar sind, oder mit andern Worten konstruirt werden können) und in Ansehung empyrischer Objekte, in der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt. (Man merke hier gleich den Unterschied zwischen diesen beiden Erklärungsarten; der Grund, warum ich z. B. das Prädikat drei Winkel von dem Subjekte einer dreiseitigen Figur allgemein apodiktisch bejahe, ist, weil ich eine dreiseitige Figur nicht anders als mit drei Winkel konstruiren kann. Der Grund aber, warum ich z. B. das Feuer als Ursache von der Erwärmung des Steins denke, ist nicht, weil das Feuer und die Wärme des Steins nicht anders als in diesem Verhältnisse als diese bestimmte Objekte darstellbar sind, sondern weil Erfahrung in Beziehung auf Objekte überhaupt nur in diesem Verhältnisse möglich ist!) Sie zeigt, daß die Formen des Denkens, nur als Bedingungen von der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt, von bestimmten Objekten der Erfahrung gebraucht werden u. s. w.

Ich habe aber gezeigt, daß die logischen Formen, von ihrer transzendentalen Bedeutung abstrahirt, gar keine Bedeutung haben. Ich fordere alle Philosophen auf, sie sollen mir z. B. die bestimmte Bedeutung von der logischen Bejahung und Verneinung, von den ihnen korrespondirenden transzendentalen Begriffen Realität und Negation abstrahirt angeben? Unter Bejahung kann ich mir nichts anders als ein solches Verhältniß zwischen Subjekt und Prädikat denken, wodurch ein reelles objektives Denken (wenn schon nicht immer ein reelles Objekt) bestimmt wird, unter Verneinung aber ein solches, wodurch ein reelles objektives Denken aufgehoben wird, und nur ein subjektives Denken dieses Verhältnisses selbst zurück bleibt. Ich denke z. B. ein rechtwinklichtes Dreieck, d. h. ich bejahe vom Dreiecke, daß es rechtwinklicht seyn kann; dadurch wird das Dreieck als ein reelles Objekt bestimmt, d. h. eine Realität hervorgebracht. Ich denke das Dreieck als dreiwinklicht, oder ich bejahe vom Dreiecke, daß es dreiwinklicht seyn muß. Dadurch wird zwar kein neues Objekt, aber doch eine im Objekte gegründete neue Eigenschaft desselben bestimmt; abermal eine Realität, und selbst in solchen Fällen, wo das Subjekt an sich keine Realität hat, folglich durch die Beilegung des Prädikats, so wenig ein Objekt, als eine Eigenschaft bestimmt werden kann (indem ein Nichts keine Ei-

Eigenschaft haben kann) kann doch das Denken selbst eine in dem als Realität gedachten Objekte gegründete Realität haben; z. B. ein reguläres Dekäder ist regulär, ein reguläres Dekäder ist zwar als Objekt unmöglich, da es aber dennoch als möglich gedacht wird, so hat allerdings das Denken desselben, nach dem Satze des Widerspruchs, als regulär, obschon dadurch so wenig ein reelles Objekt als eine Eigenschaft desselben bestimmt wird, objektive Realität.

Verneine ich hingegen vom Dreiecke das Viereckigtseyn, so zeige ich damit an, daß das Dreieck- und das Viereckigtseyn in solchem Verhältnisse zu einander stehen, daß sie einander wechselsweise aufheben, und daß ich nicht dieselben in einer objektiven, sondern bloß in einer subjektiven Einheit des Bewußtseyns (Identität des Selbstbewußtseyns) denken kann, und daß sie als in einer objektiven Einheit des Bewußtseyns gedacht, eine Negation zur Folge haben.

Also die relative logische Realität und Negation (Bejahung und Verneinung) setzen die transzendentalen absoluten voraus, sonst haben sie gar keine Bedeutung, und so ist es auch mit allen andern Formen beschaffen. Also weit entfernt, die Logik der Transzendentalphilosophie vorauszuschicken, muß vielmehr diese jener vorausgeschickt werden.

Die Kritik der Vernunft thut gerade das Gegentheil davon; sie nimmt (unter dem Vorwande, die Logik rein und selbst von der Transzendentalphilosophie getrennt zu behandeln) die logischen Formen, die ohne vorhergegangene Kritik weder richtige Bestimmung noch Vollzähligkeit, weder Bedeutung noch Grund haben können, so wie sie zufälligerweise von ihrem ersten Urheber blos von ihrem vermeinten praktischen Gebrauch abstrahirt worden sind, als unverbesserlich an, welche sie hernach einer Transzendentalphilosophie zum Grunde legt.

Daß dieser Vorwurf, den ich der Vernunftkritik mache, gegründet ist, können Sie sich aus der Art, wie sie sich der logischen Formen zum Leitfaden in Aufsuchung der Kathegorien bedient, leicht überzeugen, welches ich hier mit aller mir möglichen Kürze Ihnen zur Prüfung vorlegen will.

Die Kritik der Vernunft theilt erstlich die Formen der Urtheile in vier Hauptmomente: Quantität, Qualität, Relation und Modalität ein, wovon jedes wiederum drei Formen unter sich begreift. Dieses setze ich als bekannt voraus. Nun bemerke ich 1) daß die Formen der Quantität den ursprünglichen (nicht erst von andern abgeleiteten) Urtheilen nicht wesentlich sind, indem die ursprünglichen Urtheile in der That gar keine Quantität haben, sondern blos diejenigen Urtheile haben eine Quantität,

die ursprünglich zu seyn scheinen, in der That aber Schlußsätze abgekürzter Schlüsse sind. Was ist der Grund dieses allgemeinen analytischen Urtheils, z. B. alle a b sind a (alle Menschen oder alle Thiere, die durch Menschheit bestimmt sind, sind Thiere) anders, als daß ich erstlich unmittelbar einsehe, daß a in a b, und dann wiederum, daß a b in alle a b (a b c, a b d, a b e, u. s. w.) enthalten ist. Ich verbinde hier also zwei ursprüngliche analytische Urtheile ohne alle Quantität; woraus ich mittelbar das als allgemein gegebene Urtheil herleite. In dem allgemeinen synthetischen Urtheile: alle a sind b (z. B. alle dreiseitige Figuren haben drei Winkel) verbinde ich das synthetische Urtheil a ist b (dreiseitige Figur ist dreiwinklicht) ohne alle Quantität mit dem analytischen Urtheile: alle a sind a (alle dreiseitige Figuren sind dreiseitig) und so ist es auch mit allen vermeintlichen ursprünglichen Urtheilen beschaffen; als einfache Urtheile betrachtet haben sie gar keine Quantität.

2) Der Qualität nach, werden die Urtheile in bejahende, verneinende und unendliche Urtheile eingetheilt. Diese letztere aber machen nach der Bedeutung und dem Werth, die man ihnen bisher beigelegt hat, in der That keine besondere Klasse von Urtheilen aus. A ist nicht b ist ein verneinendes, und a ist — nicht b ein unendliches Urtheil, das mit jenem gleichgeltend seyn soll. Diese beiden Arten von Urtheilen

sind also blos in der Bezeichnung, nicht aber wesentlich von einander unterschieden.

3) Der Relation nach werden die Urtheile in kathegorische, hypothetische und disjunktive Urtheile eingetheilt. Nun aber haben die hypothetischen Urtheile keine von den kathegorischen verschiedene Bedeutung, und keinen von denselben verschiedenen Gebrauch; es steht in meiner Willkühr, ein jedes Urtheil, das diesen Namen verdient, nach Belieben, kathegorisch oder hypothetisch auszudrücken. Anstatt dieses kathegorischen Urtheils z. B.: die Summe der Winkel eines Dreiecks ist zwei rechten Winkeln gleich, kann man dieses hypothetisch setzen: Wenn eine Figur ein Dreieck ist, so ist die Summe ihrer Winkel den zweien Rechten gleich u. d. gl. mehr. Wir sind also zu der Form der hypothetischen Urtheile blos aus ihren vermeinten Erfahrungsgebrauch gelangt, den aber der Skeptiker nicht zugiebt, sondern für eine bloße Täuschung erklärt. Nun aber bauet die Vernunftkritik auf diese Form sehr viel. Sie begeht also hierin einen offenbaren Zirkel, indem sie eine Form, von deren Ursprung die Logik keine Rechenschaft zu geben im Stande ist, und die ohne vorhergegangene Kritik aus dem vermeinten Erfahrungsgebrauche abstrahirt worden ist, dem Erfahrungsgebrauche wiederum zum Grunde legt.

4) Der Modalität nach, werden die Urtheile in apodiktische, problematische und assertorische Urtheile

theile eingetheilt. Apodiktische Urtheile sind a) alle analytische Urtheile, b) synthetische Urtheile, die durch Konstruktion als nothwendig bestimmt werden. Problematische Urtheile werden also entweder solche heißen, worinn die Verbindung von Subjekt und Prädikat als positiv, oder solche, worinn diese Verbindung durch Konstruktion wenigstens als negativ möglich (nicht unmöglich) bestimmt wird. Was sollen aber die assertorischen Urtheile bedeuten? Die Logiker werden mir dieses Urtheil z. B. anführen. Alexander ist Philipps Sohn, wohl! aber was heißt dies, Alexander ist Philipps Sohn? Soll es heißen, Philipp ist die wirkende Ursache des Alexander; Philipp mußte vorhergehen, und Alexander auf ihn nothwendig folgen; so ist dieses Urtheil nicht bloß assertorisch, sondern apodiktisch. Soll es aber heißen, Philipp ging, unserer Wahrnehmung nach, vorher und Alexander folgte auf ihn, so ist dieses in der That eine bloße Wahrnehmung, folglich gar kein Urtheil. Assertorische Urtheile haben also, diesem zufolge, gar keine Bedeutung.

Die Kritik der Vernunft hat also nicht nur den wichtigsten, zur Ausmessung des ganzen Umfangs des Verstandes unenbehrlichsten Theil, nämlich die Untersuchung des Ursprungs, Umfangs und der wahren Bedeutung der Formen übergangen, sondern auch die in ihrem Gebrauche eingeschlichenen

Feh-

Fehler in die Logik, zu Bestimmung dieser Formen an sich, übertragen.

II. Die Kritik der Vernunft ist in Ansehung der Fragen, die unsere synthetische Erkenntniß betreffen, unvollständig.

Der Gang der Kritik ist folgender. I. Erörtert sie den Unterschied zwischen den analitischen und den synthetischen Urtheilen; gegen den ich nichts einzuwenden habe. II. Stellt sie als ein unbezweifeltes Faktum des Bewußtseyns auf, daß alle theoretische Wissenschaften (Mathematik, Naturwissenschaft) synthetische Urtheile a priori enthalten. III. Wirft sie die allgemeine Frage auf: Wie sind synthetische Urtheile a priori überhaupt möglich? Diese bestimmt sie genauer durch folgende zwei Fragen: Wie ist reine Mathematik; wie ist Naturwissenschaft möglich? welche sie nach ihrer Art beantwortet.

Unter synthetischen Urtheilen a priori in der Mathematik versteht Kant nicht Urtheile die sich auf ein Objekt überhaupt beziehn, und daher von jedem bestimmten Objekt a priori gelten müssen (wie der erste Grundsatz der analitischen Urtheile, der Satz des Widerspruchs), weil die Mathematik in der That keine solche Urtheile enthält, indem alle ihre eigenthümlichen Urtheile, sich auf bestimmte Objekte beziehen; sondern er versteht darunter Ur-

theile, die sich auf bestimmte Objekte der reinen Mathematik beziehn und daher a priori von allen darunter zu subsumirenden empyrischen Objekten gelten müssen. Die Antwort auf die Frage: wie sind synthetische Urtheile a priori überhaupt möglich? ist: durch Konstruktion, d. h. wir müssen die durch diese Urtheile bestimmten Prädikate den Subjecten (Objekten der Mathematik) beilegen, weil sie nicht anders, wie mit diesen Prädikaten, als reelle Objekte dargestellt werden können. Dadurch wird aber bloß die Allgemeinheit a priori dieser Urtheile in Beziehnng auf die ihnen zu subsumirenden empyrischen Objekte, als eine Folge ihrer Nothwendigkeit an sich, in Beziehung auf die reinen Objekte der Mathematik, nicht aber diese Nothwendigkeit selbst erklärt.

Welcher himmelweite Unterschied ist nicht zwischen der Erklärungsart von Möglichkeit synthetischer und analytischer Urtheile a priori? Auf die Frage: warum ich diesem oder jenem bestimmten Objekte keine Prädikate beilegen darf, die seinem Begriffe widersprechen? ist die Antwort: weil ich keinem Objekte überhaupt Prädikate beilegen darf, die seinem Begriffe widersprechen. Ich leite also diesen besondern Satz unmitelbar aus dem allgemeinen Grundsatz, den ich ohne auf irgend ein reelles Objekt zu beziehen, durch bloße Zeichen, die sich auf ein Objekt des Denkens überhaupt beziehen, denke. Auf die Frage hingegen: warum ich eine grad-

gradlinichte Figur durch drei oder mehrere, nicht aber durch zwei Linien begränzt, als möglich denke, wird nicht geantwortet, weil ich kein Objekt überhaupt, ja nicht einmal, weil ich kein reelles Objekt überhaupt, sondern bloß weil ich dieses Objekt nicht anders denken kann. Die Kritik der Vernunft sollte also vor der bestimmten Frage: Wie sind synthetische Urtheile in der Mathematik; ja selbst vor der Frage: Wie sind synthetische Urtheile a priori überhaupt möglich? erst die Frage beantworten: Wie sind synthetische Urtheile als Urtheile an sich, ohne Beziehung auf die darunter zu subsumirenden empyrischen Objekte, in Ansehung welcher sie a priori sind, möglich? Ich begreife recht wohl, wie der von mir angeführte mathematische Satz, unter Voraussetzung seiner Nothwendigkeit an sich, in Beziehung auf ein Objekt der reinen Mathematik, von allen darunter zu subsumirenden empyrischen Objekten gelten muß; wie ist aber diese Nothwendigkeit an sich, aus einem allgemeinen Grundsatz begreiflich? Ein solcher Satz ist zwar in Beziehung auf die darunter zu subsumirenden empyrischen Objekte a priori an sich, aber, ist er, so lange seine Nothwendigkeit nicht aus einem allgemeinen Grundsatze erklärbar ist, mit einem Satze a posteriori zu vergleichen? Ich denke dieses bestimmte Objekt auf diese bestimmte Art, warum?

um? weil es in der Konstruktion nicht anders dargestellt wird.

Die Frage: Wie sind synthetische Urtheile a priori in der Naturwissenschaft möglich? hat, wie aus der Beantwortung erhellt, eine sowohl von der Frage: Wie sind analytische Urtheile möglich? als von der Frage: Wie sind synthetische Urtheile a priori in der Mathematik möglich? verschiedene Bedeutung. Jene bedeutet so viel: wie können wir von allen bestimmten Objekten a priori vor der Erkenntniß ihrer besondern Bestimmunngen etwas als nothwendig prädiciren? worauf die Antwort ist: wir müssen von bestimmten Objekten, vor der Erkenntniß ihrer besondern Bestimmungen, dasjenige prädiciren, was wir von einem Objekt überhaupt prädiciren müssen. Diese bedeutet: Wie können wir die erst durch die bestimmten Objekte gegebenen Prädikate, von denselben auf eine nothwendige Art, als würden sie nicht erst durch diese bestimmte Objekte, sondern durch die Form der Erkenntniß, in Beziehung auf ein Objekt überhaupt bestimmt, prädiciren? Worauf die Antwort ist: durch Konstruktion, welche freilich, wie schon gezeigt worden, unbefriedigend ist.

Die Frage hingegen: Wie sind synthetische Urtheile a priori in der Naturwissenschaft möglich? bedeutet nicht, wie können wir von

von allen empyrischen Objekten etwas als nothwendig prädiciren? wie die erste (weil wir in der That, nichts von allen empirischen Objekten ohne Unterschied synthetisch prädiciren), auch nicht: wie können wir von bestimmten Objekten, als solchen, etwas a priori synthetisch prädiciren? wie die zweite Frage (weil darauf die Antwort: Möglichkeit der Erfahrung, nicht befriedigend seyn würde, indem dadurch keine empyrischen Objekte, worauf sich die synthetischen Urtheile a priori beziehen, bestimmet werden,) sondern: Aus welchem Grunde beziehen wir synthetische Urtheile a priori auf empyrische Objekte überhaupt, ohne zu bestimmen, auf welche? worauf die Antwort ist: dieses geschieht aus dem Grunde der Möglichkeit der Erfahrung, weil empyrische Objekte nur durch diese Urtheile Gegenstände möglicher Erfahrung seyn können. Ich denke die gegebenen Objekte a und b im Verhältnisse von Ursache und Wirkung, indem ich urtheile: a ist Ursache von b; nicht deswegen, weil ich nicht nur diese, sondern alle Objekte überhaupt in diesem Verhältnisse denken muß. Dieses wäre nicht wahr, indem ich a und c nicht in diesem Verhältniß denke. Auch ist mir dieses Verhältniß nicht erst durch diese Objekte gegeben, weil ich sonst von denselben dieses Verhältniß nicht auf eine nothwendige Art prädiciren könnte; sondern deswegen, weil alle empyrische Ob-

jekte nur unter Voraussetzung dieses Verhältnisses zwischen ihnen, Erfahrung möglich machen können.

Ich finde hierinn keinen Widerspruch, daß eine Figur zweilinigt seyn soll, auch kann ich nicht a priori bestimmen, daß eine solche Figur nicht werde konstruirt werden können, sondern ich muß erst diese Konstruktion versuchen, und alsdann erst sehe ich ein, daß sie unmöglich ist. Dahingegen denke ich z. B. das Feuer als die Ursache der Wärme nicht deswegen, weil es einen Widerspruch involvirt, daß Feuer nicht die Ursache der Wärme seyn soll, auch nicht deswegen, weil Feuer und Wärme unmittelbar von mir in diesem Verhältnisse wahrgenommen werden (indem Wahrnehmung keine durch dieses Verhältniß bestimmte Nothwendigkeit geben kann), sondern weil ohne dieses Verhältniß, ich die Folge der Wärme auf das Feuer bloß zufällig wahrnehmen, nicht aber nach allgemeinen Gesetzen erfahren könnte.

Die Kritik der Vernunft vermengt also Fragen von ganz verschiedener Bedeutung unter einander, und drückt dieselben auf einerlei Art aus. Ihre Beantwortungen müssen daher in Beziehung auf einige derselben nicht anders als unbefriedigend ausfallen.

III. Die Kritik der Vernunft hat kein Kriterium des reellen Denkens angegeben.

 Die

Die Kritik der Vernunft bestimmt das reelle Denken oder Erkennen dadurch, daß der Einheit der Form ein Mannigfaltiges als Stoff in der Anschauung überhaupt gegeben ist. Sie giebt aber kein Kriterium a priori an, woran man erkennen könnte, ob ein gegebenes Mannigfaltige in einer Einheit der Form überhaupt, und noch weniger ein solches, woran man erkennen könnte, in welcher Einheit es gedacht werden kann? Nicht ein jedes gegebene Mannigfaltige läßt sich in irgend einer objektiven Einheit überhaupt denken. Geradlinigte Figur und drei (oder mehrere) Linien läßt sich unter der Form der Bejahung (als möglich) Figur und zwei Linien unter der Form der Verneinung (als unmöglich) denken. Dahingegen Figur und Tugend so wenig in der Form der Bejahung als in der Form der Verneinung gedacht werden kann. Man kann so wenig sagen: eine Figur ist tugendhaft, als sie ist nicht tugendhaft. Es muß also in dem zum Denken gegebenen Mannigfaltigen ein Kriterium a priori ausfindig gemacht werden, woran man nicht nur erkennen kann, ob dieses Mannigfaltige in irgend einer objektiven Einheit überhaupt, sondern auch in welcher Einheit es gedacht werden kann?

Der Grund aber, warum die Vernunftkritik ein solches Kriterium des reellen Denkens nicht ausfindig zu machen gesucht, ja nicht einmal seine

seine Unentbehrlichkeit geahndet hat, liegt bloß darinn, daß sie die allgemeine Logik von der Transcendentalphilosophie gänzlich trennt, jene als für sich bestehend betrachtet, und dieser zum Grund legt; da doch, wie ich schon gezeigt habe, die Logik selbst sich einer Kritik des Erkenntnißvermögens unterwerfen muß, wenn ihre Formen eine Bedeutung, und irgend einen Gebrauch haben sollen; wie dieses im Folgenden noch umständlicher dargethan werden soll.

IV. Die Kritik der Vernunft hat die Frage: Quid juris? aufgeworfen, d. h. mit welchem Rechte wir reine Begriffe und Urtheile a priori von empyrischen Objekten gebrauchen können? und diese Frage dadurch beantwortet, daß sie zeigt, daß wir diese als Bedingungen von der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt, gebrauchen müssen. Es bleibt aber noch die Frage: Quid facti? zurück; d. h. ob wir diese Begriffe und Sätze a priori von empyrischen Objecten wirklich gebrauchen, oder nicht? Dieser Gebrauch kann nicht als ein unbezweifeltes Factum des Bewußtseyns betrachtet werden, weil dieses Bewußtseyn auf einer psychologisch zu erklärenden Täuschung beruhen kann.

Ferner bleibt noch die Frage zurück: Da diese Begriffe und Sätze bloß als Bedingungen von der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt ihre Realität haben, wie können sie auf bestimmte Ob-

 jekte

jekte der Erfahrung sich beziehen? Daraus, daß Objecte überhaupt z. B. im Verhältnisse von Ursache und Wirkung gedacht werden müssen, wenn eine Erfahrung überhaupt möglich seyn soll, läßt sich noch nicht begreiflich machen, warum z. B. eben das Feuer und die Wärme in diesem Verhältnisse stehen müssen?

Die Kritik der Vernunft antwortet zwar hierauf: dieses wird unmittelbar durch das Beurtheilungsvermögen bestimmt. Aber Beurtheilung kann, meiner Meinung nach, nur in der Vergleichung eines Objects mit einer Regel, wodurch es bestimmt wird, bestehen; nicht aber in Vergleichung des Objekts mit einer Regel, wodurch ein Objekt der Erfahrung überhaupt möglich ist. Wenn ich urtheile, z. B. dieser Teller ist rund, so vergleiche ich allerdings den Teller mit der a priori gedachten Regel, wodurch die runde Figur als Objekt bestimmt, und, durch diese Vergleichung, ein Merkmal des Tellers wird. Dahingegen das Verhältniß der Kausalität kein Merkmal der besondern empyrischen Objekte worauf es bezogen wird, sondern bloß Bedingung der Möglichkeit einer Erfahrung oder nothwendigen Verknüpfung zwischen empyrischen Objekten überhaupt ist.

Das Beurtheilen ist keineswegs die Funktion eines besondern Vermögens, sondern bloß ein

Urtheil über die Identität der Merkmale des Objekts mit bestimmten Begriffen; welche Identität in den Erfahrungsurtheilen gar nicht statt finden kann.

V. Die Kritik der Vernunft hat die in Beziehung auf sinnliche Objekte nothwendigen Vorstellungen, Zeit und Raum, nicht genugsam erörtert.

Sie hat gezeigt, daß Zeit und Raum keine empyrische Vorstellungen (keine Merkmale empyrischer Objecte) sind. Sie müssen also im Gemüthe a priori bestimmte Formen der Sinnlichkeit seyn. Aber daraus ist noch nicht bewiesen, daß sie ursprüngliche Formen sind; sie können durch irgend eine Funktion des Erkenntnißvermögens herausgebracht, und durch eine Täuschung der Einbildungskraft für ursprünglich gehalten worden seyn. Kann also die Art wie dieses hätte geschehen können, nach den uns bekannten psychologischen Gesetzen, gezeigt werden, so ist es dem Verfahren in Wissenschaften angemessener, die Entstehung dieser Vorstellungen aus Gründen zu erklären, als sie nach der Art der faulen Philosophie, für ursprünglich zu halten.

Nun aber können Zeit und Raum Formen oder Bedingungen a priori von der sinnlichen Wahrnehmung einer Verschiedenheit zwischen empyrischen Objekten

 seyn.

seyn. Sie beziehen sich also ursprünglich bloß auf Objekte, die durch innere Merkmale als verschieden von einander vorgestellt werden, nicht aber auf solche, die keine Verschiedenheit zulaßen. Ein Fluß z. B. dessen Theile gleichartig sind, wird ursprünglich nicht im Raume vorgestellt. Dieses geschieht erst durch Beziehung seiner gleichartigen Theile auf die angränzenden ungleichartigen Theile der Gegenstände am Ufer. Aber durch eine Täuschung der Einbildungskraft werden wir verleitet zu glauben, daß der Fluß an sich im Raume vorstellbar ist, u. d. gl. Da wir nun frühzeitig genug uns solche Beziehungen angewöhnt haben, so ist es kein Wunder, wenn wir die Vorstellung des Raumes nicht entbehren zu können glauben. Auch dieses kann mit der Zeit gezeigt werden.

VI. Die Kritik der Vernunft hat die ganze Lehre der Ideen erschlichen, indem sie dieselbe, aus der Natur der Vernunft herleitet, da sie doch, wie leicht zu zeigen ist, aus der Natur der Einbildungskraft ihren Ursprung nehmen.

Die Kritik der Vernunft deducirt die Ideen aus den Formen der Vernunft. Sie erklärt die Vernunft als das Vermögen der Principien. Ihr zufolge dringt die Vernunft auf Totalität des Verstandsgebrauchs (der bloß auf Erfahrung eingeschränkt ist). Die Ideen sind

sind also die Vorstellungen dieser Totalität, nach ihren verschiedenen Momenten. Aber diese ganze Lehre ist erschlichen. Nicht die Vernunft, sondern die Einbildungskraft dringt auf Totalität des Verstandsgebrauchs. Die Vernunft ist nicht das Vermögen der Principien, sondern, wie man sie bisher erklärt hat, das Vermögen nach Principien mittelbar zu urtheilen. Wie groß die Reihe der zu verbindenden Urtheile seyn soll, ist durch die Natur der Vernunft unbestimmt. Eben so wenig ist die absolute Nothwendigkeit der Principien durch die Vernunft bestimmt. Schließen heißt nichts mehr, als (aus hypothetisch angenommenen Principien) folgern. Die Vernunft bestimmt bloß die Form; die Realität, (materielle Wahrheit) der Principien selbst aber wird durch Sinnlichkeit und Verstand bestimmt.

Dahingegen ist es allerdings eine Funktion der produktiven (dichterischen) Einbildungskraft, empyrische Vorstellungen über die Gränzen der Erfahrung zu erweitern, und das was durch Bedingungen der Erfahrung eingeschränkt ist, absolut vorzustellen. Von dieser Art sind die Dichtungen der Ideale, die in keiner möglichen Erfahrung statt finden können. Dieser Trieb nach Totalität in unserer Erkenntniß, ist in dem Triebe nach der höchsten Vollkommenheit

heit gegründet. Die Vorstellung dieser Totalität als Objekt aber ist eben diesem Triebe zuwider — und beruht auf unserer Einschränkung.

Alles also, was die Kritik der Vernunft auf die sogenannten Vornunftideen gegründet wissen will, (Religion, Moral), ist in der That auf dem uns angebohrnen Triebe nach der höchsten Vollkommenheit gegründet, der nicht bloß als ein formelles Vernunftprincip, ihr eigenthümlich, sondern allen Vermögen gemein ist.

Was Religion und Moral durch die eine oder die andere Vorstellungsart dieser Ideen gewinnen oder verlieren werden? oder ob vielleicht beyde Vorstellungsarten in Ansehung ihrer gleichviel sind? ist hier der Ort nicht zu untersuchen. Sie sehen hieraus, wie die Kritik der Vernunft die Logik und Transzendentalphilosophie auf Kosten der Psychologie zu bereichern sucht; und wie das ganze Fundament meines Skepticismus auf die Entdeckung des unrechtmäßigen Verfahrens, so wohl des Dogmatismus als des Kritizismus beruht.

Siebenter Brief.

„Wohl! höre ich Sie hier ausrufen; „Sie wollen es mir nicht zugeben, daß der Skepticismus unter andern auch in der Behauptung, daß die Vernunft über die Gränzen unserer Erkenntniß nichts bestimmen kann, bestehe, sondern sie halten dafür, daß die Vernunft, nach angestellter Kritik, allerdings diese Gränzen bestimmen kann, und vor dem Gebrauche der Erkenntniß bestimmen muß. Sie halten meine skeptischen Einwürfe wider die kantische Kritik für ungegründet. Die Einwürfe wider Herrn Reinholds Fundamentallehre aber geben Sie größtentheils zu, und doch finden Sie selbst so viele und beträchtliche Mängel und Lücken in der Vernunftkritik, daß Sie dadurch berechtigt zu seyn glauben, eine eigne Kritik des Erkenntnißvermögens zu versuchen, und dadurch dem Skepticismus so wie dem Dogmatismus Gränzen vorzuschreiben. Wie fangen Sie es damit an? Welche Principien legen Sie Ihrer Kritik zum Grunde? Welche Gränze der menschlichen Erkenntniß wollen Sie als unüberschreitbar festsetzen? und welche unbezweifelte Resultate werden Sie herausbringen?

Diesen Fragen Genüge zu thun, ist die Absicht meines jetzigen Briefs. Da ich dieses alles im vor-

liegenden Werke umständlich behandelt habe, so werde ich mich hier mit einer kurzen Uebersicht desselben begnügen.

Ich gehe erstlich in meiner Logik von der Behauptung aus, daß die allgemeine Logik zwar von der transzendentalen getrennt, aber dennoch mit beständiger Rücksicht auf diese abgehandelt werden muß. Die logischen Grundsätze und Formen setzen transzendentale Principien voraus, ohne welche sie gar keine Bedeutung haben. Es kann ihnen also keine andere Bedeutung zukommen, als diejenige, die durch diese transzendentalen Principien bestimmt ist.

Das Objekt der Logik ist diesem zufolge zwar ein durch innere Merkmale unbestimmtes aber dennoch durch Bedingungen des Denkens eines reellen Objekts überhaupt bestimmbares x. Nicht das x in der Buchstabenrechnung, dem man eine jede Größe als Object, sondern das x in einer algebraischen Aufgabe, dem man nur eine durch die Bedingungen der Aufgabe bestimmbare Größe substituiren kann.

Dieses vorausgeschickt, schreite ich nun zur Bestimmung der logischen Grundsätze und Formen. Die logischen Grundsätze sind der Satz des Widerspruchs und der unmittelbar daraus abgeleitete Satz der Identität. Der Satz des Widerspruchs setzt schon ein gedachtes Objekt

jekt, d. h. eine Verbindung eines Mannigfaltigen in einer Einheit des Bewußtseyns, voraus. Widerspruch findet unmittelbar bloß zwischen entgegengesetzten Formen statt. A widerspricht dem non a hat logisch gar keine Bedeutung. Soll es eine Bedeutung haben, so muß es so viel heißen: a ist nothwendig, a ist wirklich, oder a ist möglich, widerspricht a ist nicht nothwendig, a ist nicht wirklich, a ist nicht möglich; oder auch a ist b, widerspricht a ist nicht b, d. h. eine Verbindung nach einer gegebenen Form, widerspricht einer Verbindung (in Beziehung auf eben dasselbe Verbundene), nach einer entgegengesetzten Form. Was hingegen keine Verbindung nach einer Form enthält, kann nicht im Widerspruche mit sich selbst gedacht werden. —

Nun gehe ich zur Bestimmung der Formen nach der Eintheilung der Vernunftkritik über.

I. Bemerke ich, daß die Formen der Quantität, Allgemeinheit, Partikularität, und Individualität von den ursprünglichen (nicht von andern abgeleiteten) Urtheilen gar nicht gebraucht werden, sondern bloß von den durch Schlüsse herausgebrachten Urtheilen, die aber (weil es abgekürzte Schlüsse sind), fälschlich für ursprüngliche Urtheile gehalten werden. Da ich aber dieses schon im vorhergehenden Briefe gezeigt, und mit Beispielen erläutert habe, so brauche ich mich, um Wiederhohlungen zu vermeiden, bloß darauf zu beziehen.

II. Die

II. Die Formen der Quantität: Bejahung, Verneinung und Unbestimmtheit (Unendlichkeit) haben allerdings i[illegible]n Grund. Bejahung bedeutet eine Realverbindung zwischen Subjekt und Prädikat, nach dem Grundsatze der Bestimmbarkeit, der weiterhin erklärt werden soll. Verneinung bedeutet eine Trennung, die in der schon gedachten Verbindung des Subjekts mit einem dem gegebenen entgegengesetzten Prädikat ihren Grund hat. Unendlichkeit bedeutet eine bloß subjektive Verbindung (durch die Identität des Subjekts), wodurch die Möglichkeit sowohl einer objektiven Verbindung als Trennung abgesprochen wird.

III. Der Relation nach werden die Urtheile in kathegorische, hypothetische und disjunktive Urtheile eingetheilt. Ich bemerke aber, daß die hypothetische Form nicht eine besondere Form der Urtheile, sondern die allgemeine Form der Schlüsse ist. Dieses Urtheil z. B. wenn a ist b, so ist es c, (wenn ein Dreieck gleichseitig ist, so ist es auch gleichwinklicht), ist mit diesem: a welches b ist, ist c (ein gleichseitiges Dreieck ist gleichwinklicht) gleichgeltend, und nur der äusseren Form oder des Ausdrucks nach, von demselben unterschieden.

Die allgemeinste Schlußform (die der ersten Figur, worauf alle übrigen reducirt werden können), ist wenn a ist b und c ist a, so ist c auch b. Hier haben wir also die eigentliche hypothetische Form.

Form. Ein Schluß ist also ein hypothetisches Urtheil, dessen Antezedens aus zwei Urtheilen, die ein gemeinschaftliches Glied haben, zusammengesetzt, und dessen Konsequens der Schlußsatz ist.

IV. Der Modalität nach, werden die Urtheile in apodiktische, assertorische und problematische Urtheile eingetheilt. Da ich aber den Erfahrungsgebrauch des Verstandes, aus Gründen die nachher gezeigt werden sollen, im Zweifel ziehe, so kann ich die assertorischen Urtheile nicht zugeben. Die Mathematik, wo die eigenthümlichen objectiven Urtheile statt finden, weiß nur von apodiktischen und problematischen Urtheilen, aber gar nichts von den assertorischen.

Ferner fehlte es der Logik bisher an der zu einer jeden Wissenschaft erforderlichen systematischen Einheit; man nahm mehr auf die äußere Form als auf das innere Wesen ihrer Bestandtheile, Rücksicht.

Man theilte sie gewöhnlich in die so genannten drei Operationen des Verstandes, in die Lehre von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen ein; ihre Theile wurden bloß nach einander geordnet, griffen aber nicht in einander.

Ich habe diesen Mangel abzuhelfen gesucht, ich zeige daß die sogenannten drei Operationen des Verstandes, ihrem Wesen nach, eine und eben

die

dieselbe Operation des Denkens ausmachen, und nur in gewisser Rücksicht von einander unterschieden sind. Ich zeige daher bei jedem dieser Theile seine mögliche Reduktion auf die andere. So weit von der allgemeinen Logik.

Meiner Kritik des Erkenntnißvermögens lege ich erstlich als Faktum des Bewußtseyns zum Grunde: Wir haben synthetische, nothwendige und allgemeine Urtheile, die sich a priori auf bestimmte Objekte beziehen. Ich werfe also die Frage auf: Da diese Urtheile erst durch die Objekte bestimmt sind, wie können sie sich a priori auf dieselbe beziehen? Daß z. B. eine gerade Linie die kürzeste zwischen zweien Punkten ist, konnte ich vor der Konstruktion der geraden Linie nicht wissen. Eben so wenig konnte ich vor der wirklichen Erfahrung wissen, daß die Sonnenstrahlen das Eis schmelzen. In beyden Fällen konnte ich bloß sagen: so ist es in meiner Wahrnehmung, nicht aber so muß es seyn. Eine jede gerade Linie die ich in der Zukunft konstruiren werde, wird die kürzeste zwischen zweien Punkten seyn; jedesmal wenn ich die Sonnenstrahlen in gehöriger Richtung und Entfernung vom Eise wahrnehmen werde, werde ich auch das Schmelzen des leztern wahrnehmen. Ganz anders verhält es sich hierinn mit den analitischen Urtheilen, die, weil sich ihr Princip (der Satz des Widerspruchs) auf ein unbestimmtes Ob-

jekt überhaupt bezieht, nicht erst durch bestimmte Objekte bestimmt werden.

Die Aufgabe ist also: man soll ein synthetisches Princip, (Grundsaz) das sich, so wie das analitische, auf ein Objekt überhaupt bezieht, ausfindig machen, woraus sich alle synthetischen sich auf bestimmte Objekte beziehenden Urtheile herleiten lassen?

Die Kritik der Vernunft antwortet hierauf: Dieses Princip ist, in Ansehung der synthetischen Urtheile der Mathematik, Möglichkeit einer Konstruktion, und in Ansehung der synthetischen Erfahrungsurtheile, Möglichkeit der Erfahrung überhaupt. Aber wie verschieden ist diese Beantwortung ausgefallen? Die Möglichkeit einer Konstruktion ist allerdings ein Grundsaz, worauf sich alle Säze der Mathematik zurück führen lassen. Ich denke die gerade Linie als die kürzeste zwischen zweien Punkten, weil nur dasjenige Denken Realität hat, was sich konstruiren läßt: nun läßt sich die gerade Linie nicht anders als die kürzeste konstruiren, also ꝛc.

Aber wie kann ich aus dem Grundsaze: alles was geschieht, geschieht nach den Gesetzen der Kausalität, diesen durch gegebenen Objekten bestimmten Saz herleiten, daß die Sonnenstrahlen das Eis nothwendig schmelzen. Aus diesem Grundsaze

sätze folgt nur, daß Objekte der Erfahrung überhaupt in Kausalverbindung mit einander gedacht werden müssen, keineswegs aber, daß eben diese Objekte es seyn müssen, die in diesem Verhältnisse stehen.

Die Beantwortung dieser Frage fällt also nach mir dahin aus: Wir wissen bloß von synthetischen Urtheilen in Beziehung auf Objekte einer möglichen Erfahrung überhaupt, nichts aber von synthetischen Urtheilen, die sich auf bestimmte Objekte wirklicher Erfahrung beziehen. Daß wir aber dennoch solche zu haben glauben, beruht, nach der Voraussetzung der Dogmatiker, ausser dem Erkenntnißvermögen; nach meiner philosophischen Entwickelung der humischen Erklärungsart aber, auf etwas bloß subjektives (Gewohnheit) d. h. ich bezweifele das Faktum, daß wir (objectiv-nothwendige) synthetische Urtheile in Beziehung auf bestimmte Objekte der Erfahrung haben; weil wir die Möglichkeit wie wir sie haben könnten, nicht einsehen, da ihre Möglichkeit bloß als subjektive Verbindungen allerdings, nach psychologischen Gesetzen, eingesehen wird. Nun komme ich auf das wichtigste in meiner Kritik des Erkenntnißvermögens, nämlich auf Bestimmung eines Kriteriums des reellen Denkens a priori.

Ich habe schon in meinem vorigen Brief bemerkt, daß die Kritik der Vernunft zwar mögliche Dar-

Darstellung, (mögliche Konstruktion, mögliche Erfahrung) a priori allem reellen Denken zum Grunde legt; sie hat aber kein Merkmal angegeben, woran man a priori erkennen kann, ob ein gegebenes Objekt darstellbar sey oder nicht? Ob das in einer Einheit des Bewußtseyns gedachte Mannigfaltige als Objekt darstellbar sey oder nicht, kann also nicht a priori, vor der wirklichen Darstellung, sondern erst durch dieselbe bestimmt werden. Das Objekt kann also blos in Ansehung seines empyrischen Gebrauchs, nicht aber an sich a priori erkennbar seyn. Daß z. B. ein Dreieck möglich ist, weiß ich bloß durch die wirkliche Konstruktion eines Dreieckes. Nun ist zwar diese Konstruktion in Ansehung des davon zu machenden empyrischen Gebrauchs a priori, d. h. ehe ich noch einen empyrischen Gegenstand dreieckigt in der Erfahrung finde, weiß ich schon zum voraus, daß ein solcher möglich ist. Die Möglichkeit des Dreieckes an sich aber erkenne ich erst durch die wirkliche Konstruktion.

Um ein solches Kriterium ausfindig zu machen, müßte ich die Natur des reellen Denkens, und worin es sich sowohl von dem bloßen formellen als dem willkührlichen Denken unterscheidet, genauer als bis jetzt geschehen ist, untersuchen. Ich fand, daß es dreierlei Arten von Verhältnisse giebt, worin das durchs Denken verbundene Mannigfaltige in Ansehung des Bewußtseyns überhaupt stehen kann.

1) Können Subjekt und Prädikat in einem solchen Verhältniß in Ansehung des Bewußtseyns überhaupt stehen, daß keines von beyden ohne das andere ein Gegenstand des Bewußtseyns überhaupt seyn kann. Von dieser Art sind alle sich einander wechselsweise erklärende Verhältnißbegriffe z. B. Ursache und Wirkung; Ursache als Begriff kann nicht ohne Wirkung, und Wirkung nicht ohne Ursache auf eine bestimmte Art gedacht werden. Ursache ist das was eine Wirkung hervorbringt, und Wirkung das was durch die Ursache hervorgebracht wird. Der Satz also, der die Verbindung von Ursache und Wirkung ausdrückt, ist ein analytisch-synthetischer Satz.

Ursache und Wirkung sind nicht identisch einerlei, und doch können sie nicht ohne einander bestimmt gedacht werden. Dieser Satz ist aber bloß formell; er drückt ein mögliches Verhältniß zwischen Objekten aus, läßt aber die Objekte selbst unbestimmt.

2) Können sie auch in dem Verhältniß stehen, daß ein jedes auch ohne dem andern (ausser der Verbindung) ein Gegenstand des Bewußtseyns ist. Von dieser Art sind alle willkührliche Verbindungen, z. B. ein Stein, der das Gold anzieht, u. d. gl. Subjekt und Prädikat können ohne einander im Bewußtseyn statt finden; das Denken derselben in einer Einheit des Bewußtseyns hat also keinen reellen Grund, und ist bloß willkührlich. Im formellen Denken ist eine bestimmte Einheit ohne ein Mannigfaltiges. Im willkührlichen ist es umgekehrt, ein bestimmtes Mannigfaltiges, ohne eine Einheit anzutreffen. Beyde können also kein reelles Objekt bestimmen.

3) Können sie in einem solchen Verhältnisse zu einander stehen, daß das Objekt ohne das Prädikat, dieses aber nicht ohne jenes ein Gegenstand des Bewußtseyns seyn kann. Von dieser Art sind alle a priori bestimmte reelle Objekte (der Mathematik) z. B. eine gerade Linie, ein rechter Winkel u. d. gl. Das Geradeseyn kann nicht ohne etwas das gerade ist, das Rechtseyn nicht ohne etwas das recht ist, im Bewußtseyn statt finden. Dahingegen ist dieses etwas, auch ohne das Geradeseyn und Rechtseyn ein bestimmter Gegenstand des Bewußtseyns (eine Linie, ein Winkel).

Ich stelle also folgenden Satz als Kriterium des reellen Denkens a priori auf:

Das gegebene Mannigfaltige muß in dem Verhältnisse zu einander stehen, daß das Subjekt auch an sich ohne das Prädikat, dieses aber nicht ohne jenes ein Gegenstand des Bewußtseyns überhaupt seyn kann.

Durch dieses Kriterium habe ich die eigentliche Bedeutung der in der Logik sogenannten unendlichen Urtheile, womit man sonst ein bloßes Zeichenspiel getrieben hat, (indem man bloß dadurch schon hinreichend zu bestimmen und von den Verneinenden zu unterscheiden glaubte, daß man die Verneinung von der Kopula auf das Prädikat schiebt), angeben können.

 Un-

Unendliche Urtheile sind, meiner Meinung nach, verneinende Urtheile, deren Grund aber nicht darinn besteht, daß im Subjekte schon ein, dem gegebenen entgegengesetztes Prädikat enthalten ist, (wie die eigentlich sogenannten verneinenden Urtheile) sondern darinn, daß so wenig das Prädikat als sein Entgegengesetztes eine mögliche reelle Bestimmung des Subjekts abgeben kann, weil beyde ohne einander im Bewußtseyn statt finden können. Ein Zirkel ist nicht viereckigt, ist ein verneinender Satz; das Viereckigtseyn ist der im Zirkel schon enthaltenen Bestimmung entgegengesetzt. Dahingegen dieser Satz: ein Zirkel ist nicht süß, ein unendlicher Satz ist, indem so wenig süß als sauer, eine mögliche Bestimmung des Zirkels ist. Die Herren Philosophen müssen sich also die Lust vergehen lassen, ohne diesen Probierstein, mit Begriffen allerhand Kombinationen vorzunehmen (unter dem Vorwand, daß sie sich einander nicht widersprechen) und demselben objektive Realität beyzulegen. Sie sprechen zwar von willkührlichen Begriffen; sie bestimmen aber nicht, worin dieses Willkührliche besteht? Hieraus ergiebt sich, daß alle empyrische Objekte, worinn dieses zur Bestimmung eines reellen Objekts erforderliche Verhältniß zwischen Subjekt und Prädikat nicht wahrgenommen wird, bloß, unter Voraussetzung dieses Verhältnisses, als reelle Objekte gedacht, nicht aber (da dieses Verhältniß nicht eingesehen wird), als solche erkannt werden können.

Die

Die Kritik der Vernunft hat das Erkennen vom bloßen Denken nur einseitig unterschieden; nämlich das bloße Denken ist eine bloße Form, ohne einen gegebenen Stoff auf ein unbestimmtes Objekt überhaupt bezogen. Dieses hat allerdings seine Richtigkeit. Aber ich finde noch eine Art des bloßen Denkens, die der vorigen gerade entgegengesetzt ist, nämlich einen gegebenen Stoff, durch eine bloße logische Form des Erkennens (das gedachte zur objektiven Realität erforderliche Verhältniß) als Objekt zu denken.

Gold, als ein gelbes, und (wie weit uns bekannt ist) allerschwerstes Metall ist diesem zufolge, so wenig als ein grünes allerschwerstes Metall ein reelles Objekt, da wir aber die Merkmale des Goldes, nicht aber die Merkmale dieses Metalls in Zeit und Raum verbunden finden, so halten wir uns berechtigt, das gedachte Verhältniß, obschon wir es nicht einsehen, dennoch im Golde, nicht aber in diesem Metalle vorauszusetzen, und das Gold als ein reelles Objekt zu denken. Diese Erörterung scheint mir sowohl an sich gründlich, als in Wissenschaften äusserst fruchtbar zu seyn. Doch darüber mögen andere urtheilen!

Ich bezweifle also den Erfahrungsgebrauch der Kathegorien aus einem doppelten Grund, erstlich aus der schon angeführten humischen subjektiven Erklärungsart dieses vermeintlichen Gebrauchs; und dann wieder aus dem Mangel des zu diesem Gebrauche erforderlichen Grundes, nämlich die Einsicht in

 dem

dem Verhältniß der Bestimmbarkeit (daß das Subjekt, als das Bestimmbare ein sich, das Prädikat aber nicht an sich, sondern als Bestimmung von jenem ein Gegenstand des Bewußtsehns seyn kann) an den empyrischen Objekten.

Die Kathegorien sind also nach mir nicht zum Erfahrungsgebrauch, sondern zum Gebrauche von a priori bestimmten Objekten der Mathematik bestimmt, und auf diese Art habe ich sie auch in diesem Werke dargestellt.

Hier haben sie also einen schwachen Umriß meines ganzen skeptischen Systems, das ich Ihnen und jedem Selbstdenker zur Prüfung vorlege, und bin mit aller einem Selbstdenker Ihrer Art gebührenden Hochachtung

Ihr

Philaletes.



Tafel
der
Bezeichnung der neunzehn gültigen Schlußarten
von völlig bestimmter Quantität,
die, ohne besonders bezeichnet zu werden, aus der Bezeichnung des Inhalts sich ergibt.

Z. B. ab + a ist offenbar ein allgemeiner Satz, weil a in ab enthalten ist; dahingegen a + ab, a + b u. d. gl. besondere Sätze sind, indem nicht alle, sondern nur diejenigen a, welche mit b verknüpft sind, sind b.

I. Figur.		II. Figur.		III. Figur.		IV. Figur.	
Bar.	ab + a	Cesar.	ab — (— b)	Darapt.	abc + ab	Baral.	abc + ab
	abc + ab		a(— b) + (— b)		abc + a		ab + a
	abc + a		a (— b) — ab		a + ab		a + ab
Celar.	ab — (— a)	Camestr.	ab + b	Felap.	ab — (— b)	Calen.	abc + ab
	abc + ab		a (— b) — b		ab + a		ab — a (— b)
	abc — (— a)		a (— b) — ab		a — (— b)		a (— b) — abc
Dar.	abc + ab	Fest.	ab — (— b)	Dias.	ab + abc	Dibat.	ab + abc
	a + abc		a + (— b)		ab + a		abc + a
	a + ab		a — ab		a + abc		a + ab
Fer.	ab — a (— b)	Baroc.	ab + b	Datis.	ab + a	Jes.	a (— b) — ab
	a + ab		a — b		ab + c		ab + a
	a — a (— b)		a — ab		c + a		a — ab
				Bocar.	ab — c	Ires.	a (— b) — b
					ab + a		b + a
					a — c		a — a (— b)
				Feris.	ab — (— b)		
					ab + c		
					c — (— b)		

Soll aber die Quantität nicht völlig bestimmt und die Perikularität also im weitern Sinne genommen werden, (so daß das Etliche nicht nur etliche, sondern auch alle heissen kann) so muß die Formel der partikulären Sätze seyn: (— x) a + (— b) d. h. nicht alle a sind non b, indem es auch a gibt, die b sind, wobei es noch immer unbestimmt bleibt, ob x a + b (alle a sind b) oder m a + b (etliche a sind b). Eben so ist auch die Formel der partikulär verneinenden Sätze: (— x) a + b, wobei es noch immer unbestimmt bleibt, ob x a + (— b) oder m a + (— b). Aus diesen Bezeichnungsarten kann gleichsam durch den bloßen Augenschein die ganze Theorie der Urtheile und Schlüße bewiesen werden.

